

shelf
M

Echo aus den Missionen
der Väter vom Heiligen Geist und unbefleckten Herzen Mariä

Organ der Bruderschaften vom Hl. Geist
und von den Sieben Schmerzen Mariä

Zwanzigster Jahrgang
Januar bis Dezember 1919

Knechtsteden Station Dormagen (Rhpr.) 1919
Druck und Verlag des Missionshauses

Inhaltsverzeichnis

Aufsätze

Unsere gefallenen Helden

Aus unsern Missionen

Ap. Vikariat Bagamoyo

Apost. Vikariat Kilimandscharo

Ap. Praefektur Nigeria

Ap. Praefektur Teffe (Brasilien)

Ap. Vikariat Madagaskar

Die Kongregation, ihre Mitglieder und Werke

Verschiedenes

Erzählungen aus den Missionen

Für Mußestunden

Unsere Toten

Bücher und Blätter

Missionsliteratur

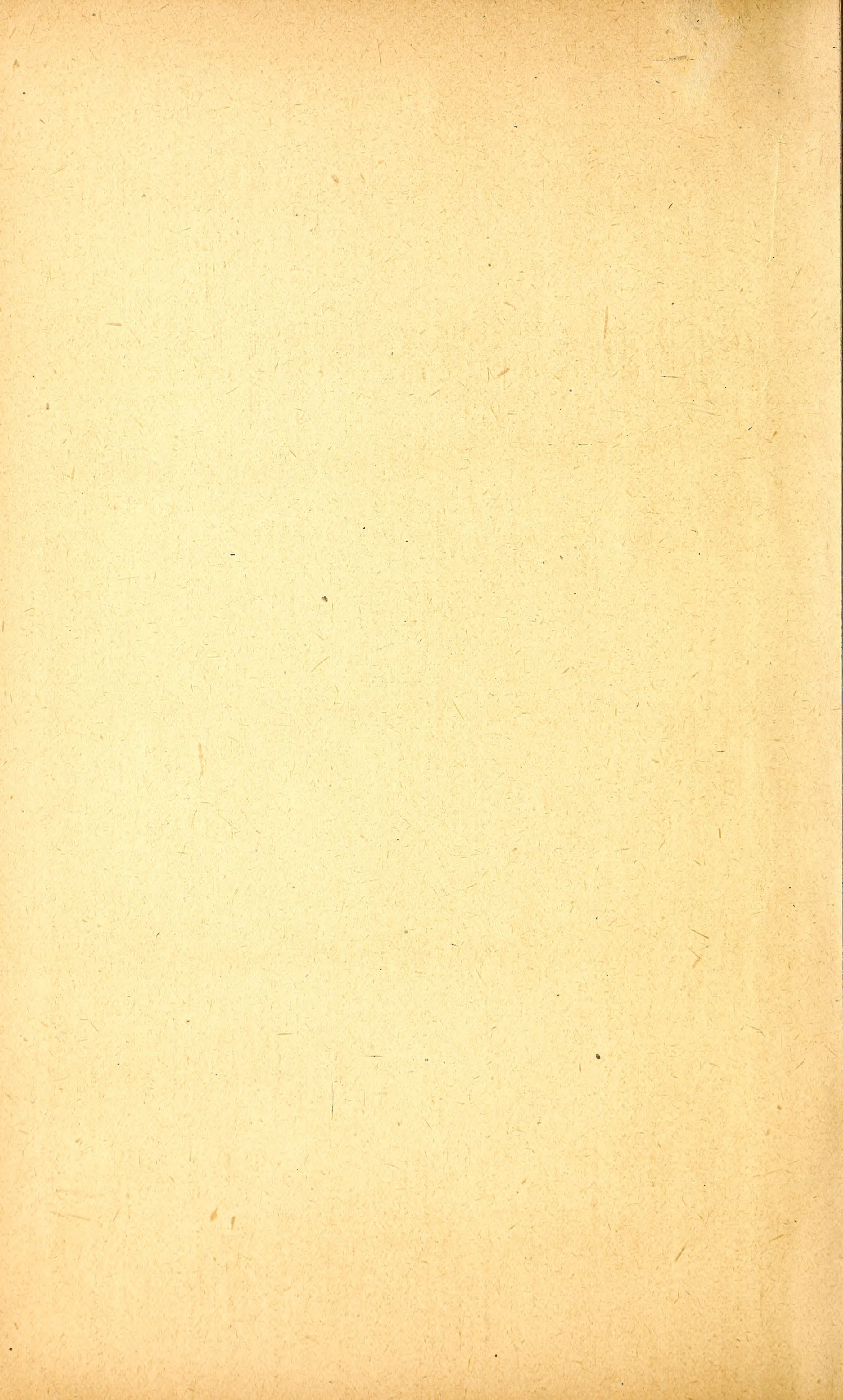
Bilderverzeichnis

1. Religiöse Bilder

2. Bilder aus unseren Missionen

3. Personenaufnahmen





Ersc[illegible]int mit Erlaubnis der britischen Behörden

Jan.-F[illegible] 1919 20. Jahrgang Heft 1 u. 2

Echo aus den Missionen
der Väter vom Heiligen Geist und unbefleckten Herzen Mariä

Ein mächtiger Fürbitter

Die Gottesgelehrten sagen, Gott sei das „bonum diffusivum sui", d. h. die sich beständig ausströmende und mitteilende Fülle alles Guten. Das gilt auch vom menschgewordenen Gott, von unserem göttlichen Heiland Jesus Christus. Die kürzeste Zusammenfassung und die beste Kennzeichnung seines Lebens hat uns der hl. Petrus mit den Worten gegeben: „Er ging vorüber, indem er Wohltaten spendete." Wohltatenspenden, das war in der Tat das ganze Leben des Heilandes. Wohltaten spenden, das war die große Leidenschaft seines heiligsten Herzens. Und als sein sichtbarer Vorübergang hinieden zu Ende war, da setzte er die heilige Eucharistie ein. Durch sie konnte er bei uns bleiben und sein Wohltun fortsetzen. Ja, im heiligsten Altarssakramente da spendet er uns nicht nur Wohltaten, da spendet er sich uns selbst mit Fleisch und Blut, mit Leib und Seele. mit Gottheit und Menschheit, da steht er mit seinem ganzen gottmenschlichen Sein und Können zu unserer freien Verfügung.

Das Wohltun haben denn auch die Heiligen dem Heiland abgelernt. Sie sind ja seine Jünger, seine Nachahmer und Nachbilder. Auch sie gingen vorüber, indem sie Wohltaten spendeten. Sie arbeiteten, sie beteten, sie litten, sie opferten sich ganz und gar für ihre Mitmenschen. War nicht das Leben so vieler Heiligen, auch bloß äußerlich betrachtet, eine einzige zusammenhängende Kette von Werken der Nächstenliebe? Hat aber der göttliche Heiland im Zustande der Verklärung sein Wohltun nicht aufgegeben, sondern da erst recht auf den Gipfel getrieben, so können auch die lieben Heiligen in den Wonnen und Freuden des Himmels der Nöten und Bedürfnisse ihrer Brüder im Jammertale nicht vergessen. Viel heißer als auf Erden brennt ja im Himmel ihre Nächstenliebe und im Himmel haben sie auch erst recht die Macht, den Menschen wirksam zu helfen.

Am 2. Februar begeht die Kongregation vom Heiligen Geist den Jahrestag des Todes ihres Stifters, des Ehrw. P. Libermann. Auch er war während seines Lebens ein Wohltäter der Menschen, er ist es nach seinem Tode geblieben. In einer Lebensbeschreibung, die wenige Jahre nach seinem Hinscheiden erschien, wird schon eine ganze Reihe wunderbarer Erhörungen und Heilungen aufgezählt, und dann heißt es weiter: „Viele andere Personen, darunter manche Epileptische, schreiben dankbar ihre Heilung der einflußreichen Fürbitte des Ehrw. P. Libermann zu. Vor allem aber sind unzählbar die geistlichen Gnaden und Wohltaten, die durch seine Vermittlung erlangt wurden."

Bei Gelegenheit der Wiederkehr seines Todestages möchten wir unsere Leser mit einigen Gnadenerweisen bekannt machen, die neuesten Datums sind. Vielleicht daß auch einige von ihnen Vertrauen fassen zu dem heiligmäßigen Ordensstifter und seine mächtige Hilfe erfahren.

Ein Brief vom 25. Juli an einen Pater des Missionshauses enthält u. a. folgendes:

„Durch Erkältung hatte ich mir ein schweres Leiden im Unterleib zugezogen. Weder die verschriebenen Mittel dreier Ärzte noch heiße Bäder verschafften dauernde Besserung. Ich kam an Kräften immer weiter zurück, so daß ich die Hoffnung auf Heilung gänzlich aufgab. Durch gütige Vermittlung bekam ich nun eine Reliquie von P. Libermann. Ich hatte großes und felsenfestes Vertrauen auf seine wunderbare Gnadenhilfe und machte gute Vorsätze bezüglich meiner ferneren Amtstätigkeit, wenn ich wieder gesund werden sollte.

Und siehe, die Heilung und Kräftigung ging so rasch, daß ich selbst und alle, die den Fall kannten, an eine wunderbare Hilfe fest glauben. Da ich es noch keinen Tag an einer entsprechenden Dankesbezeigung fehlen ließ, wurde die Heilung bald zu einer dauernden und vollständigen.

Hauptlehrer J. H. in M."

Ein anderer Brief aus ungefähr derselben Zeit lautet:

„Lange Jahre hindurch hatte ich ein schweres Nervenleiden. Ich suchte Hilfe bei verschiedenen Ärzten, aber vergebens. Da nahm ich meine Zuflucht zum Ehrw. P. Libermann, verschaffte mir eine Reliquie von ihm und fühlte alsbald große Erleichterung. Dank meinem himmlischen Wohltäter, daß er mich so schnell von meinem jahrelangen Übel befreit hat.

Frl. J. R. in M."

Noch ein dritter Brief liegt uns vor, der gleichfalls ein Beweis dafür ist, wie P. Libermann gerne und schnell einem jeden hilft, der ihn mit Vertrauen anruft. Die Empfängerin der Gnadenerweisung schreibt:

„P. Liebermann hat geholfen! Hatte seit Jahren viel zu leiden. Eine Krankheit folgte der andern, zuletzt bekam ich ein schweres Nervenleiden. Seitdem ich mich im Gebet an den Ehrw. P. Libermann gewandt habe, geht es bedeutend besser. Bin wieder fähig zu arbeiten und habe keinen Rückfall mehr.

W. L. in B."

Lieber Echoleser! Steigt nicht angesichts solcher Tatsachen auch in deiner Seele Vertrauen auf zum Ehrw. P. Libermann? Vielleicht schleppst auch du schon jahrelang eine Krankheit mit dir herum. Vielleicht hast du gar wie die blutflüssige Frau des Evangeliums schon ein Vermögen für Ärzte und Kuren aufgewandt, aber keine



Der ehrwürdige Pater Libermann

Heilung gefunden. Möchtest du da nicht den kostenlosen Versuch mit einer Novene zum Ehrw. P. Libermann machen? Sollte er, der schon so vielen geholfen, nicht auch dir helfen?

In allerlei Krankheiten und Nöten hat P. Libermann schon geholfen, am häufigsten aber bei Nervenkrankheiten. Die Nervenkrankheiten scheinen so sein besonderes Gebiet zu sein. In der oben angeführten Stelle aus seiner Lebensbeschreibung heißt es schon, daß unter den auf seine Fürbitte geheilten Personen auch manche Epi=

leptiker oder Fallsüchtige waren. An demselben Orte berichtet der Verfasser noch mehrere Fälle von Nervenheilungen. Auch seither hat P. Libermann oft Befreiung von ähnlichen Leiden erwirkt und unter den oben mitgeteilten Fällen befinden sich wiederum zwei Heilungen von Nervenleiden. Wer das Leben des Ehrw. P. Libermann kennt, wird sofort den Grund dieser seiner Vorliebe für Nervenkranke verstehen. Libermann litt nämlich selbst während seines Lebens zehn Jahre lang an der Fallsucht und schien infolge dieser Krankheit für immer vom Priestertum ausgeschlossen zu sein, als ihn seine himmlische Mutter auf einer Wallfahrt nach Loreto wunderbar heilte.

Sollte deshalb, lieber Leser, deine Krankheit zufällig auch ein Nervenleiden sein, oder sollte sich unter deinen Verwandten oder Bekannten eine Person mit gerade einer solchen Krankheit befinden, so dürft ihr euch mit voller Zuversicht an den Ehrw. P. Libermann wenden.

Eine Person aus der Umgegend von Paris, welche am sogenannten Veitstanz litt ließ sich am letzten Tage einer Novene zum Ehrw. P. Libermann an sein Grab in Chevilly bringen. Als sie dort angekommen war, bekam sie einen heftigen Anfall ihrer Krankheit und vom Schmerz überwältigt, rief sie aus: „Verehrter Vater, wenn du auch Kopfweh hattest wie ich, wirst du mich heilen." Im selben Augenblick wurde sie gesund. Rufe auch du, lieber Leser, mit demselben Vertrauen den Ehrw. P. Libermann an. Dann wirst ohne Zweifel auch du von P. Libermann erhört werden.

Ein mißglückter Missionsversuch

Es wird nicht überraschen, wenn unsre Blätter auch einmal des einen oder andern der großen Missionare aus der Vergangenheit erwähnen. Heute bieten wir ein Kapitel aus dem Missionsleben des hl. Kolumban. Wir entnehmen es dem Buche „Der hl Kolumban, sein Leben und seine Schriften", das unser Mitbruder, P. Johannes Joseph Laux C.S.Sp., eben bei Herder in Freiburg erscheinen läßt.

Nach einer langen und mühevollen Reise kamen unsere Glaubensboten, die wir bei Selz verlassen hatten, endlich in der jungen Bischofsstadt Basel an. Hier trennte sich nach einer alten Überlieferung, Ursicinus von seinen Mitbrüdern. Er ließ sich zuerst an den fruchtbaren Ufern des Bieler Sees nieder, wo er eine kleine Christengemeinde gründete. Dann kam er in die schroffen und jähen, von dichten Tannenwäldern bedeckten Felsschluchten, die den obern Lauf des Doubs beherrschen. Bald sammelten sich dort Schüler in so großer Zahl um ihn, daß er sich genötigt sah, im Grunde der Talschlucht am Ufer des Flusses, wo breiterer Raum war, Hütten für sie zu bauen. So entstanden Kloster und Stadt St Ursitz. Mit den übrigen Mön-

chen setzte Kolumban die Reise rheinaufwärts fort; aber anstatt nach seinem ursprünglichen Ziel, dem Bodensee, weiterzufahren, verließ er, wahrscheinlich bei Waldshut, den Rhein, folgte dem Lauf der Aare und der Limmat und gelangte nach Zürich.

Das Kastell Turegum, wie Zürich damals hieß, war zur Römerzeit ein nicht unbedeutender Ort gewesen; lag es doch an der großen Handelsstraße, die von Italien über den Septimerberg nach Gallien führte. Die alte Herrlichkeit aber war längst dahin. Die Burg, die Tempel und die andern öffentlichen Gebäude waren nur noch ein von Gestrüpp und Gebüsch überwachsener Trümmerhaufen. Die lange vernachlässigte Landstraße hatte sich in sumpfige Wiesen verwandelt. Wald bedeckte den Albis und füllte die Talgegenden; der ganze Arbongau war unübersehbares, trauriges Ödland. Die langen Kriege, worin die Römer den freien Alamannen, diese dem Heer der Franken unterlagen, hatten alles der Verwilderung preisgegeben. Nur hin und wieder tauchte ein Weiler oder Gehöft aus der Wildnis auf, wo die Überreste des einstmals so tapfern rätischen Volkes als Leibeigene die Äcker ihrer neuen Herren bebauten.

Ein Bild von entzückender Schönheit bot sich den Augen der naturfrohen Kelten dar, als sie aus dem Waldesdunkel heraustraten und die kristallklare Fläche des Züricher Sees vor sich sahen. Ruhig und friedlich in das liebliche Hügelgelände eingebettet lag er vor ihnen, ewig von den gletschergepanzerten Riesen der Alpenwelt bewacht.

Es war Kolumbans erster Anblick der Alpen, jener

> Burgen der Natur mit Riesenwall,
> Die mit der Stirn sich in die Wolken wagen
> Wo die Ewigkeit bewohnt die Eiseshall',
> In kalter Hoheit der Lawine Fall,
> Die Schneegewitter ihre Spiele treiben,

und gewiß schlug sein Herz höher und brachen seine Lippen in Lob- und Jubellieder aus: Benedicite glacies et nieves Domino, laudate et superexaltate eum in saecula. Benedicite montes et colles Domino, laudate et superexaltate eum in saecula — „Eis uud Schnee, preiset den Herrn; lobet und erhebet ihn über alles in Ewigkeit! Berge und Hügel, preiset den Herrn; lobet und erhebet ihn über alles in Ewigkeit!" ...

Als Xerxes zögerte, so erzählt Herodot, wider Griechenland zu Felde zu ziehen, bewog ihn Mardonios schließlich doch dazu, indem er ihm einredete, unter allen Sterblichen verdiene der Großkönig allein, ein Land von solch wundervoller Schönheit und Fruchtbarkeit zu besitzen. Hatte Kolumban bis dahin noch Zweifel gehegt, ob er die geistliche Eroberung Helvetiens versuchen sollte, so verschwand jedes Bedenken in den Stunden stiller Betrachtung des göttlichen Wunderwerkes, das vor ihm ausgebreitet lag: wer anders als der große König des Himmels verdiente die ungeteilte Herrschaft über dieses Meisterwerk seiner Schöpfung?

Nach einer kurzen Rast in Zürich zogen die Missionäre dem linken Seeufer entlang bis zum Ausfluß der Limmat in den Obersee, wo sich viele Alamannen, von dem milden Klima und der Fruchtbarkeit des Bodens angezogen, niedergelassen hatten. Tuggen, ihr Hauptort, lag am Fuße des Buch-

berges, dicht an der Linth, die sich damals wie ein See über das ganze Tal ausbreitete. „Der Ort gefiel ihnen“, heißt es in der alten Lebensbeschreibung des hl. Gallus[1], „aber es mißfielen die verkehrten Gewohnheiten der Bewohner, die grausam und boshaft waren, Götzenbilder verehrten, den Dämonen in einsamen Gehölzen Opfer darbrachten, Wahrsagerei, Zauberei und andere abergläubische Dinge trieben.“ Hier war demnach ein weites Arbeitsfeld für ihren apostolischen Eifer, und kaum hatten sie ihre Zellen auf der Höhe zwischen Tuggen und Wangen errichtet, als sie auch schon anfingen, mit echt keltischem Ungestüm es zu bebauen.

Gallus nahm hier einen hervorragenden Anteil an dem Predigtwerk. Nicht weniger kühn als Kolumban, war er zudem der deutschen wie der lateinischen Sprache mächtig, was ihm in dem rein germanischen Gebiete sehr zu statten kam. Täglich unterrichtete er die Bewohner in den christlichen Wahrheiten, lehrte sie den dreieinigen Gott, den Vater, den Sohn und den Heiligen Geist, anbeten und forderte sie auf, ihre Götzen zu zerstören und von ihren abergläubischen Bräuchen abzulassen. Gleichwohl verharrten die Tugener, all diesen Belehrungen und Ermahnungen zum Trotz, in ihrem Aberglauben und opferten nach wie vor ihren Göttern Herdenvieh und Pferde. Da ward Gallus von seinem Feuereifer zu rascher Tat hingerissen: er zündete den Götterhain an und schleuderte die zubereiteten Opfergaben in den See. Allein Eifer, der nicht von Klugheit geleitet wird, führt selten zum erwünschten Ziel. Das ganze Volk geriet über das kühne Vorgehen des Fremdlings in Aufruhr. Seine bisherige Gleichgültigkeit schlug in tötlichen Haß um. Eine Versammlung der freien Männer wurde auf der Stelle einberufen. Es wurde einstimmig beschlossen, Gallus als den Hauptschuldigen zu töten und Kolumban mit Rutenstreichen aus dem Lande zu verjagen.

Von der drohenden Gefahr beizeiten unterrichtet, entschloß sich Kolumban, dem Anschlag durch schnelle Abreise zuvorzukommen. Hatte doch der Apostel gesagt: „Weichet dem Zorne aus“, und der Heiland den Jüngern befohlen: „Wenn sie euch nicht aufnehmen, so schüttelt den Staub von den Füßen und ziehet von ihnen hinweg“. Warum sollte er auch unfruchtbare Herzen noch länger fruchtlos begießen? In Gottes großem Weinberg gab es gewiß andere Stellen, wo reichlichere Ernte zu erhoffen war. Bevor er aber dem undankbaren Volke den Rücken kehrte, kündete er ihm, weil es die Gabe Gottes verschmäht hatte, die göttlichen Strafgerichte an. „Gott, Herr des Himmels“, sprach er, „dessen Wille die ganze Welt regiert, schlage mit Unheil dieses Geschlecht, damit, was es Übles deinen Knechten zudenkt, auf sein Haupt falle und sich an ihnen das Wort des Psalmisten erfülle, der da sagt: „Sein Schmerz wird auf seinen Kopf kommen und sein Frevel auf seinen Scheitel fallen“[2] (Ps. 7, 17). Man sieht, das Alter hat das Feuer seines Charakters nicht im geringsten gedämpft. Wie er ehedem seine Stimme furchtlos gegen die Laster der christlichen Fürsten erhoben hatte, so erhebt er sie jetzt gegen die Greuel des Heidentums. Er sah seine Mühen und die Mühen seiner Gefährten zur Rettung jenes Volkes vereitelt und die heidnischen Schand-

[1] Wettinus, Vita S. Galli 5. Über den Wert dieser Vita vgl. Wattenbach, Deutschlands Geschichtsquellen I 119 f.

[2] Wettinus, Vita S. Galli 5.

taten weiterwuchern, daher dieser Ausbruch des gerechten Zornes. Weit schärfer sind die Verwünschungen und Drohungen, welche die Propheten gegen die Götzendiener und selbst gegen Israel erließen, als es sich zu den falschen Göttern gewandt. „Es ist nicht das Gefühl der Rachsucht und Lieblosigkeit, das den Heiligen solche Wünsche und Worte eingibt, sondern des Schmerzes und Unmutes über die Gott entzogene Ehre, also im Grunde die Liebe zu Gott und zu den Irrenden. Der Uneingeweihte heißt diesen Zorn Fanatismus, wir nennen ihn lieber mit Joseph de Maistre den Zorn der Liebe."[1]

Um eine schöne Hoffnung ärmer, aber keineswegs entmutigt ergriffen die Mönche von neuem den Wanderstab. Zu Wasser, zu Lande, wie es sich gerade traf, zogen sie in nordöstlicher Richtung weiter, bis sie zu dem alten Römerlager Arbon am südlichen Ufer des Bodensees kamen. Willimar, der Pfarrer des Ortes, eilte ihnen mit seinen zwei Diakonen entgegen und begrüßte sie mit dem schönen Psalmwort: „Gesegnet sei, der da kommt im Namen des Herrn!" — „Aus der Ferne hat uns der Herr gesammelt", antwortete Kolumban mit einem andern biblischen Spruch, und die Freundschaft war im Herrn geschlossen. Willimar führte seine Gäste zuerst in die Kirche, wo sie ein gemeinsames Gebet verrichteten und Gott danksagten, der sie aus so vielen Gefahren errettet. Bei der einfachen Abendmahlzeit las Gallus auf Kolumbans Geheiß einen Abschnitt aus der Heiligen Schrift vor und wußte den verborgenen Sinn des göttlichen Wortes so vortrefflich zu erschließen, daß Willimar über seine Rednergabe staunte und vor Rührung sich der Tränen nicht erwehren konnte.

Nachdem die Pilger sieben Tage die Gastfreundschaft des guten Pfarres genossen und ihm „die leibliche Nahrung mit geistiger Speisung ersetzt hatten", berieten sie über ihre nächsten Schritte. In Arbon selbst war ihres Bleibens nicht; denn hier hatte die Vorsehung genugsam für die religiösen Bedürfnisse des Volkes gesorgt. Heiden und Halbheiden gab es aber noch viele in der Umgegend, und es wurde beschlossen, trotz der schlimmen Erfahrungen in Tuggen ihre Missionierung zu unternehmen. Kolumban erkundigte sich bei Willimar, ob er in der Nähe einen Ort kenne, der sich für eine klösterliche Niederlassung eigne. Dieser wies ihn hinüber nach Bregenz, einem in Trümmer liegenden und deshalb zum königlichen Fiskus gehörenden Römerort; dort sei der Boden fett und für den Feldbau geeignet; an Wasser, Wald und Wiese fehle es auch nicht, da der Rhein und der See ganz in der Nähe seien und hohe Berge die Gegend von drei Seiten umschlössen. Kolumban glaubte nun endlich den Ort gefunden zu haben, welchen er von dem König erbitten wollte, und ließ sich noch an demselben Tage, von Gallus und einem Diakon Willimars begleitet, nach Bregenz hinüberfahren, um den Ort selbst in Augenschein zu nehmen.[2]

---

[1] Rademacher, Seelenleben der Heiligen 216.

[2] **Der hl. Kolumban, sein Leben und seine Schriften.**
Von Johannes Joseph Laux C. S. Sp.
III. Teil. In deutschen Landen 2. Im Herzen der Schweiz



Aus unsern Missionen



Die Nigermission der Väter vom Heiligen Geist

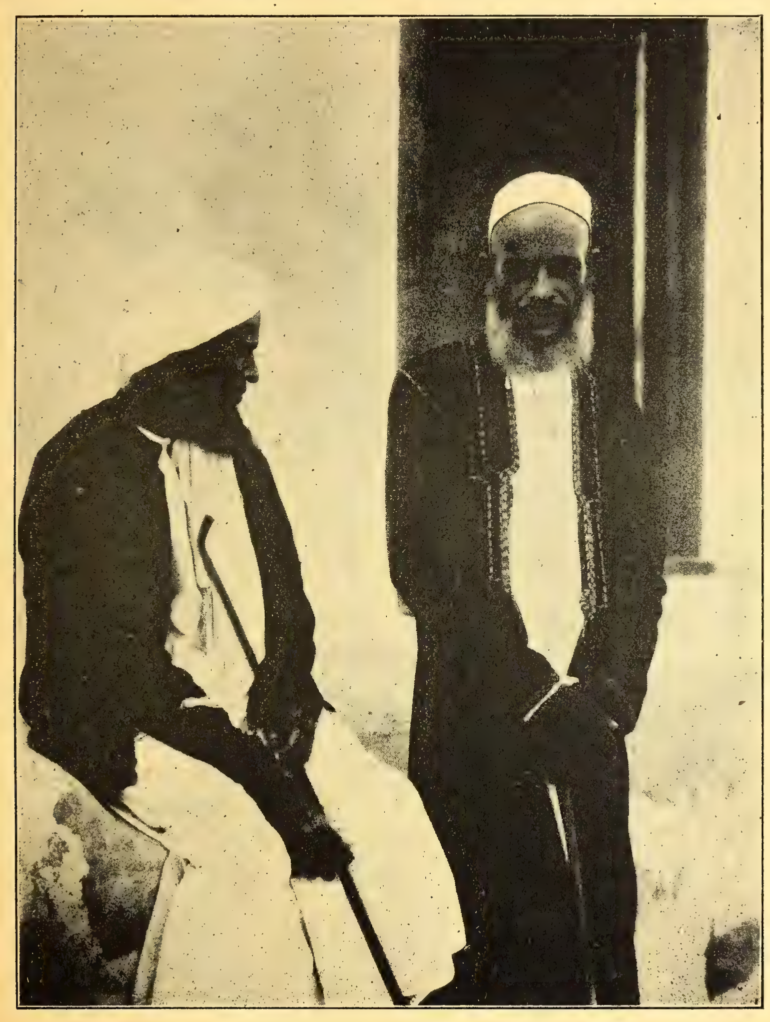
Unter den vielen afrikanischen Missionen, die von den Vätern vom Heiligen Geist verwaltet werden, ist Englisch-Mittel-Nigeria eine der blühendsten. Einem Berichte über die einzeln Stationen der Präfektur schickt Msgr Shanahan einige einleitende Worte vorauf, die gewiß das Interesse unserer Leser finden werden. Auf den ausführlichen Bericht kommen wir noch zurück.

Im Januar 1915 hatte die Mission Mittelnigeria ihren ersten Katholikentag. Mancher wird lachen, wenn er das Wort hört, das in der Sprache der Afrikaner nicht gerade gebräuchlich ist. Und doch ist es wahr, daß wir eine wirkliche Tagung hatten, mit Reden, Berichterstattungen und Beschlüssen. 35 Haupt- und Nebenstationen hatten dem Aufruf des Apostolischen Präfekten Folge geleistet und Abgeordnete und Redner entsandt. Die Schwarzen sind unermüdliche Sprecher, um nicht zu sagen Schwätzer, und die Verhandlung würde sich auch diesmal bedenklich in die Länge gezogen haben, wenn nicht von vorneherein die Zahl der Redner begrenzt und die Dauer ihrer Reden bestimmt worden wären. Drei Fragen, wahre Lebensfragen für die Mission wurden klar geregelt: 1. der heidnische Titel, 2. die Mmo und ihre öffentlichen Kundgebungen und 3. die heidnischen Ehegebräuche.

1. **Der heidnische „Titel“** ist eine Auszeichnung, wodurch deren Besitzer in die höchste Rangstufe der Negerhierarchie versetzt wird. Diese Hierarchie bildet eine geheime Gesellschaft, die sich „Ozos“ nennt, eine wahre Negerfreimaurerei mit religiöser, gesellschaftlicher, politischer und wirtschaftlicher Organisation. —

Auf religiösem Gebiet ist der Titelträger Priester der Familie. Jedes Opfer wird von ihm im Einvernehmen mit dem Zauberer des Ortes geregelt. Eine Familie ohne Titelträger ist ein Haus ohne Altar. Nach dem Glauben der Neger ist die Seele des Titelträgers für eine glückselige Ewigkeit bestimmt, auf die sie sich durch zeitweilige Seelenwanderung vorbereitet. — Die soziale Bedeutung zeigt sich darin, daß nur der freie Mann den Ozotitel erwerben kann. Man könnte ihn dem Reichen oder Adeligen zur Zeit des Lehenswesens vergleichen, der Recht über Leben und Tod besaß. Die übrigen Eingebornen — weniger als die Leibeignen des Mittelalters — sind nach der Bedeutung des einheimischen Wortes „Umuilo“ umherirrende Hunde, die von den Vorübergehenden ihre Bissen erbetteln.

Als notwendige Folge ergibt sich daraus die Sklaverei. Wie der Titelträger alle Gewalt in sich vereinigt, so erhält er auch bei öffentlichen Feierlichkeiten, Hochzeiten usw. alle Ehrungen. — Politisch kommt kein Gesetz zustande, das nicht zuvor von dem Titelträger



Maskataraber aus Bagamoyo
Mit Erlaubnis des Kunstverlags Walter Dobbertin Daressalam u. Tanga D. O. A.

genehmigt wäre. Bei Streitigkeiten und Verhandlungen von Ort zu Ort, ja selbst bei Kriegserklärungen hat er das entscheidende Wort. — Das ganze Wirtschaftsleben hängt von dem Titelträger ab. Ihm gehört das Land, er allein hat das Recht, es zu

besitzen. Er bestimmt fernerhin, was „tabu"[1] ist und bringt so sehr oft die Armen um die ihnen zugänglichen Lebensmittel. Ja, er geht soweit, sich die Ernte der Kokusnüsse vorzubehalten, die den Reichtum des Landes ausmachen.

So viel Ehre und Macht verdrehen dem Neger den Kopf. Was Wunder, wenn er den Ehrgeiz nicht los wird, sich um den Titel zu bemühen. Die Durchgangsstufen sind aber recht beschwerlich, und überdies ist eine Summe von 6000 — 7000 Franken zu zahlen. Er erreicht sein Ziel, wenn er eine seiner Frauen verkauft — die Vielweiberei ist hier bei den heidnischen Negern selbstverständlich — oder eines seiner Kinder oder einen seiner Brüder, falls er der Älteste ist. — Nachdem die Einrichtung des Titelträgers in all seinen Formen und Graden sorgfältig geprüft worden war, wurde er trotz Widerspruchs der äußersten Linken einstimmig verworfen.

2. Die Mmo oder Geister. Mit Behandlung dieser Frage kam die Neugierde der anwesenden Frauen auf den Höhepunkt. Sie sollen nämlich nichts wissen von allem, was auf den Mmo Bezug hat. Der Mmo ist der Geist, dessen Ursprung und Macht durch verschiedene Masken angedeutet werden. Kein Fest, keine Geburt, keine Hochzeit, keine Trauerfeierlichkeit ohne den Mmo. Jeder Teil des Jahres hat seinen Mmo. Unkenntlich unter ihrer häßlichen Vermummung, sicher vor Strafe, ja geschützt durch eine Geleitmannschaft, geben sich die Mmo aller Art von Ausschreitungen hin, die zuweilen von geradezu empörender Sittenlosigkeit sind. Einige wenige nicht anstößige Verkleidungen erinnern an unsere Karnevalsmaskeraden. — Der Katholikentag sprach sich ganz entschieden dahin aus, daß kein Christ zur Mmogesellschaft gehören noch an ihren öffentlichen Umzügen teilnehmen könne.

3. Die Eheschließungen. Der Missionar weiß, auf welche Schwierigkeiten sein Eifer stößt, wenn er Anstrengungen macht, die Zahl der christlichen Familien zu vermehren. Ist die Familie reich, so wird hierzulande der Knabe im Alter von neun Jahren mit einem Mädchen verlobt, das ihm die Mutter kauft. Ein Jüngling aus einer weniger begüterten Familie kauft sich sobald als möglich selbst seine

[1] Tabu ist ein polinesisches Wort vom Tongan-Dialekt: es setzt sich zusammen aus den Wurzelwörtern ta, gekennzeichnet, und bu, Adverbium der Betonung und des Nachdruckes. Es bedeutet also auf besondere Weise gekennzeichnet, und wird auf alles angewandt — Personen, Tiere, Pflanzen, Orte, Worte, Handlungen, etc. —, was durch die kompetente Autorität als heilig und verboten angegeben worden ist; die Übertretung ist unter Sünde oder Befleckung verboten und hat den Tod, Krankheit oder einen anderen Nachteil zur Folge, wenn man nicht rechtzeitig losgesprochen ist und durch eine entsprechende Buße, gewöhnlich eine Gabe oder ein Opfer, den Fehltritt gesühnt hat. (Le Roy-Klerlein, Die Religion der Naturvölker 235)

zukünftige Frau, die sich dann nicht mehr selbst angehört, sondern Sache, Eigentum ihres Mannes wird, und was schlimmer ist, nach barbarischem Landesgebrauch gemeinster Entehrung verfällt. Sie gilt nicht als Gattin, und deshalb gibts ihr zu Ehren weder Festlichkeit noch Tanz am Hochzeitstag. Ihre Freundinnen halten sich fern. Da kommt nun alles auf den jungen Mann an. Und darum kann unsere Folgerung nur lauten: Mit allen Mitteln ist an der Heranbildung christlicher Jünglinge zu arbeiten, die von früher Jugend an an die christliche Wahrheit in sich aufgenommen haben und damit den Abscheu vor dem Laster und die Liebe zur Tugend.

Der letzte Beschluß betraf die **Schulen.** Er konnte uns nur darin bestärken, auf dem Wege voranzuschreiten, den wir in Nigeria betreten haben, um gute Christen und folglich gute Familien zu gewinen — nämlich durch die Schule. Sie hat ihre Verteidiger und ihre Gegner. Statt aller unfruchtbaren Wortstreiterei lassen wir die Zahlen sprechen und stellen für die Jahre 1912 und 1917 eine vergleichende Tabelle zusammen. Sie zeigt überzeugender als hohle Redensarten, daß die Steigerung der Christenzahl bedingt ist durch die Zunahme unserer Schüler. Wenn einer meint, Schüler taufen sei keine große Sache, so sage ich meinetwegen! ich deute ihn aber zugleich hin auf einen andern in die Augen springenden Fortschritt in der Statistik: die christlichen Ehen! Größtenteils wurden sie von Schülern geschlossen, die in den letzten 10 oder 14 Jahren unsere Schulen besuchten.

Statistik für die Jahre 1912 und 1917

	1912	1917		Unterschied
Patres:	17	17	—	0
Brüder:	10	6	—	4
Katecheten:	124	506	+	382
Hauptstationen:	7	9	+	2
Katechetenposten:	38	280	+	242
Katholiken:	5563	10829	+	5226
Taufbewerber:	5368	32449	+	27081
Schulen:	46	287	+	241
Schüler:	6578	20000	+	14422
Taufen:	1119	2326	+	1127
Christliche Familien	387	601	+	254
Osterkommunionen:	2335	4220	+	1986

Die Statistik verzeichnet bei 20000 Schülern nur 10829 Katholiken. Es sei ausdrücklich darauf hingewiesen, um dem Gedanken an voreilige Bekehrungen oder Massentaufen zu begegnen. Eine neue Schule ist nicht auch schon eine neue Christengemeinde! — Jeden Tag ist eine Stunde Religionsunterricht, bei dem der im „Code of Education" (Amtlicher Unterrichtsplan) genehmigte Kate-

chismus erklärt wird. Aber erst nach drei oder vier Jahren findet die Prüfung für die Zulassung zur heiligen Taufe statt. Schließlich übersteigt noch die Zahl der Katechumenen ganz beträchtlich die der Schüler.

Wohl längst wären die Nigeriamissionare den Strapazen erlegen, wenn sie die vielen Posten zu Fuß besuchen müßten. Vor zehn Jahren noch galt das Fahrrad als Luxusartikel. Und hat es uns auch unschätzbare Dienste geleistet, so haben doch schreiende Bedürfnisse es in den zweiten Rang zurückgedrängt. Das Motorrad nimmt heute seine Stelle ein. Besonders große Auslagen waren für uns mit dieser Anschaffung nicht verbunden. Fünf von den acht Rädern, die die Straßen der Präfektur durchsausen, wurden von unsern Christen bezahlt. Und nun läßt sich der glückliche Missionar unserer Tage ohne Ermüdung in einigen Stunden, falls er nicht stecken bleibt, bis an die äußersten Grenzen seines Gebietes fahren.

Bald sollen in 100 und 200 km Entfernung von Onitsha zwei neue Stationen eröffnet werden. Überallhin rufen sie uns, und wir müssen vorangehen, um die steigende Woge des Protestantismus zurückzudämmen. Die Ernte ist reif! Möge der göttliche Meister uns Arbeiter senden! Trotz sechs-, acht-, zehn- und zwölfjährigem Afrikaaufenthalt herrscht eine wahrhaft tröstliche Arbeitslust unter unsern Nigeriamissionaren. Möge Gottes Geist ihnen die Gabe der Stärke, des Mutes und der Ausdauer verleihen und ihnen Mitbrüder senden! „Wie sollen sie hören ohne Prediger, wie sollen sie aber predigen, wenn sie nicht gesandt werden!"

Kaiman und Zauberer

Von P. Orinel C. S. Sp.

Der ganze Norden der Insel Madagaskar ist als Apostolisches Vikariat Diego-Suarez den Vätern vom Heiligen Geist anvertraut. Maevatanana, eine der blühendsten Christengemeinden, liegt ungefähr in der Mitte des ausgedehnten Landstriches zwischen Majunga und Tananarive. Als Endpunkt der Flußschiffahrt ist es für den Handel von Wichtigkeit. Was zahlreiche Booten in Kisten und Ballen hiehergebracht, das wird auf zahlreicheren Lastwagen ins Innere des Landes geführt. Unter den Eingeborenen haben wir viele ausgezeichnete Neuchristen gewonnen, gutmütige, gesellige Leute.

Anders geartet, ja geradezu abscheulich sind die zwei Klassen Eingeborener, von denen ich unsern Lesern berichten will: die Kaimane und die Zauberer.

1. Kaimane

Der Kaiman verdiente eigentlich eine besondere Beschreibung, und in keinem Werke über Madagaskar, das einigen Anspruch auf Vollständigkeit machen möchte, dürfte er übergangen werden, so wichtig ist sein Vorhandensein und so unheimlich der Gedanke an ihn.

Auf unserer Insel beunruhigen uns keine anderen wilden Tiere — weder Löwe, noch Leopard, noch Hyäne, auch keine Schlangen; aber der Kaiman ersetzt sie vollauf.

Er verpestet die Flüsse und ihre Ufer; Seen und Teiche wimmeln von diesen Tieren. Ich habe auch schon solche gesehen, die sich zwei und drei Kilometer weit auf der Suche nach einem neuen Aufenthaltsorte zu Lande fortschleppten.



Mschagganeger (Kilimandscharo)
Kunstverlag Walter Dobberitn Daressalam u. Tanga D. O. A.

Jede Beute ist ihnen willkommen. Oft lauern sie stundenlang, ausgestreckt auf den Sandbänken der Flüsse, auf Wildenten. Doch auch vor großen starken Tieren schrecken sie nicht zurück. Sah ich doch eines Tages, wie ein Kaiman einen Ochsen, der mit andern am Ufer der Ikopa trank, mit seinem gewaltigen Rachen bei der Schnauze faßte und ihn trotz allen Sträubens in die Flut hinabriß.

Ein anderes Mal wurde ich ins Spital Maevatanana zu einer Sakalaven-Frau gerufen. Sie war im Augenblicke, als sie am Flusse Wasser schöpfte, von einem Kaiman auf die grausamste Weise gebissen worden. Mit hastigem Ruck hatte ihr das Untier den Vorderarm aus dem Oberarmknochen ausgebissen. Ein Schiffer schlief durch Unvorsichtigkeit in seiner Piroge ein. Ein Kaiman packte ihn, zog ihn in die Tiefe, ohne das Boot zum Kentern zu bringen, und von dem Armen sah man nichts mehr als Fetzen seiner Kleidung.

Nachts stattet das gefürchtete Tier den Hühnerhöfen und Schweineställen der am Ufer gelegenen Dörfer seinen Besuch ab. Es sollen sogar schon vor den Häusern spielende Kinder von ihm ergriffen und fortgeschleppt worden sein.

Meistens sucht man umsonst nach Leichen, obgleich sie nicht sofort vom Kaiman verzehrt werden. Er liebt übelriechende Gerichte, verbirgt vorher seine Beute in den Flußvertiefungen und wartet, bis der Fäulnisgeruch seinen Appetit reizt.

Eines Tages erlitt eine Piroge, in der ich mich befand, mitten im Flusse Schiffbruch. Jeder suchte sich zu retten, wie er konnte; das Wasser war tief, und man mußte schwimmen.

Da schreit eine Frau, die ich erst vor kurzem als Katechismusschülerin eingeschrieben hatte, mir verzweiflungsvoll zu: „Pater, Pater, rette mich!"

Leider sah ich ein, daß ich in meine Sutane verwickelt und durch die Schuhe gehindert, nicht helfen konnte.

„Mache dich zur Taufe bereit!" rief ich ihr zu, spritzte Wasser über sie und sprach die sakramentalen Worte. Am andern Tage wurde ihre Leiche gefunden — ein Kaiman hatte bereits die Eingeweide herausgefressen.

Der Kaiman ist der Schrecken der Dörfer. Mit ihm bringen die Mütter ungehorsame Kinder zur Ruhe; abends bei der gemeinsamen Arbeit erzählen die Alten den auflauschenden Jungen von den schrecklichen Taten des Untieres oder von der Kühnheit madagassischer Helden, die seinem furchtbaren Rachen entrannen.

Schon öfters wurde die Frage aufgeworfen, wie man dieser Landplage abhelfen könnte. Die Reisenden, welche zu Schiff nach Bestiboka hinauffahren, tun ihr möglichstes dafür. Die Jagd auf den Kaiman bietet willkommene Zerstreuung für die fünf Tage Seefahrt von Majunga bis Maevatanana. Ich kenne auch keine schwierigere Jagd, das Tier ist nämlich durch seine Haut gegen Kugeln wie gefeit, und man muß es schon am Schädel, am Hals oder ins Auge treffen, wenn man es tödlich verletzen will. —

Aber welch ein Fest für die Leute, wenn ein solches Ungeheuer, das sich ruhig im warmen Sande sonnte, plötzlich vom Flintenschuß getroffen aufspringt. Das ganze Tal widerhallt dann vom Jubel. Man könnte glauben, der Tod eines Kaimans sei für die Bewohner, unter denen er alljährlich so viele Opfer fordert, eine Befriedigung persönlicher Rache. —

Aber es wird nicht gelingen, durch die Waffe allein dieser Tiere Herr zu werden. Ganze Flüsse machen sie unsicher — wo nur das Auge hinschweift, tauchen aus dem Wasser die Köpfe der Bestien auf, unheimlich auf Beute lauernd.

Als ich einmal mit einem andern Weißen über den Mahavavy fuhr, konnte ich der Neugierde nicht widerstehen, die Spuren eines Kaimanweibchens zu verfolgen, das die steile Böschung erklommen hatte, um dort zu nisten.

Etwa zehn Meter vom Ufer hatte es ein dreißig Zentimeter tiefes Loch gegraben. 26 Eier von der Größe eines Enteneies lagen darin. Die Sonne besorgt das Ausbrüten, und eines schönen Tages sieht man kleine Kaimane aus dem Sand hervorkriechen, ungefähr wie große grüne Eidechsen.

Man erkennt hier gleich ein anderes Mittel, der Landplage beizukom-

men: die Zerstörung der Eier. Das allein könnte mit der Zeit abhelfen, und eine geringe Belohnung würde die Einwohner leicht zu dieser kleinen Arbeit veranlassen. Leider hat die Regierung noch nicht daran gedacht.

2. Die Zauberer

Von den Kaimanen gehe ich ohne lange Umschweife zu den Zauberern über, ihren Freunden. Der Leser erstaunt wohl? Ja, ihren Freunden und Blutsverwandten, wie die madagassische Legende erzählt. Da eine ausführliche Erzählung hier unmöglich ist, nur eine Tatsache als Beispiel.

Es wurde mir erzählt, der Kinkonisee beherberge einen ungeheuren Kaiman, dessen eine Vordertatze mit einem silbernen Ring geschmückt sei. Gleich dem heiligen Thomas wollte auch ich dieses Weltwunder erst sehen und dann glauben. Und wirklich sollte ich eines Tages das sonderbare Glück haben, den Kaiman mit dem silbernen Ring zu sehen. Ein braver französischer Kolonist, dem ich von der Sache erzählte, hätte am liebsten meine Leichtgläubigkeit ausgelacht oder mich für einen Spaßvogel gehalten.

„Nun gut," sagte ich, „heute Abend wollen wir uns das Wundertier einmal betrachten — Sie werden dann sogar noch beobachten wie ihm ein Zauberer sein Nachtessen bringt."

Gesagt, getan. Zur bestimmten Stunde standen wir, wohlverdeckt vom Gebüsch, auf der Lauer. Es dauerte gar nicht lange, da erschien ein Sakalave, einen henkellosen Korb auf dem Kopfe, ging zum See und leerte den Inhalt am Ufer aus. Dann tat er einige Schritte zurück, immer auf die von der sinkenden Sonne rot gefärbten Wellen schauend. Wir sahen deutlich, daß er eine grüne Mütze trug, das unfehlbare Abzeichen der Zauberer. Einen Augenblick später tauchte ein klebriger Kopf aus dem schlammigen Wasser auf. Ein ungeheurer Kaiman, mit einem großen Silberring am Fuße, kroch aus dem See und ging geradewegs auf das Futter zu. Gierig verschlang er es und streckte sich dann faul in den Sand. Mein Begleiter hatte die Flinte bei sich. Er legte an und schoß. Ein lauter Schrei des Zauberers antwortete auf den Knall — von dem Kaiman war nichts mehr zu sehen; — er verschwand, ohne daß wir hätten wahrnehmen können, ob er getroffen sei oder nicht. — In ihren Gesängen spielen die Madagassen oft an auf diese Freundschaft zwischen dem Zauberer und dem scheußlichen Ungeheuer. Wenn ich die verschiedenen Arten madagassischer Zauberer in drei Klassen einteile, so besitze ich keineswegs die Vermessenheit, alle Leute, welche die Leichtgläubigkeit der armen Eingeborenen ausnützen, diesen drei Klassen einverleiben zu wollen.

Die Mpanander sind Astrologen. Die Mpamosavy Hexenmeister, die sich nachts in den Dörfern herumtreiben und sehr gefürchtet sind. Die Mpanasikidy aber sind Wahrsager und prophezeihen Gesundheit und Krankheit, Glück und Unglück. —

Diese verschiedenen Zauberkünstler sind und tun, was ihre Zunftgenossen zu allen Zeiten unter Wilden wie zivilisirten Völkern getan haben. Mehrere von ihnen sind im Besitze von Geheimnissen, die ein Geschlecht dem andern vererbte. Es sind entweder wirklich wohltuende, mit einfachen Mitteln bereitete Arzneien, deren Heilkraft nicht geleugnet werden kann, oder auch Zaubertränke, deren Kraft und Wirkung ich zu wiederholten Malen bestätigen mußte. Dann

gibt es auch Gifte, vornehmlich Schlangengifte, die unheilbare Krankheiten hervorrufen, lähmen oder töten, ohne eine sonst sichtbare Spur zu hinterlassen. Natürlich trifft man auch Schwindler, die andern nachäffen, ohne deren Wissen zu besitzen. Ihre geheimnisvollen Mienen und falschen Vorspiegelungen flößen oft mehr Ehrfurcht ein, als ihr wirkliches Können — hier so gut wie anderswo. —

Ich bin schon oft gefragt worden, ob Madagaskar denn wirkliche Zauberer besäße, die mit dem Teufel in Verbindung ständen. Die Antwort ist für mich nicht zweifelhaft. Ich bin davon überzeugt!

Der Teufelsspuk spielt bei der sogenanten Tromba die Hauptrolle. Das heißt, zwischen Tromba und Tromba ist ein Unterschied. Bei allen möglichen Gelegenheiten veranstalten die Madagassen Trombas — bei einer Geburt, einer Hochzeit, der Genesung eines Kranken, der Heimkehr eines Verwandten oder Freundes, am Schlusse der Ernte. Diese Vereinigungen sind nichts anderes als Trinkgelage in der öffentlichen Dorfstraße, mit Gesang und Tanz, wozu jeder freien Zutritt hat. Anders die Teufel-Trombas. Sie hüllen sich stets in düstere Geheimnisse. Zufällig überraschte ich einmal eine solche Tromba in einem Dorfe am Ufer des Mahajamba, und heute noch wundere ich mich, daß ich ihr beiwohnen durfte. Der Freundschaft eines einflußreichen Häuptlings hatte ich es zu verdanken.

Das Dorf lag ziemlich einsam in dichtem Busch, so daß man nicht daran dachte, die Zeremonie in einem abgelegen Tale oder einer Waldlichtung abzuhalten. Auf dem großen Platze war unter einem mächtigen, aus zusammengenähten Weidenmatten verfertigten Zelte eine breite, meterhohe Bühne errichtet worden. Darauf saß mit untergeschlagenen Beinen eine Sakalavin und betrachtete mit der gleichgültigsten Miene das Volk, das die Einfriedigung anfüllte und im Chor einen kurzen Kehrreim sang. Zu ihren beiden Seiten standen zwei alte Frauen, die mich lebhaft an die Hexen unserer Märchen erinnerten. Eine braune, pergamentartige Haut spannte sich über ein Gerippe, dessen Knochen auf allen Seiten hervorstanden. Ihre Haltung war einfach und würdig, ihr Gang gemessen, ohne Steifheit, ganz im Bewußtsein der Würde ihres heiligen Amtes. In der Hand hielten sie einen Palisanderstab, den ich, was sich auch als richtig erwies, als Zauberstab ansah. Sie überwachten einige Räucherpfannen, in denen Weihrauch brannte, und hielten sie von Zeit zu Zeit dem Mädchen unter die Nase. —

Plötzlich streckten sie ihre Stäbe gegen die Anwesenden aus. Ein Beben und Zittern ging durch die Menge; der Gesang wurde mit neuem Eifer aufgenommen und wuchs zu richtiger Begeisterung an.

Dann machten die beiden Alten mit ihren Stäben Bewegungen vor dem Gesicht des Mädchens und um dasselbe herum. Dieses geriet in gesteigerte Aufregung — seine Brust hob und senkte sich heftig, seine Augen schienen die Menge zu beschwören, die jetzt ein aufreizendes Gebet heulte.

Auf einmal springt das Mädchen auf und schreit: „Ich bin angekommen!" Für die Madagassen heißt das: „Der Geist ist auf mich herabgekommen, er wird zu euch aus meinem Munde reden."

Ein unbeschreiblicher Freudenrausch bemächtigt sich nun der Anwesenden. Sind doch ihre Bitten und Gesänge vom Geist erhört worden! Eine Solistin

stimmt nun wildkriegerische Weisen ihm zu Ehren an, Männer und Frauen wiederholen im Chor ihre Worte, mit den Händen den Takt dazu schlagend.

Wie erstaunte ich aber, als sich die Züge des jungen Mädchens vor meinen Augen veränderten! Die Gesichtslinien wurden voller, die Glieder stärker, die ganze Gestalt größer. Ich rieb mir die Augen. Nein, das war keine Täuschung. Die Gestalt des jungen Mädchens wuchs ins Übermäßige; wohl um Kopfeslänge überragte sie die bei den Weibern.



Oberhäuptling mit seiner Familie (Angola, W. Afr.)

Dann verstummte die Menge, und ein Greis wandte sich mit folgenden Worten an das Mädchen: „Mut mein Kind! Glücklich bist du, daß der Geist bei dir eingekehrt ist. Er ist Gott, unser Schöpfer und Stammvater; wir sind seine Verwandten. Er hat das Grab verlassen, um uns durch deinen Mund Heilmittel gegen unsere Gebrechen mitzuteilen."

Die Zauberinnen gaben ein Zeichen. Einer nach dem andern gingen die Kranken an dem Mädchen vorbei, das jetzt heilen und wahrsagen konnte. Jedem nannte es seine Krankheit und die Arzneien dagegen, oder seinen Kummer und seine Sorgen und das Mittel, sie zu beheben. Ihre Stimme war heißer, kurz und bündig; erteilte eher Befehle als Ratschläge. Den Patienten sah sie dabei nicht an; unbeweglich starrten die Augen in die Ferne, und manchmal glaubte ich den eigentümlichen Blick auf mich geheftet zu sehen. Ich hatte versprochen, die Zeremonie auf keine Weise zu stören, und so wartete ich denn ruhig das Ende ab. —

Endlich waren alle Hilfsbedürftigen vorübergegangen; die Gesänge wurden wieder langsamer und ernster. Die beiden Hexen vollführten wieder ihre geheimnisvollen Bewegungen. Die Gestalt des Mädchens wurde allmählich wieder natürlich, die Züge glätteten sich, die Augen gewannen ihren gewöhnlichen Ausdruck wieder. Zuletzt sagte sie: „Ich gehe fort." Der Geist war aus ihr gewichen.

Sogleich tauchte eine der Alten ihren Finger in einen Teller weißer Erde und bezeichnete die Besessengewesene auf Stirn, Nase und unter den Augen. Ihre Gefährtin tat bei allen Frauen das Gleiche. Die Tromba war zu Ende.

In der Folge hatte ich manchmal Gelegenheit, die Heldin des sonderbaren Abenteuers zu sehen. Sie hatte ein verwirrtes Aussehen, einen verstörten Blick. Seitdem hatte ich diesen Gesichtsausdruck oft bei andern Frauen bemerkt, und stets sagte man mir, seit der Tromba sähen sie so aus.

Es ist garnicht unwahrscheinlich, daß der Dämon Macht hat über dieses arme Volk und es zu seinem größten Schaden mißbraucht. Beten wir für die armen Unglücklichen und arbeiten wir mit allen Kräften daran, sie dem Satan, dem ewigen Feinde der nach Gottes Ebenbild geschaffenen Seelen, zu entreißen!

Beruf und Aufgabe der Missionsschwestern vom Kostbaren Blut

Von Schw. M. Arnoldine C. P. S.

Der Beruf und die Aufgabe der Missionsschwestern vom Kostbaren Blut ist in ihren Konstitutionen kurz zusammengefaßt in folgenden Worten: „Das Institut macht es sich zur besonderen Aufgabe, die Missionare in den Heidenländern zu unterstützen. Die Mittel, wodurch die Mitglider der Genossenschaft nach diesem Ziele streben, sind folgende: Erziehung und Unterricht der Ungläubigen, Haus- und Handarbeiten, soweit sich diese für Gott geweihte Jungfrauen geziemen und den Kräften der Schwestern entsprechen."

Die Aufgabe der Missionsschwestern können wir, um ins Einzelne genauer einzugehen, in dreifacher Hinsicht ins Auge fassen: als Mutter, als Lehrerin und als barmherzige Schwester. Nehmen wir zunächst das erste Mittel, welches die Konstitutionen angeben, die Erziehung der Ungläubigen; da haben wir die erste Seite ihrer Tätigkeit: sie muß Mutter sein Und wen zählt sie zu ihren Kindern? Säuglinge vom zartesten Alter ab, kleine Knaben und Mädchen, aber auch erwachsene Frauen und alte Weiblein, die sich auch noch mit Kindeseinfalt ihrer Leitung hingeben und die sie leiblich und geistig zu erziehen hat.

Da kann man auch bei einer Missionsschwester von Muttersorgen und Mutterleiden, aber auch von Mutterfreuden sprechen. Wie manches Opfer erfordert die Pflege der Kleinen bei Tag und bei Nacht! Und wie's im Elternhause geht, nehmen auch hier die Sorgen mit den Jahren zu. Besonders bei den größeren Kindern heißts als wachsame Mutter Gefahren vorsehen, Gelegenheiten abwehren, die das geistige und oft auch das leibliche Wohl ge-

fährden können. Auch bei den alten Weiblein noch ist die Regel: Sie behandeln und sich ihnen hingeben, als seiens Kinder; denn der Neger bleibt ja sein ganzes Leben hindurch Kind.

Daß bei dieser Tätigkeit auch die Mutterfreuden nicht fehlen, ist selbstverständlich; die Missionsschwester sieht ja in all den ihr anvertrauten Schwarzen ihre Kinder, ihre Lieblinge; — und darum verfolgt sie sowohl die leibliche als geistliche Entwickelung derselben mit regstem Interesse und findet ihr persönliches Glück im Glück der ihr anvertrauten Kleinen. Kleinkinderanstalten finden wir überall in den Missionen, ebenso Waisenhäuser und Frauenasyle. In den ersten werden die Kleinen, (Knaben und Mädchen) bis zum achten Jahre geborgen und die Knaben dann den Waisenanstalten der Patres übergeben. Diese Kleinen sind vielfach Findlinge, Waisen, oder auch Halbwaisen, deren Mutter gestorben ist und die vom Vater nun der Obhut der Schwestern anvertraut werden.

In den Waisenhäusern sind dann die größeren Mädchen bis zum 12. oder 13. Jahr, und nach diesem Alter werden sie wieder besonders abgesondert in einem Asyl, genannt Marienhaus. Es sind diese Kinder nicht alle Waisen, nein auch viele Mädchen befinden sich darunter, die von gutwillig gesinnten Negern der Mission anvertraut wurden, und wieder andere, die heimlich von eigenem Verlangen getrieben, das heidnische Heim und ihre Eltern verließen, — oder die, wie im Kongo, dem Mann entflüchteten, an den sie schon im zarten Alter von 4 oder 5 Jahren verkauft waren.

Das Frauenasyl birgt dann, wie der Name besagt, verheiratet gewesene Heidinnen, die vom Mann wegen Übertritt zum Christentum entlassen wurden, und selbst dem christlichen Glauben beizutreten wünschten; auch alte Weiblein, die dem Mann wegen Arbeitsunfähigkeit oder Siechtum nicht mehr lieb waren und darum an die Mission abgetreten wurden.

Das zweite Mittel für die Missionsschwestern, die Missionare zu unterstützen, ist der Unterricht, und hier haben wir die Missionsschwester als Lehrerin. Was zunächst den Religionsunterricht betrifft, so wird ihr gewöhnlich von den Missionaren die Erteilung des Katechismusunterrichtes und der biblischen Geschichte bei den Mädchrn und auch kleinen Knaben eingeräumt, ferner die Vorbereitung der heidnischen Weiber, die in der Mission ihr Heim suchten, zum Empfang der hl. Taufe und späterhin zu den andern hl. Sakramenten. Doch das ist nicht alles. Auch in den Hospitälern darf sie Vorläuferin für den Priester sein und den Weg bahnen für die Gnaden der hl. Sakramente; wie manches Mütterchen, das außerhalb der Mission wohnt und noch nicht lange getauft ist, kommt am Samstag und bittet ganz kindlich, doch Gewissenserforschung mit ihr zu machen. Bei ihren Krankenbesuchen in heidnischen Dörfern hat sie oftmals Gelegenheit, den Erwachsenen und Kindern die Hauptwahrheiten unserer hl. Religion zu erklären.

Welche Unterrichtsgegenstände noch außer dem Religionsunterricht in den Missionsschulen behandelt werden, richtet sich nach den Verhältnissen des Landes. Die Hauptelementarfächer: Lesen, Schreiben, Rechnen und Singen werden überall gelehrt, wo eine Schule eröffnet ist, doch bei geordneten Schulverhältnissen wie in Natal, wo man staatlich geprüfte Lehrerinnen verlangt, kommt auch der Unterricht in den übrigen Elementarfächern, sowie in der englischen Sprache hinzu.

Außer diesen Schulen in der Mission selbst bestehen noch die Tagesschulen und die Katechetenschulen. Die Tagesschulen sind in kleineren Stationen oder auch in der Nähe heidnischer Dörfer und werden von Kindern besucht, die nicht der Mission zugehören, also mittags oder auch nur abends nach Haus zurückkehren. Die Lehrerin geht oder reitet morgens hin, nimmt ihr Mittagsbrot mit und kommt am Abend auf die Station zurück. In den



Missionsschwester erteilt Nottaufe

Katechetenschulen, von denen oft viele, bis an 20 zu einer Mission gehören, unterrichten schwarze Katecheten; und der Lehrerin wird in manchen Gegenden, wie in Ostafrika, auch wohl der Auftrag, wöchentlich diese Schulen zu besuchen, den Unterricht der Katecheten zu überwachen und sich von den Fortschritten der Schüler und Schülerinnen zu überzeugen.

Es ist selbstverständlich, daß die Anleitung der Mädchen in den weiblichen Handarbeiten in den Missionen nicht Nebensache sein darf; denn als zukünftige Hausfrau muß die Negerin wenigstens das Notwendige in diesem Fach, wie Nähen, Stricken, Stopfen, Flicken und etwas Zuschneiden verstehen. Doch auch in feineren Handarbeiten, wie Sticken, Häkeln usw. lassen sich manche Kinder mit Leichtigkeit anlernen und können sich so für die Missionskirchen recht nützlich machen. Dazu kommt dann noch das Maschinennähen, das mancher für später einen Erwerbszweig bietet. In Natal beschäftigen sich besonders die Insassen der Marienhäuser mit Näharbeiten für ein Konfektionsgeschäft und verdienen sich so manchen Sparpfennig. Auch im Kongo läßt man durch die Mädchen der Mission allerlei Kleidungsstücke zum Verkauf

unter die Eingeborenen anfertigen, und die Mission hat auf diese Weise einen kleinen Nebenverdienst. Zu demselben Zwecke, und zwar behufs Verkaufs an die dort wohnenden Europäer werden auch allerlei Arbeiten in einheimischer Weberei, Flechterei und Stickerei aus dem Bast der Palmblätter angefertigt.

Die Ausbildung der Mädchen fürs häusliche Leben unterliegt gleichfalls der Missionsschwester. Die Kinder werden in allen notwendigen Hausarbeiten, wie Waschen, Bügeln, Putzen, Kochen, auch in Gärtnerei und Viehzucht angeleitet. Jeder Schwester werden im Amte einige schwarze Mädchen als Gehülfinnen zugesellt, die nach bestimmter Zeit gewechselt werden, um so allen Gelegenheit zur Erlernung des Notwendigen bieten zu können. Da ist es nun Aufgabe der Missionsschwester zu zeigen und vorzumachen. Die Kinder arbeiten dann mit Leichtigkeit und Freude. Wollte die Schwester sich damit begnügen, ihnen die Arbeit zuzuweisen, so dürfte sie sich keinen sonderlichen Erfolg versprechen. Denn der Neger arbeitet nur dann gern, wenn er den Weißen die Arbeit nicht scheuen und ihm, wo's not tut, liebevoll beispringen sieht. Ebenso verfehlt wäre es aber auch, wollte die Schwester alles allein, alles selbst verrichten. Bei der ihnen angeborenen Arbeitsscheu ließen die Negerinnen sich dieses ganz gerne gefallen, nähmen schon nach kurzer Zeit solche



Missionsschwester vom Kostb. Blut bei den Negerkindern

Dienstleistungen als ganz selbstverständlich hin, und die notwendige Achtung vor der Erzieherin wäre verschwunden. Zieht man die Kinder zur Mitarbeit heran, so kann das Missionspersonal eingeschränkt werden — eine Forderung, die in vielen Missionen der Mangel an Leuten und Mitteln von selbst nahelegt. Mit Hilfe der Kinder, kann die Missionsschwester für die persönlichen Bedürfnisse der Patres, denen die Mission untersteht, Sorge tragen. Küche, Wäsche, Ausbessern der Kleidungsstücke usw. wird sie meist übernehmen. Dazu ist die

Missionsschwester als Sakristanin, meist mit Reinhaltung und Ausschmückung der Kirche, Instandhaltung der priesterlichen Gewänder, Bereiten der zum hl. Opfer dienenden Hostien, Gießen der Kerzen u. a. betraut. Bei all dem gehen ihr die Kinder hilfreich zur Hand und gewöhnen sich selbst an Ordnung, Umsicht und Arbeitsamkeit.

Das es einer Missionsschwester von Nutzen ist, wenn sie in verschiedenen Handwerken, wie Schustern, Schreinern, Anstreichen, Malen, Schmieden usw. ein wenig Bescheid weiß, um so im Notfall einen Gegenstand ausbessern zu können, versteht sich von selbst, denn derlei Werkstätten sind natürlich in vielen Gegenden Afrikas noch nicht zu finden, und so ist oft durch kleine Mühe manches unentbehrliche Gerät wieder hergestellt; darum darf man sagen: „Eine Missionsschwester sollte ein wenig alles können."

Die Missionsschwester muß endlich barmherzige Schwester sein. Hier öffnet sich ihr an allen Stationen ein weites Feld. Denn wenn auch in Afrika noch wenig Hospitäler für Krankenpflege errichtet sind, so erwarten doch die Kranken überall, wo sie einmal die Missionsschwester kennen, gerade von ihr Hülfe, sei es durch Verabreichung von Arzneimitteln oder durch Pflege in Siechtum und Alter. Und an abgelegenen Orten, wo das Christentum noch nicht bekannt ist, findet es leichter Eingang, wenn liebevolle Hingebung an die Kranken den Weg gebahnt hat. Haben die Neger der Missionsschwester einmal Vertrauen geschenkt, so glauben sie auch, daß sie in allen Krankheiten oder Unglücksfällen Hülfe bringen kann, und sie nehmen dann in allem zu ihr ihre Zuflucht, sowohl bei schlimmen Wunden, Verbrennungen, Vergiftungen, Verrenkungen, Schlangenbissen, wie bei eigentlichen Erkrankungen. In vielen Missionen heißt's nicht nur die Kranken versorgen, die zur Mission kommen, sondern auch hinaus gehen oder hinausreiten in die heidnischen Dörfer und Kraale, um arme verlassene Kranke aufzusuchen und wenn möglich, auf die Mission zu holen. Besonders geschieht dies im Kongogebiet, wo viele Kranke wegen ansteckender Wunden oder Schlafkrankheit (zeitweilig auch Pocken) in den Wald verwiesen werden. Häufig kommen die Heiden selbst zur Mission und zeigen an, wo sie solche Kranken abgesondert, ihnen eine Hütte aus einigen Stöcken und Bananenblättern hingestellt haben, damit die Schwestern sie holen und sie selbst so der Mühe enthoben werden, ihnen von Zeit zu Zeit des notwendige Essen und Getränk zuzutragen. Aber manchmal findet man Verstoßene ganz zufällig beim Durchschreiten eines großen Waldes mehrere Minuten entfernt vom Dorf mitten im Dickicht, ganz verlassen, oft halb verhungert. Und welche Samariterdienste zu tun sind, wenn dann diese Ärmsten der Armen zur Mission gebracht, um in's dortige Hospital überführt zu werden, mag man sich ausmalen, aber die Wirklichkeit trifft man nicht. Manche sind nicht bloß mit faulenden Wunden bedeckt und zum Skelett abgemagert, sondern auch von Schmutz und Ungezieser halb aufgezehrt, so daß sie kaum noch Menschenähnlichkeit haben. Die Missionsschwester muß manchmal nicht bloß Krankendienste verrichten, Sterbenden beistehen und die Toten zur Beerdigung richten, sondern auch selbst das Amt des Totengräbers versehen, denn es fällt den Schwarzen nicht ein, die Leiche eines an ansteckender Krankheit im Urwald Gestorbenen zu begraben, außer er habe ihnen im Leben besonders nahe gestanden. Sie lassen solche Leichen einfach liegen und decken

sie höchstens mit etwas Reisig zu, so daß dann die wilden Tiere bei Gelegenheit ihr Mahl finden. Der Gedanke, einmal unbeerdigt zu bleiben, erregt Schrecken bei den Negern, so daß mancher Kranke, der keine Angehörigen mehr hat, schon darum zur Mission seine Zuflucht nimmt, um später begraben zu werden.

Auch die Pflege der Aussätzigen, die es in manchen Gegenden gibt, ist der Missionsschwester anvertraut. In Zanzibar besorgen sie ein eigenes Spital für diese Ärmsten der Armen.

Da haben wir den Beruf der Missionsschwester in seiner dreifachen Aufgabe als Mutter, als Lehrerin und als barmherzige Schwester. O, wohl ein edler Beruf, wert, daß eine Seele, die nach Großem, Erhabenem strebt, ihn ergreife und sich ihm voll und ganz widme!

Ein altes Mütterchen

Es war Ende März 1893.

Von einem Unbekannten hatte ich ein Fünffrankenstück erhalten. Dabei war ein Brief gelegen mit der Bitte, ich möge im Mohrenlande ein armes, verlassenes Kind taufen und ihm die Namen Maria Anna geben, zum Andenken an ein verstorbenes Schwesterchen, das der unbekannte Wohltäter besonders liebte. Und wenn der Täufling auch mit tödlicher Krankheit behaftet wäre, so sollte das die Sache nicht ungültig machen, denn seine im Bad der Wiedergeburt gewaschene Seele würde dort oben gut ankommen, um zu schauen und zu beten.

Wenige Tage nach meiner Ankunft in Libreville kam ich zur Visitation auf die Mission Kap Esterias. Am folgenden Sonntage konnte das Kirchlein die Menge der Andächtigen nicht fassen. Spendung der Taufe und der Firmung war angesagt: Kinder, Leute im reifen Alter, Greise und Greisinnen. Alle Lebensalter waren vertreten, das der fröhlichen Hoffnung und das vieler Enttäuschung.

Drei Tage zuvor schon hatten sie mit den Vorbereitungen zum Feste begonnen. Während des Katechismusunterrichtes hatte ich im Schatten ein ehrwürdiges Haupt erspäht. Es sei der älteste und geachtetste Mann im ganzen Bengastamme, so wurde mir nachher erklärt.

Wohl war dieser alte Häuptling vor langer Zeit getauft worden, aber das Sakrament der Firmung hatte er nicht empfangen. Viel auf Reisen, hatte er bei dem Herumziehen seine religiösen Kenntnisse so ziemlich vergessen. So mochte man an die Schüler des Heiligen Paulus zu Ephesus denken, die der Apostel fragte: „Habt ihr schon den Heiligen Geist empfangen?" und von denen er zur Antwort bekam: „Wir haben noch gar nicht gehört, daß es einen Heiligen Geist gibt!"

Der arme große Mensch wurde also herbeigeführt. Da ich ihn über sein bürgerliches Leben befrage, antwortet er mir, alle, wie sie da um uns seien, habe er zur Welt kommen sehen.

„Alle?"

„Alle! — eine alte Frau allein ausgenommen, die aber so alt ist, so alt, daß sie sich selber nicht mehr erinnert, jung gewesen zu sein."

Die Behauptung schien mir zunächst gewagt, wurde aber alsbald bekräftigt durch die bestimmte Aussage eines jungen Mannes, der in allen Stammesangelegenheiten wohl Bescheid wußte:

„Wie man sagt, reicht sie gar bis zur Erschaffung der Welt zurück, wenigstens um die Zeit herum."



Holoneger (Mussuku, Angola W. Afr.)

„Wo ist sie denn?"

„Immer an der Türe ihrer Hütte, wo ihr Kinn im Sonennstrahl zittert."

Die ehrwürdige Reliquie aus alter Zeit wurde herbeigeholt. Schulkinder plappern von ihr, sie sei durch ein Wunder der Sintflut entgangen.

Die Beschreibung paßte ganz genau. Ein kahler Schädel und nichts darauf, wirklich gar nichts. Kein Härchen und kein Zahn. Nur unter der Stirn sprühten zwei kleine Augen, die in einem Gewirr von Runzeln lagen. Über dem Kinn der große Mund und mitten im Gesicht, wie's bei allen Leuten ist, eine Nase — aber wirklich keine gewöhnliche: eine wahre Riesennase.

Getauft war sie noch nicht. Im Notwendigen unterrichtet, fürchtete sie immer das „Gotteswasser" könne in ihrem Alter den Tod bringen. So mußten die Missionare warten.

„Nur hat mir," so fügte sie bei, in letzter Nacht ein Etwas gesagt, daß es Zeit sei zum Empfang des Gotteswassers, und darauf sah ich mich in ewige Jugend und ewiges Leben versetzt."

„Dann willst du getauft werden?"

Sie lächelte und schüttelte ihren alten Kopf über den langen Stab.

„Ja, das will ich. Aber, da ich nicht aufhören werde zu leben, habe ich doch noch einen Kochtopf, ein langes Stück Tuch und eine Pfeife nötig."

Der eine der beiden Missionare machte die Rechnung, und der andere prüfte sie: Fünf Franken würden die Auslagen für die drei Gegenstände betragen.

Und ich erinnere mich des Begleitschreibens, das ich mit der Gabe erhalten hatte: „Fünf Franken, um unter dem Namen Maria Anna — zum Andenken an eine geliebte verstorbene Schwester — ein armes, krankes und verlassenes Mädchen zu taufen."

Das Mädchen war da, hinreichend arm: sie besaß nichts auf der weiten Welt, keinen Kochtopf, nicht einmal eine Pfeife; genugsam verlassen: alle ihre Verwandten waren gestorben; auch krank genug: ihr Leib fiel zusammen vor Altertum.

Nachdem sie also mit den andern feierlich getauft worden war, spendete ich die heilige Firmung. Sie kam zuerst an die Reihe.

„Maria Anna, ich bezeichne dich mit dem Zeichen des Kreuzes und stärke dich mit dem Chrysam des Heils: Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes!"

Und sie antwortete: „Amen!"

Ein langes Tuch hatte sie bekommen, dazu eine Medaille und einen Rosenkranz. Und so ganz neu gekleidet, fühlte sie sich um 100 Jahre jünger.

Nun kam die Schlußansprache:

„Meine lieben Kinder! Jetzt fehlt euch nichts mehr, um vollkommene Christen zu sein . . ."

„Aber nein!" unterbrach mich da das alte Geschöpf, „mir fehlen ja noch Kochtopf und Pfeife!"

Man gab sie ihr. — —

Und nun das Ende der Geschichte.

Zwei Tage später fanden sie die arme Frau tot am Wege liegen. Da sie sich Wasser holen wollte, war sie zusammen gebrochen. Auch die Pfeife war gefallen, lag in Stücken an der Erde und zur Seite der gesprungene Topf.

Sie lasen alles zusammen und begruben es mit ihr.

Beim feierlichen Seelenamt aber bewunderten alle den klaren Blick der Alten, der die Taufe gerade im rechten Augenblick den Zugang zu nieendendem Leben erschlossen hatte.

Unsere Toten.

Wir empfehlen dem hl. Opfer unserer Missionare, dem Gebete unserer Klostergemeinden und aller unserer Leser nachfolgende Verstorbene.

Br. Marzellus Strokosch, Fulda. Frau Anna Merkanton, Charlottenburg. Frau Adam Püß, Dormagen. Frau Wilhelmine Heimann, Niedersessmar Gertrud Teuwens, Bonn. Frau Therese Hubertine Siegers, Hehlrath. Ludw. Schmitz, Frau Bierfeld, Nik. Kahlen, Morsbach. Jos. Jünger, Würselen. Kath. Rosenbaum, Bardenberg. Magd. Burgstahler, Reihnau. R. I. P.



Unsere gefallenen Helden



† Scholastiker Josef Briechle

Am 16. Juli 1893 zu Leutkirch (Württenberg) geboren absolvierte er seine Gymnasialklassen in Zabern und Knechtsteden. Zu Beginn des Weltkrieges befand sich der talentvolle Abiturient in unserm Missionshaus zu Zabern. Als Freiwilliger meldete er sich bei den 99ern und genoß seine kurze und stramme militärische Ausbildung im herrlichen Vogesenstädtchen unter dem Dröhnen des Geschützdonners der nahen Front. Das Missionshaus St Florenz war und blieb ihm ein lieber Stützpunkt in geistiger und leiblicher Hinsicht, und so verfloß die Garnisonzeit ziemlich rasch.

Scholastiker Josef Brichle

Sein erstes Kriegserlebnis fiel in die Zeit der Schlacht von Saarburg. Von dem noch in Pulverdampf und Rauchschwaden gehüllten Schlachtfeld, umschwirrt von Schrapnells, geleitete er einen Gefangenentransport an den Biwaks müder Kämpfer und den knisternden Lagerfeuer ruhender Reserven vorbei, die mit endlosen Wagenkolonnen belebte Zaberner Steige herab. Dieser Romantik folgtejedoch gar bald der Ernst des Kriegslebens. In der Schlacht von Saarburg und bei den hartnäckigen Kämpfen an der Iser war er dabei. Hier erhielt er eine Verwundung am Bein. — Schon nach wenigen Wochen, die er in Hamburg

verbracht, fand er sich wieder marschbereit bei seinem Ersatztruppenteil in Zabern ein.

Im Sommer 1915 wurde er zu einem Off.=Aspir.=Kursus nach Courtrai abkommandiert, den er im Herbst als Unteroffizier verließ. Unterdessen wurde jedoch die Division, der er angehörte, vor der Maasfeste Verdun aufgestellt. Vor dem Angriff, Frühjahr 1916, wurde er zum Vizefeldwebel befördert und mit dem Eisernem Kreuz II. ausgezeichnet. Woëvre=Ebene, Côte=Loraine, Fort Vaux, Hohe Batterie von Damloup sind Namen, die er mit Stolz nennen durfte. Dabei wurde er ein zweites Mal verwundet. Unter den Trümmern der einstürzenden Deckung mit seinen Leuten begraben, ward er als der einzige Überlebende herausgearbeitet. Mit einer Quetschung am Bein kam er ins Lazarett, wo ihn auch der Lohn der Tapferkeit erreichte — nämlich die Beförderung zum Offizier, begleitet mit einer ehrenden Belobigung für seine Umsicht und Besonnenheit. Nach seiner Wiederherstellung brachte er in ruhigem Garnisonleben mehrere Monate in Zabern zu, bis er im Herbst 1916 wieder an die Front ausrückte, um an den Kämpfen in der Champagne und an der Aisne teilzunehmen. Seit einem Gefecht, das am 15. Mai 1917 bei Auberive stattfand, gilt er als vermißt.

Wir hatten gehofft, daß sich wenigstens das Gerücht bewahrheiten möchte, daß er schwerverwundet in französische Gefangenschaft geraten sei — Jedoch all' unser Hoffen und Warten auf sichere und günstige Nachrichten über den teuren Vermißten war bisher vergebens. Somit müssen wir — und mit uns das Missionswerk — obwohl schweren Herzens auch mit dem Verluste dieses strebsamen, stillen und hoffnungsvollen Mitbruders rechnen.



Für Mußestunden



Mondschein im Kolosseum

Eine Erinnerung an Rom von P. Hubert Küches C. S. Sp.

Wer schwimmen läßt, muß wieder schwimmen. Dies Wort des Rabbi von Bagdad kommt mir in den Sinn, da unser Schiff die Fluten des Roten Meeres durchschneidet. Des Tages Hitze hat sich etwas gemildert. Unter dem großen Sonnensegel sitzt man plaudernd zusammen. Das Orchester des Nawarts spielt einige lustige Weisen; dann tönt wieder das Klagen der Violine und der großen Bratsche hinaus über die stille Flut. — Ich sitze auf dem Oberdeck; die ewigen Sterne, die damals über Moses und dem Volke Israel leuchteten, als es drüben lagerte, froh, dem Pharao entronnen zu sein, sie scheinen in unvermindertem Glanz wie vor Jahrtausenden herab. Die Mondsichel steht hoch über uns: das Meer rauscht leise, leise. Mein stiller Freund, der Archidiakon aus Oxford, schlägt sein

Feldbett auf, dann tritt er an das Geländer und spricht sein Abendgebet im Angesicht der nächtlichen Leuchten.

— — Kaum höre ich noch das Orchester, das Plaudern verstummt, das Meer tönt sein altes Lied, — — da nahen sich mir Gestalten und raunen mir die Geschichte zu, die mir in den letzten Tagen meines Aufenthaltes in Europa zum Erlebnis geworden.

— — In Rom war es. Immer wieder hatte ich mich vertieft in die Betrachtung der Reste, die uns das Altertum von Rom hinterlassen. Wenig ist es, was von der Pracht des Palatins mit seinen Marmorpalästen der Kaiser geblieben; die via sacra des Forums ist eine Trümmerstätte; die Triumpfbögen der siegreichen Kaiser stehen da mit zerschundenen Ecken, und ihren Reliefs fehlen Arme und Beine. Die Säulen sind zerborsten, nur drüben ragen noch die 6 majestätischen des Saturntempels auf mit dem gewaltigen Architrav. — Schwül war der Frühlingstag gewesen. Fliederduft erfüllte die Luft. Leise wogten oben in den farnesischen Gärten des Palatin die Spitzen der dunklen Cypressen; der Abend kam. Ich wollte die Nacht abwarten, um das Kolosseum im Mondschein einmal zu betrachten. Ach, im Mittelalter hat man den Riesenbau der flavischen Kaiser als Steinbruch benützt und seine gigantischen Travertinquadern in die Festungswerke hinein gemauert. Aber was noch steht, das ist als Ruine riesenhaft gigantisch, das reißt noch jetzt in der Verwüstung zum Staunen hin.

Einsam wird es um das Amphitheater; die Kartenverkäufer, am Tage so laut und zudringlich, packen ihren Kram zusammen und gehen gähnend davon. Einige Automobile, die von Faskati kommen, puffen vorbei. Still, still wird es. Der Himmel glüht in allen Tinten, aber die Dämmerung weicht bald. Die Nacht zieht hinauf. Ich trete in das Kolosseum ein und klettere vorsichtig im dunkeln über die Treppen und Trümmer hinauf. Oben setze ich mich in eine Ecke und warte geduldig den Aufgang des Mondes ab. Immer tiefer werden die Schatten, immer unheimlicher erscheint die Stimmung. Einige Eidechsen kommen aus ihren Löchern heraus, huschen an meinen Füßen vorbei und verschwinden. Tiefes Dunkel im weiten Raum. Seine gewaltige Umrißlinie hebt sich schwarz gegen die etwas hellere Färbung des Himmels ab. Das gewaltige Rund ist eine einzig schwarze Masse, die für das menschliche Gemüt etwas Furchtbares in sich schließt. Es ist auch in der Tat eine Stätte des Schreckens, der Tränen gewesen, die da jetzt in ihrer grandiosen Verfallenheit von der Nacht zugedeckt wird. Da ziehen vor meinem Geistesauge die Tausende, Zehntausende von Christen vorbei, die von den Peitschenhieben der Zirkusknechte durch die marmornen Tore hineingetrieben werden. Männer in der Vollkraft der Jahre, zarte

Frauen, Greise deren Stirn schon den Stempel des Todes gezeichnet hat, Kinder, deren Antlitz gleich erblühenden Knospen anzuschauen ist, sie alle werden hinein getrieben, um vor den Augen einer tosenden Menge qualvoll zu sterben. Die Gitter öffnen sich, die gelben Bestien der Wüsten Numidiens, mit dem Schwanze den Sand peitschend, kommen aus den unterirdischen Kammern dort hervor, blinzeln einen Augenblick in der ungewohnten Sonnenglut und, von den Tausenden von Augenpaaren der zuschauenden Menge aufgereizt, erblicken sie die knienden Christen. Stille herrscht, nur durchbrochen von dem leisen Seufzen und Beten der Todgeweihten. Dann ein Brüllen und die Bestien stürzen sich auf die wehrlos Daknienden. — — Das Krachen von zermalmten Knochen hört man, sickerndes Blut mischt sich in den gelben Sand; die Menge schreit und eint ihr Brüllen mit dem der Löwen und Tiegerkatzen, bis diese, müde und gesättigt vom Blute der Christen, sich in den Sand legen und durch eiserne Stacheln dazu gebracht werden müssen, dem Häuflein der übrig Gebliebenen den Tod zu bringen. — — Namenlos haben hier im Amphitheater die Christen für ihren Glauben gelitten. — —

Ein lichter Schimmer erhellte den Himmel; über den Rand taugt silbernes Licht — — Die dunkeln Massen weichen, von oben auf füllt sich das Kolosseum — — die zerfallenen Teile ergänzen sich, über die Ziegelbauten legen sich Marmorplatten, alles Ruinenhafte ist verschwunden, in seiner wundervollen Ganzheit liegt das Theater vor mir: was der zerstörende Schritt zweier Jahrtausende niedergerissen, baut der Zauber des schleierhaften Mondlichtes in wenig Augenblicken wieder auf. — —

Die Pforten öffnen sich, Liktoren mit blinkenden Beilen kommen in ehernem Gleichtritt heran, erzgepanzerte Legionäre verteilen sich auf den Sitzen, der kaiserliche Hof erscheint, die Vestalinen in fleckenloses Weiß gehüllt, lassen sich auf den Ehrenplätzen nieder — — Wieder ertönen die silbernen Hörner der Prätorianer, tausendfaches Jubeln und Schreien verkündet die Ankunft des Kaisers, des Cäsars Domitian, der heute das große Amphitheater, das sein Vater begonnen, einweihen will. Er kommt und setzt sich nieder auf den Purpursitz der Kaiserloge dadrüben — — Spiele schenkte er dem römischen Volke, dieser blutigen Bestie blutige Tierspiele, wo Löwen und Tiger über die zuckenden Leiber von Tausenden dahinschreiten. Bleich und gelangweilt liegt der Kaiser auf den schwellenden Kissen; er ist an diese Vergnügen gewöhnt; es ist ihm gleich ergötzlich, Fliegen mit einer Nadel zu spießen und diese Christen sterben zu sehen. Er ist ja der Herr der Welt, ihm gehorcht alles, alles darf er tun und keiner ihn zur Rechenschaft ziehen. Hier auf der Erde ist er Kaiser und im Jenseits Gott. Er schaut wieder in die Arena hinab.

Da steht in der Mitte kniender Christen ein Greis; ein Strahl der Sonne trifft sein silberweißes Haar, der Abglanz einer überirdischen Macht ruht auf seiner hohen Stirn. Den Kaiser fröstelt mit einem Male; es ist ihm als ob er diesen Mann dort unten kenne.

„Wer ist es?" fragt er den neben ihm stehenden Hofbeamten. Einen Augenblick zögert dieser, dann sagt er leise: Flavius Klemens, der Oberpriester der Christen."

Der Kaiser zuckte zusammen, dann schürzte er höhnend die Lippen: es war sein Vetter, der so wahnsinnig gewesen war, den Glanz des Kaiserhauses preiszugeben und seine senatorische Würde, um den Wahngebilden des Christus nachzujagen. Möge er vor die wilden Tiere; er verdiente es nicht anders. Aber dennoch; den Kaiser packt noch etwas wie Scheu, ein Mitglied seiner eigenen Familie den wilden Blicken eines verächtlichen Pöpels preiszugeben. „Nehmt ihn weg und schickt ihn nach Pontus in die Verbannung. Tötet ihn dort." Der Hofbeamte neigt sich und verläßt die Loge. Der Greis schaut auf und blickt dem Kaiser ins Auge. Den Kaiser durchbohrt dieser Blick; es ist ihm, als ob der Rand des Theaters sich neige und ihn zu bedecken drohe. Die Steine bröckeln herunter, die Quadern bedecken ihn und mit einem dumpfen Schrei sinkt er nach hinten. Diesen Blick hat ihm einer mit elementarer Schrift ins Herz geschrieben. Einen Vergelter gibt es und wenn auch langsam, so trifft's sie doch sicher den, der gegen Gottes Gesetz frevelt, den Großen wie den Kleinen. — —

Mir war es, als töne der Schrei des Kaisers noch durch die Hallen, als risse er die Steine um und stürze die Mauer bis das Theater wieder zur Trümmerstätte würde. Ein Schrei war es, wie er nur in der Hölle gehört werden kann, wo Gottes Gerechtigkeit als zehrendes Feuer sich einfrißt; und doch lag wieder etwas Mitleid heischendes in ihm, so wie ein Mensch schreit, den rasende Angst vor ungeheurem Schmerz packt.

Die Illusion war fort; weg die Marmorsitze, weg die Purpurkissen; Das Licht des Mondes war zu hell geworden, die Ruinen waren wieder deutlich zu erkennen.

Aber der Schrei war wirklich gewesen. Einen Augenblick faßte auch mich Angst. Was war es? Ein Tier das von Schmerz erfaßt wurde? Ein Mensch dem etwas zu gestoßen?

Ich hielt den Atem an und lauschte. Und nun hörte ich ein Stöhnen, wie es nur aus der Brust eines Menschen, der namenlos leidet, hervorkommen kann.

Ich bin nicht furchtsam, aber auch nicht der Tapfersten einer. So zögerte ich denn einen Augenblick und faßte den Entschluß, mich still hinweg zu schleichen. Konnte es doch eine Schlinge für mich

sein, um mich herbei zu locken. Im Kolosseum soll oft lichtscheues Gesindel hausen.

Dieses Wehestönen aber war echt. Mein Pflichtgefühl, einem Menschen, der wohl verunglückt war, zu helfen siegte. Vorsichtig eilte ich dem Schall nach; ich mußte bis zu den Mauern hinabklettern, die unter der früheren Arena gelegen waren, und wohl die Kammern der wilden Tiere gebildet hatten.

Da lag ein Mensch rücklings über einem großen Steinwürfel hingeworfen; kraftlos hingen seine Beine herunter; seine Arme griffen ins Leere. Aus seiner Brust kam das Stöhnen.

„Sind Sie verunglückt" fragte ich auf Italienisch, um nur etwas zu sagen.

Er antwortete nicht. Ich umfaßte seinen Leib, hob ihn mühsam hinab und legte ihn auf den Boden. Das Stöhnen erneuerte sich; dann redete er mich plötzlich auf Deutsch an.

„Lassen Sie, alles ist vorbei."

„Wir wollen sehen, sagte ich; ich will Menschen holen, die Sie aus dieser Lage befreien. Dann wollen wir Sie zum Arzt bringen."

„Kein Arzt kann mir helfen. Meine Stunde ist da. 40 Jahre habe ich sie erwartet und mit Schrecken jeden Tag an sie gedacht. Sie mußte kommen, und sie ist da."

„Ich verstehe Sie nicht. — Etwas muß für Sie geschehen."

„Nein, nichts. Bleiben Sie. Alles ist hin. Ich habe das Rückgrad gebrochen und innere Verletzungen erlitten. Ich bin zudem alt. Nicht lange mehr werde ich leben, keine Stunde mehr."

Er keuchte und fuhr mit der Hand zur Brust. Ich legte ihn etwas bequemer.

Er fuhr mit seiner Hand nach der meinen.

„Sind Sie noch da?"

Ja. Aber ich will gleich gehen, Hilfe zu holen."

„Nein, bleiben Sie. — Sie sind ein Landsmann von mir. — Bleiben Sie; Es wird keine halbe Stunde mehr dauern und da möchte ich nicht gern allein sterben. O die Schatten der Nacht sind grausig, und wenn ich allein bin, dann kommen sie alle — — o wie haben sie mich gequält, alle die Jahre hindurch. — — Bleiben Sie, ich bin dann ruhiger; und ich möchte in einem ruhigen Augenblick von hinnen scheiden."

Wieder rang er mühsam nach Atem.

„Ich bin verunglückt — — ja es war ein falscher Tritt, den ich tat. Aber ich mußte ihn tun, mußte meinen Fuß dahin setzen, wo er ausglitt und ich gerade in die Tiefe stürzte, sodaß der Fall tödlich wurde. Es mußte so sein. — — Es mußte so sein."

Der Mond schien auf sein Gesicht. Es erschien blutleer, hager,

von vielen Falten durchzogen. Schneeweißes Haar lockte sich um sein Haupt und sein Kinn. — Er mußte gewiß etwas in seiner Brust verschließen, wohl eine geheime Schuld.



Bücher und Blätter



Waffen des Lichtes. Gesammelte Kriegsreden von Dr Michael von Faulhaber, Erzb. v. München. 5., vermehrte Aufl. 12° (IV u. 244 S.) Freiburg 1918, Herder. Kart. Mk 3.—

Feldbriefe katholischer Soldaten herausgegeben von Dr Georg Pfeilschifter. Erster Teil: Aus Tagen des Kampfes. (XXIV u. 226 S.) Mk 4.—; kart. Mk 4.80. Zweiter Teil: Aus Ruhestellung und Etappe. (VI u. 264 S.) Mk 4.20; kart 5.—. Dritter (Schluß-) Teil: Die religiöse Gedankenwelt des Feldsoldaten. (VI u. 170 S.) Mk 3.—; kart. Mk 3.80. Herder, Freiburg.

Erstbeichtunterricht. 18 ausgeführte Katechesen zur Vorbereitung der Kinder auf die 1. hl. Beichte für Seelsorger u. Lehrer v. Pfarrer Bitter, Gelsenkirchen-Hüllen. 8°. 144 S. Preis kart. Mk 2.—. Verl. A. Laumann, Dülmen i. W.

Führer zum Himmel. Gebet- u. Betrachtungsbuch für die reifere Jugend. Von Joh. Kox aus dem Redemptoristenorden. 7. — 10. Tausd. 356 S. Preis geb. Mk 1.15 Verl. A. Laumann, Dülmen i. W.

Aus Gottes Garten. Kurze Begebenheiten aus dem Leben der lieben Heiligen. Von Helene Pagés. Mit 12 Bildern. 12° (VIII u. 148 S.) Freiburg 1919, Herder. Kart. Mk 2.80

Völkergeschicke und Gerechtigkeit Gottes. Rede von Engelbert Krebs, Professor der kath. Theologie zu Freiburg i. Br. 8° (IV u. 24 S.) Freiburg 1919, Herder. Mk —.80

Frauenwürde. Ein Jahrgang Frauenpredigten. Von Dr Friedrich Zoepfl. 8° (XII u. 328 S.) Freiburg 1918, Herder. Mk 4.60; kart Mk 5.40

Im Heiland meine Freude! Erzählungen für Erstkommunikanten von Joseph Liensberger. 3. bis 5. Aufl. 12° (VIII u. 206 S.) Freiburg 1918, Herder. Mk 1.80; kart. Mk 3.—

Das Opfer des Dankes. Ein Festgruß dem Dreieinen Gott, nach den drei Hauptfestzeiten von M. Balder. 16°. 352 S. Geb. Mk 1.80 A. Laumann, Dülmen i. W.

Die überaus reichen Gnadenschätze der Ablässe zum Troste der armen Seelen im Fegfeuer. Zusammengestellt von P. Fulgentius Maria Krebs, O. M. Cap., 16° 159 S. Preis br. Mk —.60, geb. Mk 1.—. A. Laumann, Dülmen i. W.

Sühnende Liebe im Leben und in der Gründung der Mutter Dominikus Klara Moes. Von P. Hieronimus Wilms, O. P. Kl. 8°. 96 S. Preis kart. Mk 1.20. A. Laumann Dülmen i. W.

Roms letzte Tage unter der Tiara. Erinnerungen eines römischen Kanoniers aus den Jahren 1868 bis 1870 von Klemens August Eickholt, Päpstlichem Offizier a. D. Mit 8 Bildern. 2. u. 3. Aufl. 8° (VIII u. 320 S.) Freiburg 1918, Herder. Kart. Mk 4.80

Sechs aus einem Dorf. Neue Kriegserlebnisse von Wilhelm Spengler. (VIII u. 204 S.) Freiburg 1919, Herder. Kart. Mk 3.80

Die Bergstadt Monatsblätter, herausgegeben v. Paul Keller. Bergstadtverlag Wilh. Gottl. Korn, Breslau. Monatl. ein Heft, Preis vierteljährl. Mk 4.—, Einzelnummer Mk 1.50. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen u. Postanstalten. 7. Jahrgang Heft 4 Januar 1919

Inhalt: Nanni Gschafthuber. Ein Wiener Roman v. Anna Hilaria von Eckhel (3. Forts.) Neujahrsspruch. Gedicht von Hans Bethge. Deutsche Miniaturen aus 4 Jahrhunderten. V. Dr Valerian Tornius. Mit 11 Abbildungen. Gebet. Weise v. Bruno Wick. Gedicht von O. Jordan. Wintersport. V. Hans Habermann. 1919. V. Paul Keller. Das Musikantenpaar, der Hauswirt und der Fürstbischof. Eine Geschichte aus Alt-Breslau. V. Paul Barsch. Persianerfelle. V. Oberstleutn. a. D. Alfred Heinike. Mit sechs Abbildungen. Verweht. Gedicht v. Fritz Alfred Zimmer. Der Zopf des Herrn Johannes Tymian. Eine heitere Geschichte v. Josephine Siebe. Chronik der Kunst u. Wissenschaft. V. Dr Johannes Eckardt in München. Im Aufatmen. Buchanzeigen v. E. M. Hamann. Psychologisches am Kriegsende. V. Dr H. Reinhart. Schach. Geleitet v. Julius Steinitz. Aus der Ratskanzlei. Was wird aus unserer Kriegsanleihe? V. Berthold Roesler. 6 Kunstbeilagen.

Für die Schriftleitung verantwortlich: P. Otto Biermann C. S. Sp., Missionshaus Knechtsteden. Druck u. Verl.: Missionshaus Knechtsteden, Stat. Dormagen (Rhpr.)

Postscheckkonto Cöln 3543

Erscheint mit Erlaubnis der britischen Behörden

März-Apr. 1919 20. Jahrgang Heft 3 u. 4

Echo aus den Missionen der Väter vom Heiligen Geist und unbefleckten Herzen Mariä

Wie man bei der hl. Messe für die Missionen beten kann

Von P. Franziskus Perger C. S. Sp.

„Die Ernte ist groß," sagt der göttliche Heiland, „aber der Arbeiter sind wenige. Bittet daher den Herrn der Ernte, daß er Arbeiter in seinen Weinberg sende" (Lk 10, 2). In diesem Anliegen müssen wir beten „ohne Unterlaß". Dazu gehört sich aber eine sehr gute Gewohnheit. Vielleicht hast du sie noch nicht, aber wir wollen sie erwerben. Es kommt ja gar nicht darauf an, endlos lange Gebete zu verrichten; im Gegenteil, wir wollen uns an Jesu Lehre erinnern: „Wenn ihr betet, so machet nicht viele Worte, das tun die Heiden" (Mt 6, 7). Kurz und bündig, dafür aber kernig und recht oft wollen wir gerade für das Missionswerk beten, besonders in unseren Tagen. Das kann jeder, auch der lebhafteste Geist, der vielleicht nicht lange bei einem und demselben Gegenstande zu verweilen vermag. Jeder kann aus irgend einem kleinen Vorkommnis Veranlassung nehmen, sein Herz zu Gott mit einer Bitte für die Missionen zu erheben. Solcher Vorkommnisse und Veranlassungen gibt es eine sehr große Menge. Es soll in der Folge einmal versucht werden, zu zeigen, welche Gedanken zur Gebetsanregung in der hl. Messe liegen. Man braucht dann bei der Anwohnung der hl. Messe nicht jedesmal alle diese Gedanken zu haben. Das einemal wird es dieser sein, ein andermal ein anderer, manchesmal auch werden mehrere uns zum Beten ermuntern, und mancher Leser wird selbst noch andere Ideen und Anregungen finden.

Der Weg zur Kirche

Du gehst zur Kirche, es ist weit bis dahin, du bist etwa früh aufgestanden, es ist vielleicht bitter kalt. Du hast nach deiner Ansicht

ein Opfer gebracht. Ich will es recht gerne gelten lassen. Gott segne und vermehre deinen Opfersinn! Bringe Gott freudig dein Opfer; denn er liebt einen freudigen Geber. Hauche diesem Opfer aber auch den rechten Geist ein, mach es nutzbringend. Erhebe dein Herz mit einem deinem Fall entsprechenden Gedanken zu Gott. Denke betend und bete denkend: „Lieber Heiland, mein Weg ist weit. Der deine vom Himmel zur Erde und von Betlehem nach Kalvaria war noch weiter. Du gingst ihn, um uns zu erretten. Ich will die Beschwerden meines Kirchweges aufopfern für die armen Heiden. O Herr, führe sie den weiten Weg aus der Unwissenheit zur vollen Gotteserkenntnis." Oder denke und bete: „Früh bin ich aufgestanden, ich gehe zur Gnadenquelle, zum hl. Opfer. Früh hast du mich zum wahren Glauben berufen, erbarme dich der armen Heiden, die dich so spät oder gar nicht erkennen." Oder: „Göttlicher Heiland, recht empfindlich ist uns die große Kälte. Du hast als armes neugeborenes Kindlein dasselbe Ungemach erlitten, dadurch all die unverantwortliche und unvernünftige Kälte der Menschen gegen Gott gesühnt. Ich will das bißchen Kälte mutig ertragen und bringe es als kleines Bittopfer dar für die armen Heiden, die in der entsetzlichen Eiseskälte der Gottentfremdung, der Sünde und des Lasters erstarrt sind. Erwärme ihre unglücklichen Herzen mit dem Hauch deiner Liebe."

Denke auch an die hl. drei Könige und so setze mutig und auch weiter denkend und betend deinen Weg fort. Vergiß dich auch selbst nicht. Wer für sich nicht betet und beten kann um das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit, der kann und tut es auch nicht für andere, am wenigsten für die armen Heiden.

In der Kirche — Vor der hl. Messe

Recht früh bist du angekommen. Da hast du noch Zeit, kannst noch an manches Anliegen, an manche liebe Seele denken. Weil es noch früh ist, brennt der Not der Zeit entspechend vielleicht nur spärlich Licht. Im Chor ist es noch ganz dunkel. Dein Blick fällt auf das ewige Licht. Still, unbeweglich, ohne zu zucken, ohne zu verlöschen brennt es in der Dunkelheit. Sieh, das ist, wie der hl. Johannes im ersten Kapitel seines wunderbar schönen Evangeliums sagt, „das Licht das in der Finsternis leuchtet, aber die Finsternis hat es nicht in sich aufgenommen" (Jo 1, 5). Jetzt nachdem du eine Weile zu dem ewigen Licht hingeschaut, kommt es dir schon viel heller vor. Du siehst bereits den Altar, auf dem das heilige Opfer dargebracht werden wird, recht deutlich in seinen Umrissen. Und es heimelt dich so recht zum Beten an, das traute ewige Lichtlein, mit seinem warmen roten Schein, mit dem es des Heilands innige, so vielfach unverstandene und nicht erwiderte Liebe andeutet.



Gnadenbild der Schmerzhaften Mutter
Nach dem Gemälde von O. Völkel

So lagert es auf der armen Heidenwelt wie nebeldichte, gespenstervolle Dunkelheit und unheimliche Finsternis. Und doch ist auch für die armen Heiden der Stern aus Jakob aufgegangen, Jesus Christus, das wahre Licht der Welt, der mit seiner Lehre, seinem Beispiel „einen jeden Menschen erleuchtet, der in diese Welt kommt.“ Bitte doch, mit irgend welchen Worten, ja mit bloßen Gedanken, so ähnlich, wie ich es dir oben vorgemacht habe, aber recht innig und treuherzig den göttlichen Heiland, er möge sich der armen Heiden erinnern und sie erleuchten und nicht nur sie, sondern auch die Missionare, damit sie die rechte Art finden, diese geistig Verfinsterten zu unterweisen und in Wahrheit aufzuklären. Ja bitte drum, daß unseren heidnischen Brüdern wenigstens ein Ahnen aufgehe dessen, was ihnen fehlt, damit sie allmählich aus der Ferne wenigstens die Gnadenquelle erkennen, aus denen sie in Freuden die Wasser des ewigen Lebens schöpfen können, und daß sie in dieser Erkenntnis fortschreiten mögen bis zur vollen Klarheit.

Die Kerzen werden angezündet.

Es wird hell auf dem Altare, allerdings nicht allzuhell. Die Kerze ist ein Abbild Jesu, des Lichtes der Welt. Der Missionar ist auch ein Abbild Jesu, ein anderer Christus. Als solcher bringt er den Heiden auch Licht und je mehr gute erleuchtete Männer dieses Amt antreten nnd verwalten, um so heller wird den armen Heiden die Wahrheit aufgehen. Die werden ihnen auch den Altar erleuchten, d. h. sie allmählich auf dieses große Geheimnis hinweisen, es ihnen erklären, es unter ihnen feiern. Wirst du nicht gern und innig mit ein paar Gedanken Gott bitten, er möge doch in seiner gütigen Vorsehung dafür sorgen, daß ihm an allen Orten dieses hl. Opfer dargebracht werde, daß alle Menschen, zumal die armen Heiden ein tiefes Verständnis für diese unblutige Erneuerung des hl. Kreuzopfers erlangen?

Plötzlich erstrahlt der Altar in einem fast überirdischen Lichtglanz. Der Küster hat unbemerkt die elektrischen Scheinwerfer aufleuchten lassen. Ja, so muß es auch über aller Missionsarbeit aufleuchten, das Glorienlicht der Gnade Gottes, der Gnade zum Glauben; denn der Mensch kann nicht glauben, wie es zur Seligkeit notwendig ist, noch die Gebote halten ohne die Gnade, und vor allem bedürfen wir Menschen die Gnade zum Glauben an das Zentralgeheimnis, an das Geheimnis des Altares. Erflehe den Heiden dieses höhere Licht der Gnade, damit ihnen der christliche Altar, ich will eigentlich sagen das Geheimnis des Altarsakramentes, als das erhabenste, himmlischste, schönste und beglückendste Geheimnis unseres Glaubens erkennbar werde.

Solltest du noch etwas warten müssen, bis die hl. Messe beginnt,

so bedenke wie die armen Heiden bis heute haben warten müssen, wie manche noch länger warten müssen, ehe ihnen all der Segen zuteil wird, den du in vollen Zügen genießest. Bitte Gott, daß er endlich den Fluch hinwegnehme und daß er die Wartezeit der armen Völker des Heidentums abkürze. Bitte ihn, er möge diese Völker mit einem gesunden Widerwillen gegen ihr Elend und mit einem wahren Hunger und Durst nach Gerechtigkeit, mit hl. Sehnsucht nach dem Erlöser erfüllen, der allein sie glücklich machen kann. Danke Gott für die guten Gedanken, die er dir eingab und für die Gnade des Glaubens. Lebe du auch treu nach deinem Glauben und nütze ihn aus. Forts. folgt.

Missionar in der Heimat

Von P. Jos. Simon C. S. Sp.

Um Kriege zu führen und Schlachten zu gewinnen bedarf es nicht bloß schlagfertiger Heere und tüchtiger Generäle, den Kämpfern an der Front muß vielmehr eine arbeits- und opferfreudige Heimatarmee zur Seite stehen.

Nicht anders ists im Missionsleben. Auch da genügt es nicht, möglichst viele Glaubensboten in jene Gegenden zu senden, wo Götzendienst und Christentum sich jeden zollbreit Landes streitig machen. Soll das Werk der Weltbekehrung einen glücklichen Fortgang haben, dann muß den Glaubenspionieren draußen die Heimat durch ihre Gebete und Gaben zu Hilfe kommen.

Und daß auch der „Missionar in der Heimat" Großes, Segensreiches wirken kann, das zeigt uns ein interessantes Kapitel aus der knapp vor Kriegsausbruch von Prälat Kannengieser herausgegebenen Biographie des bekannten elsässischen Politikers und Superiors der Niederbronner Krankenschwestern, des Reichstagsabgeordneten Simonis.

Schon in Simonis Kindes- und Jünglingsjahren spielte der Missionsgedanke eine große Rolle. Er trug sich lange mit dem Plane, selber Missionar zu werden, und bedauerte im hohen Alter noch recht lebhaft, daß er dieser seiner Lieblingsneigung nicht habe folgen können. Dafür aber ist er zeitlebens ein warmer Freund und eifriger Helfer des Missionswerkes geblieben. Zumal mit der Kongregation vom Hl. Geiste verknüpften ihn enge Bande. Gar viele seiner ehemaligen Studiengenossen aus dem Straßburger Priesterseminar gehörten dieser Gesellschaft an, und sein Vetter, der Hochw. Pater Schwindenhammer, war lange Jahre hindurch ihr Generaloberer. Darum kam auch ihr vor allem sein Missionseifer zugute. „Er für seine Person allein", heißt es in einem Nachruf,

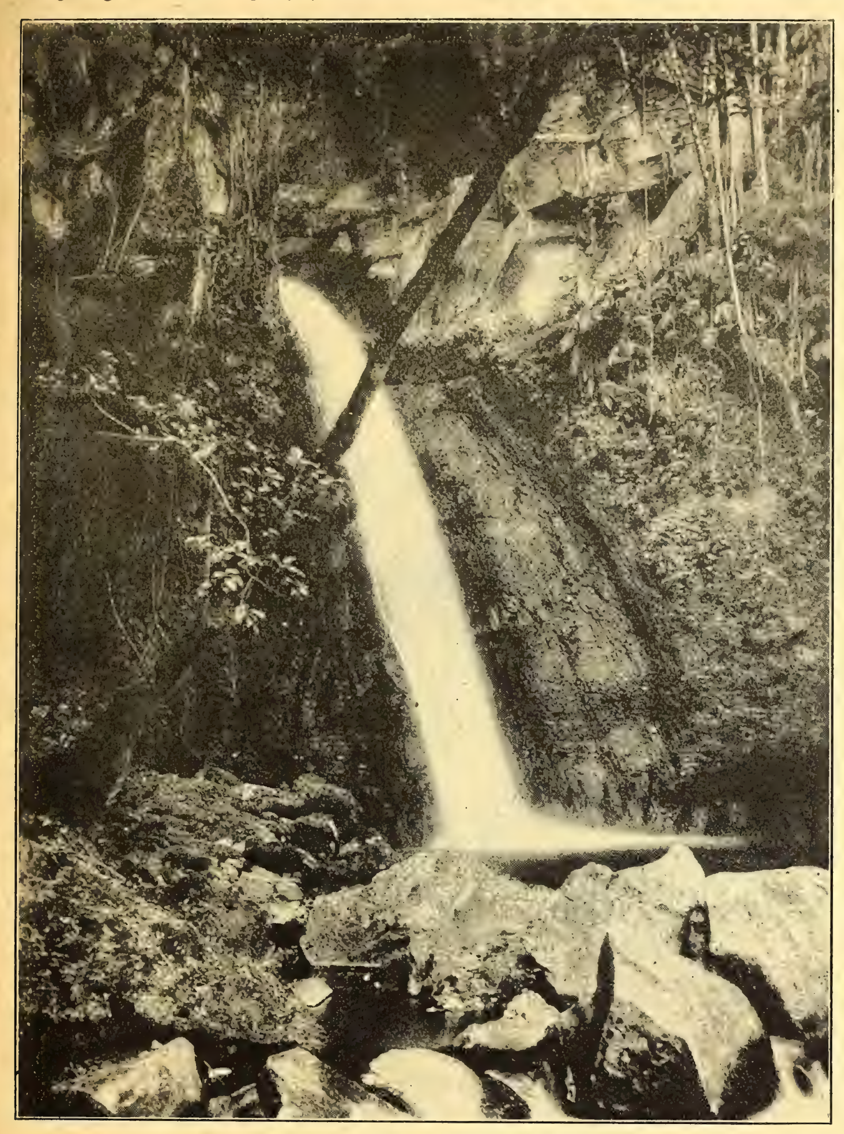
„bildete eine Art von dritten Orden für die Söhne Libermanns. Nie hat er aufgehört, ihnen Missionskandidaten zuzuführen, sie mit seinen Scherflein zu unterstützen, durch die Presse von ihren Arbeiten zu erzählen und ihre Helden zu verherrlichen“ (Delsor).

Die Liebe zum Missionswerk und zur Kongregation vom Hl. Geist ließ Simonis als junger Priester schon die Feder ansetzen zu einer kleinen Broschüre „Die Negermission und das Elsaß“, in der er die Verdienste seiner Heimatdiözese um die Christianisierung des dunkeln Kontinentes preist und zugleich seine Landsleute auffordert, in Gegenwart und Zukunft der ehrenvollen Vergangenheit treu zu bleiben. Von da ab hatte Simonis ständig irgend etwas die Missionen betreffendes unter der Feder. Mit vielen Missionaren, zumal mit seinen Freunden und Schülern, stand er in regem Briefwechsel und erkundigte sich mit lebhaftem Interesse nach allem, was sich in den Missionsländern zutrug. Diese eifrig gepflegte Korrespondenz setzte ihn in den Stand, in den ausgedehnten Gebieten Afrikas ebenso gut Bescheid zu wissen als in den Niederlassungen seiner Schwesternkongregation. Was er auf diese Weise von den Missionaren in Erfahrung brachte, das verwertete er wieder zu Nachrichten, Artikeln, Abhandlungen, mit denen er Zeitschriften, Tagesblätter usw. versorgte. Das Honorar und die auf solche Berichte bei den Redaktionen eingegangenen Almosen gehörten natürlich allemal dem Pater, der ihm die betreffenden Aufschlüsse gegeben hatte.

Seine eifrigste Sorge jedoch galt dem Nachwuchs des Missionspersonals. Simonis kannte keine größere Freude, als wenn es ihm wieder einmal gelungen war, dem Missionswerk einen frommen, talentierten Knaben zuzuführen. Er besaß eine ganz auffallende Fertigkeit, an jungen Leuten herauszufinden, ob sie sich für den schwierigen Beruf eigneten, und wo er das entdeckte, da scheute er weder Mühe noch Opfer, bis er den jungen Mann in einem Missionsseminar untergebracht wußte. Die meisten seiner Schüler haben auch die auf sie gesetzte Hoffnung völlig gerechtfertigt, sind eifrige Missionare, ja Missionsbischöfe geworden.

Dieser sein Eifer für die Missionsberufe zeigte sich im schönsten Lichte, als die Kongregation vom Hl. Geiste die Eröffnung der ersten elsässischen Missionsschule zu Zabern plante. Mit einem solchen Eifer machte er sich an die Beschaffung der zur Gründung nötigen Gelder, daß er selber darüber erstaunte. „Ich wundere mich“, schrieb er seiner Schwester, „wie ich mir bei meinen grauen Haaren noch ein so junges Herz bewahrt habe, daß ich mich heute noch begeistern kann, wofür ich mich vor fünfzig Jahren begeisterte“. Im August 1900 wurde er eingeladen, die Kapelle zu einzusegnen und

der neuen Missionsschule den Namen seines Freundes — St Florenz — beizulegen. Sein Herz strömte dabei über vor Freude, eine Pflanz-



Landschaftsbild vom Kilimanoscharo
Mit Erlaubnis des Kunstverlags Walter Dobbertin Daressalam u. Tanga D. O. A.

stätte zukünftiger Missionare eröffnet zu haben. In Briefen aus dieser Zeit kehrt oftmals die Bemerkung wieder, daß der Gedanke,

auf diese Weise am Missionswerk mittätig gewesen zu sein, ein süßer Trost seiner alten Tage ausmache.

Dabei vergaß Simonis die Bedürfnisse der eigentlichen Missionen keineswegs. Bei Gelegenheit der Bischofsweihe des Msgr Adam — gleich Simonis ein Kind des oberelsässischen Dörfchens Ammerschweier in der Nähe des Muttergottes-Wallfahrtsortes Drei-Ähren — richtete er an diesen die Bitte, ihm ein Werk zu bezeichnen, dem er sich besonders widmen könne. „Ich kann Ihnen nicht sagen,“ schrieb er „wie sehr ich darnach verlange, Ihnen bei Ihrem großen Unternehmen — — — zu helfen. Verwenden möchte ich dazu das Geld, das mir noch bleibt und die Gebete, über die mich Schwestern und Novizen verfügen lassen.“ Bei seinem Besuche in Oberbronn sprach nun Msgr Adam seinem Freunde von dem Vorhaben, eine neue Station zu gründen und ihr den Namen „Drei-Ähren“ zu geben. Mit Begeisterung ging Simonis auf diesen Gedanken ein. Er ruhte nicht, bis die Station gegründet und gesichert war. Fast in jedem seiner zahlreichen Briefe konnte er dem bischöflichen Freunde melden, daß er einige tausend Mark milder Gaben beisammen habe, die er für die Neugründung zur Verfügung stelle. Mit diesem Werke war aber weder seine Wohltätigkeit noch sein Eifer erschöpft; er munterte vielmehr Msgr Adam, nun auch zu Ehren ihres Heimatspatrons eine Missionsniederlassung „St Martin“ zu gründen. Auch diese Station verdankt Entstehen und Bestehen zum größten Teil dem edeln Missionsfreund. Dabei war derselbe die Bescheidenheit selber. Was er als Dank für seine Mühe begehrte, das drückte er einmal durch die Bitte aus: „Aber nicht wahr, Sie beten für mich und lassen für mich beten!“

Selbst inmitten seiner parlamentarischen Wirksamkeit war Simonis jederzeit darauf bedacht, die Interessen der Missionen, wo immer er konnte, zu fördern. Als man am 26. Januar 1889 im Reichstag über die Angelegenheiten der ostafrikanischen Gesellschaft verhandelte, da meldete sich zum Staunen aller als letzter Redner Simonis zum Worte. In begeisterter Rede feierte er die katholischen Missionare als die eigentlichen Zivilisatoren Afrikas, die Jahrzehnte früher als die europäischen Großmächte schon in Afrika erschienen seien. Er zeigte, mit welchen Mitteln und auch mit welchen Erfolgen sie an der kulturellen und sittlichen Hebung der Negerstämme arbeiteten; und schloß mit der dringenden Bitte, doch jetzt, da Deutschland in die Reihe der Kolonialmächte eintrete, das harte, ungerechte Gesetz, das die Missionskongregationen von deutschem Boden fernhalte, aufzuheben und den Missionaren dieselben Freiheiten zu gestatten, deren sie sich an den Höfen afrikanischer Herrscher zu erfreuen hätten.

Einen solch ausgezeichneten Wohltäter mußte Afrika auch auf besondere Weise seinen Dank bezeigen, um ihn nach Verdienst zu ehren. Deshalb auch gab Msgr Allgeyer, Simonis' Schüler, einer seiner schönsten Stationen in Britisch-Ostafrika den Namen: Simonisdale.

Das schönste Andenken wird ihm aber in den Herzen der bekehrten Afrikaner bewahrt bleiben. Prälat Kannengieser beschließt das Kapitel mit folgendem Zukunftsbild: Wer weiß, vielleicht kommt einmal die Zeit, wo das Barbarentum wieder Besitz ergreift von Europa. Dann werden afrikanische Reisende die vereinsamten Gegenden des Elsasses besuchen, wie man heute die Ruinen Karthagos besucht. Unter diesen afrikanischen Besuchern befindet sich vielleicht ein Titularbischof von Straßburg, der die Bekehrungsgeschichte Afrikas kennt, und deshalb zwischen Rhein und Vogesen mit pietätvollem Eifer nach den Stätten forscht, wo Ammerschweier und Niederbronn, Simonis Wiege und Grab, gestanden.



Aus unsern Missionen



Wie sich Kiboscho seine Freiheit erwarb

Von P. Eugen Meyer C. S. Sp.

Etwa zwanzig Minuten von der Mission entfernt steht auf einem kahlen Hügel die Ruine einer alten Festung. Reste von über 3 m dicken Mauern, breite und tiefe Gräben, alte geschnitzte Hoftore bezeichnen die Stelle, wo noch vor 30 Jahren Sinnas Herrlichkeit prangte. Sinna war damals der gefüchtetste und geriebenste aller Häuptlinge am Kilimandscharo. Durch eigene Tüchtigkeit hatte er sich vom Posten eines unter dem Häuptling von Madschame stehenden Dorfältesten zum unabhängigen König von Kiboscho und dem halben Kilimandscharo emporgearbeitet. Was Wunder, wenn sein Stolz ihn eines Tages ausrufen ließ: „Ich fürchte selbst den Kaiser der Deutschen nicht!" Das wurde ihm zum Verhängnis, denn der Kaiser sandte ihm eines Tages als er es gar zu toll trieb, einen Feldwebel mit einer Kompagnie Askaris, die die stärkste der Negerfestungen in einen Haufen Schutt und Asche verwandelten.

Also Sinna, der Erbauer der Befestigungen, war damals ein untergeordneter Häuptling, und das tat seinem Stolze weh. Warum sollte er dem Madschamekönig Tribut zahlen, warum ihm jedes Jahr die schönsten Kühe, das beste Bier hinüberschicken müssen? Von der

Tributpflicht um jeden Preis frei zu werden, dazu war er fest entschlossen. So lud er denn zu einer Beratung ein, in der sie den Aufstand gegen den Madschamekönig beschlossen. Aber wie würden sie mit der Übermacht des starken Nachbarn fertig werden? Sinna ersann folgende List.

An einem vom Zauberer bestimmten Tag, wurde in ganz



Zanzibar: Straßenbild

Kiboscholand große Trauer angekündigt. Kriegstrommel gerührt und von allen Hügeln, aus allen Tälern strömten die Krieger herbei, und bald ertönte im ganzen Lande das Wehklagen der Weiber: „Sinna ist tot! Sinna ist tot!"

Die Ältesten, ins Geheimnis eingeweiht, sandten Boten hinüber zum großen Häuptling von Madschame, um ihm nach hergebrachter Sitte den Heimgang seines getreuen Vasallen kund zu tun und ihn zu bitten, mit einigen Leuten zur Wahl eines Nachfolgers herüberzukommen.

Während sich nun die Madschameleute auf die Feier vorbereiteten, ihren Kriegsschmuck bereitmachen, spinnt Sinna seine Fäden weiter aus. Alle Kiboschokrieger haben soviel Pombe (einheimisches Bier) zu brauen, daß jeder Madschamemann sich wenigstens dreimal einen festen Rausch antrinken könne. Alles Gebräu sollte dann in den Höfen des Häuplings zusammengetragen werden. Nachher habe ein jeder sich zum Krieg vorzubereiten, Essen für zwei Tage mitzubringen und sich dann in zwei Tälern, die beiderseits der Befestigungen liegen, verborgen zu halten. Weitere Befehle würden

ihnen die Anführer erteilen. Als nun am dritten Tag die ausgestellten Vorposten das Herannahen der Madschameleute meldeten, wickelte sich Sinna in die Haut eines seit Tagen geschlachteten Ochsen ein und ließ sich in eine Truhe legen.

Jetzt naht der Häuptling sich der vermeintlichen Leiche, spricht einige Worte des Bedauerns und zieht sich in die für die Trauer hergerichtete Hütte zurück. Die Krieger bohren ihre Lanzen in die Erde zum Zeichen der Trauer. Sie setzen sich gruppenweise nieder und verhüllen mit Tüchern ihre Gesichter. Bald beginnen die Trauerbecher in ihren Reihen zu kreisen. Sie tranken das vorzügliche Kiboschobier und tranken immer noch eins, bis sie schließlich vergaßen, wozu sie eigentlich gekommen waren. Schon erschollen fröhliche Lieder, und etliche junge Leute schickten sich sogar zum Tanze an. Die meisten aber waren vom Bier und von der Sonne trunken und schliefen ein.

Jetzt steht Sinna von den Toten auf, gibt selbst das verabredete Zeichen und in einem Nu sind die zweitausend Madschame-



Zanzibar: Straßenbild

krieger von den Kiboscholeuten umzingelt und werden in einem gräßlichen Blutbade niedergemacht; die beiden Flüsse, Issye und Karanga, färben sich rot und schwemmen die Leichen der Madschamekrieger in die Wüste hinunter. Mit Einbruch der Nacht war Kiboscho frei und Sinna Herrscher über den halben Kilemandscharo.

Nun hieß es, unverzüglich die Beute einzuholen. Noch in derselben Nacht machte sich ganz Kiboscho auf nach Madschame. Selbst die Kinder wollten mit, um wenigstens eine Ziege zu erhaschen.

Kühe, Ziegen, Hämmel fielen zu Tausenden den Kriegern in die Hände. Die Mädchen und Frauen wurden nach Kiboscho abgeführt, um später an die Tapfersten verteilt zu werden. Madschame hatte für lange Zeit aufgehört, ein selbständiges Land zu sein. Sinnas Stern stieg und stieg immer höher über dem Kilemandscharo, bis der Morgen anbrach, der jetzt dort aufgegangen ist. Im Lichte Christi verschwand auch Sinnas Stern. Von seinen Kindeskindern sind mehrere getauft. So leben und sterben die Völker in Afrika und in Europa, bis sie vom Evangelium durchdrungen, sich einmal im Lichte des Glaubens verbrüdern werden.

Im Rachen des Krokodils

„Im Rachen des Krokodils" — das ist eine von den Madagassen viel gebrauchte Redensart. Sie soll besagen, daß es in einer Verlegenheit keinen Ausweg mehr gibt. Und tatsächlich, wer an einer Flußbiegung das Tier mit seinen ungeheuren Zähnen und seinen kräftigen Kiefern gesehen hat, wie es einen viertel Ochsen mit einem Mal zermalmt, der versteht die zugrundeliegende Auffassung der Stärke, einer Stärke, gegen die nicht anzukommen ist.

Viele andere Redensarten noch legen Zeugnis davon ab, welch wichtige Rolle diese schmutzigen und garstigen Tiere in dem einfachen Leben der Madagassen spielen. Das häßliche, abscheuliche Tier mit seiner spitzen Schnauze, die an den plumpen, schwerfälligen Körper ansetzt, ist der Schreck dieser armen Leute. Und gleichwohl, wie es so da ist in seiner Häßlichkeit, erregt es doch die Bewunderung der Eingeborenen, und sie fügen sich dieser Tyrannei der Grausamkeit, Verstellung und Scheußlichkeit.

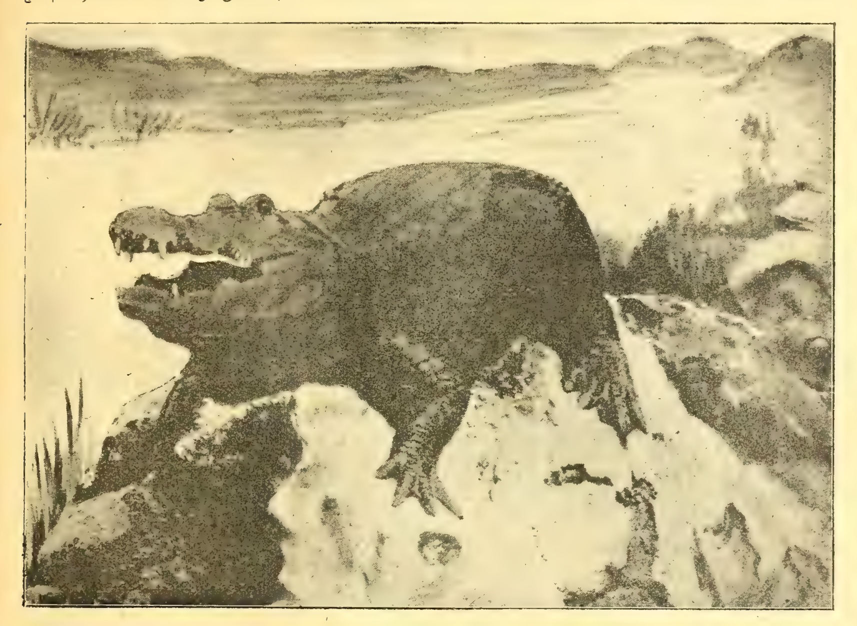
Bei mehreren Stämmen steht das Krokodil in großer Verehrung. Die Baras im Süden glauben, daß der Geist des Häuptlings es zu seinem neuen Wohnsitz auserwähle, nachdem er seine sterbliche Hülle verlassen. Darum darf kein Krokodil getötet werden — das hieße ja einen erlauchten Ahnen töten. Als der P. Superior von Marovoay letztes Jahr Gelegenheit hatte, ein ungeheures Exemplar unschädlich zu machen, wollte er dessen Haut aufbewahren. Er befahl einigen seiner Arbeiter, das Tier ans Land zu bringen. Die aber weigerten sich ganz entschieden. Und als dann der Pater auf seinem Verlangen bestand, da gab es einen wahren Aufstand. Alle Arbeiter kamen noch an demselben Tage, forderten ihren Lohn und erklärten, daß sie keine Minute länger in seinem Dienste bleiben wollten. Sie blieben schließlich nur unter der Bedingung, daß der Pater sich verpflichtete, niemals ein Krokodil auf die Stelle zu ziehen, wo die Arbeiter beschäftigt sind, und besonders nie einen von ihnen mit auf die Krokodiljagd zu nehmen. Das Krokodil gilt ihnen als heiliges Tier.

Der Besileostamm achtet den Kaiman nicht weniger. Es ist verboten, ihn zu töten. Die geheime Kraft, die in ihm wohnt, würde sich in furchtbarer Rache äußern. Es ist strafbar, eine Lanze über den Fluß zu werfen oder gar Schmutz in das Wasser gelangen zu lassen, das hieße die Krokodile beleidigen.

Ich erinnere mich, daß bei der Überfahrt über einen heiligen Fluß im

Sakalavenlande einer unserer Gefährten, ein Inder, plötzlich unerträgliche Leibschmerzen bekam. Da er sich Erleichterung verschaffen wollte, erklärte ihm der Kapitän, ein Sakalave: „Wenn du das tust, werfe ich dich ins Wasser. Im Fluß wohnt ein heiliges Krokodil — das weißt du." Der Arme mochte sich in seinen Schmerzen auf dem Pirogeboden wälzen und Blicke, die einen Tiger hätten erweichen können, seinem Henker zuwerfen — der deutete statt jeder Antwort ins Kielwasser des Schiffleins, wo ein halbes Dutzend Ungeheuer ihren schrecklichen Rachen aufsperrten.

Andere Völkerschaften legen weniger Aberglauben, aber um so mehr Höflichkeit in Bezug auf diese Tiere an den Tag. Die Uferbewohner des



Im Rachen des Krokodils s. S. 44

Itasysees versammeln sich alljährlich und halten dabei an die Krokodile folgende Ansprache: „Seid ruhig, ihr Bewohner der Fluten: Wenn die Fischer euer Wasser trüben, so geschieht das keineswegs aus Haß oder Feindschaft gegen euch, sondern weil sie ihre Nahrung suchen. Und wenn unsere Frauen an eurem See Wasser schöpfen, wollen sie euch nicht bestehlen. Sie holen nur das, was sie für ihren Unterhalt nötig haben. Tut ihnen also nichts zuleide, denn an euch würden wir den Tod eines der Unsern rächen und ebensoviele von euch töten, wie ihr uns genommen habt. Ihr aber, ehrenwerte und gutwillige Krokodile, haltet keine Gemeinschaft mit jenen von euch, die uns übel gesinnt oder streitsüchtig wären!"

Die meisten Krokodillegenden beziehen sich auf den Verkehr der Zauberer mit diesen Tieren. Mit Einbruch der Nacht sieht man einen schwarzen Menschen dem Ufer entlang umherirren. Es ist der Zauberer, der seinem

Liebling Futter bringt: ein verendetes Huhn, ein Stück altes Schweinefleisch, einen faulen Fisch. Auf sein Rufen erscheint das Tier, das sich schmeichelnd an ihn anschmiegt. Bei jedem Schritt, den es macht, klingen Glöcklein und Silberspangen. Woher kommen die? Die Zauberer haben sie ihm angehängt. Aus Dankbarkeit soll es ihm die tausendundein Geheimnisse mitteilen, die aus dem Zauberer den König des Dorfes machen.

Die schrecklichsten, jedenfalls die gefährlichsten Zaubereien finden statt, um zu einem Krokodilzahn zu gelangen. Ich habe selbst einmal mit angesehen, wie Sakalaven einem Krokodil einen Backenzahn zogen. Zwei junge Leute näherten sich vorsichtig dem Ungeheuer, das im Schilf eingeschlafen war, und warfen ihm eine Schinge um den Kopf. Da das Tier sich nicht mehr rühren konnte, stürzten sich andere Kerle darauf, um es zu halten. Der alte Zauberer legt nun auf den gewünschten Zahn, der wohl seine 10 Zentimeter lang sein mochte, eine heiße Batate. Dem Tier gefiel der Spaß ganz und gar nicht. Es stieß ein langes Brüllen aus, wie ein Ochse, dem man den Hals abschneidet. Die Kerle vergnügen sich großartig bei der Operation. Jeden Schrei ihres Opfers erwidern sie mit lautem Lachen und grausamem Spott. „Du hast ihn nicht gestohlen," sagen sie ihm, „übrigens wollen wir dir nicht ans Leben gehen."

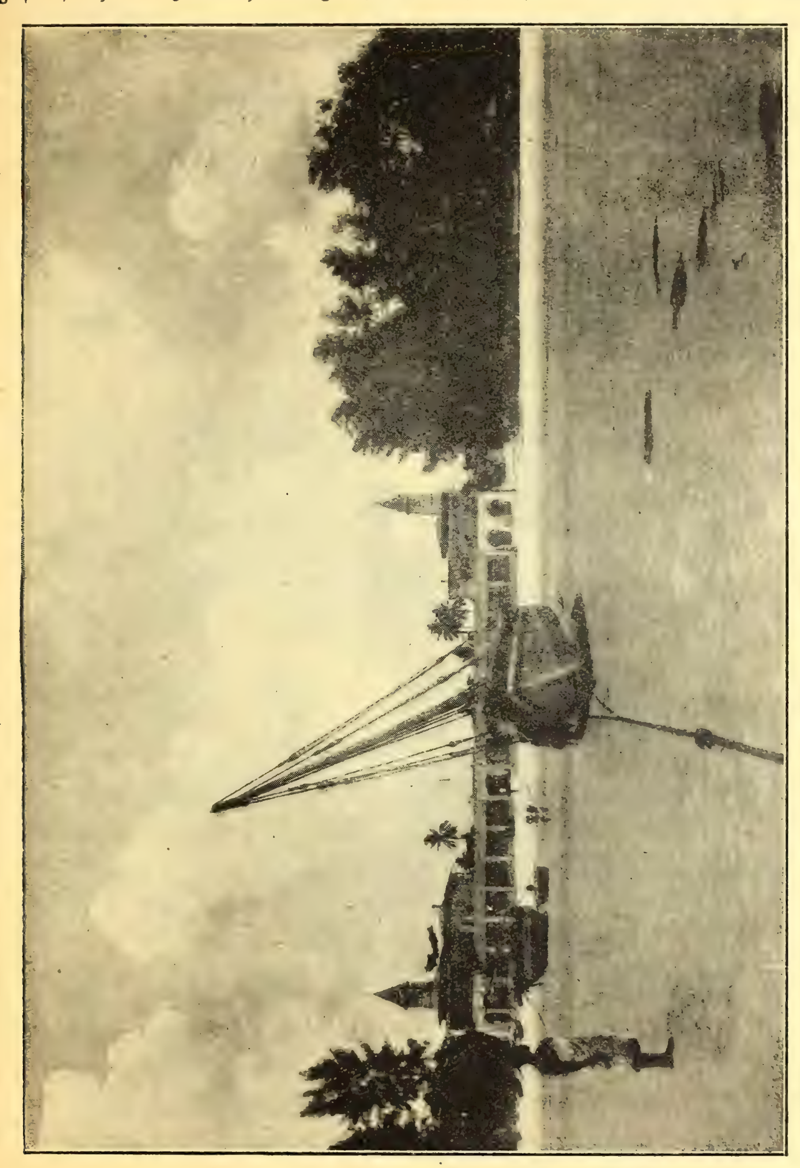
Nach der Operation wird das Tier freigelassen. Es wirft sich ins Wasser, um da Rachepläne nach seiner Art zu schmieden.

Der Zauberer, der Freund des Krokodils, lügt den armen Opfern Geheimmittelchen vor, die den Rachen des Untiers, das immer auf der Lauer liegt, schließen sollen. Hier ist eines, wie es die einheimische Arzneikunde bietet: Nimm einen Krokodilzahn und Adabovavyrinde — gelbe, sehr große und stark riechende Früchte. Schneide es in kleine Stücke, mische es und wirf es ins Wasser an der Furt, wo du hindurchgehen willst. Wäre dann auch die Zahl der Krokodide dort Legion, du könntest ohne Furcht hinübergehen, der Rachen ist ihnen geschloßen. Wirst du dennoch gebissen, sei nicht böse auf den Zauberer oder seinen Ratschlagt: es hat einer die Furt behext. Willst du aber ganz sicher sein, dann bleibt dir nichts anderes übrig als das allerneuste Mittel zu versuchen, das aber mercklich teuerer ist.

Der Eingeborene lebt friedlich neben diesem gefährlichen Nachbar, der alle Wasser unsicher macht. Er fürchtet das Krokodil und spottet seiner, hat seine Lust daran, es zu erschrecken, da das Tier im Grunde ziemlich feige ist, aber zu gleicher Zeit ist er sorglos genug, ohne irgendwelche Vorsichtsmaßregel eine Furt zu durchschreiten, am Flusse zu waschen oder Wasser zu schöpfen. So hört man oft, daß ein Leichtsinniger am Bein fortgeschleppt wurde, daß einer beim Fischfang verschlungen oder einem beim Wasserschöpfen der Arm abgebissen wurde. — Es gibt keinen Ort auf der ganzen Insel, wo man nicht von solch grauenhaften Vorkommnissen erzählen könnte. In Marovoay vergnügten sich zwei Kinder damit, am Flußufer kleinen Fischen nachzustellen. Erstaunt, daß es seinen Gefährten nicht mehr hört, wendet sich das eine von ihnen um, und sieht nur noch den Schwanz eines Krokodils, das mit seinem kleinen Freund in den Fluten verschwindet.

In Anamakia half eine junge Kreolin am Kaimanfluß der Mutter bei der Wäsche. Da sie sich über den Fluß beugte, um Wasser zu schöpfen, tauchte ein riesiges Krokodil hervor und zog das Mädchen beim Kopf vor den Augen der armen Mutter in die Tiefe.

Vor kaum einigen Monaten trugen zwei Sakalavenjünglinge aus Ankarambilo Bananen zum Markte nach Ambato. Sie überschritten beim Froschgequak, d.h. um zwei Uhr morgens, den Betsibokafluß. Gewohnt das Ruder



Zollamt in Bagamoyo D. O. A.

Kunstverlag Walther Dobbertin, Daressalam und Tanga

zu handhaben, fuhren sie das Fährmannliedchen trillernd sorglos dahin. Plötzlich stoßen sie an einen Baumstumpf, der schlimmerweise in die Mitte des Flußbettes gelangt war, eine Viertelstunde nur vor dem Dorfe. Das

Fahrzeug scheiterte mit Mann und Maus. Einer der jungen Burschen, der das Steuer führte, wurde ans Ufer getrieben, konnte eine Wurzel erfassen und sich so retten. Im Mondenschein bemerkte er von der Höhe des Ufers aus seinen Kameraden, der im Rachen eines Ungeheuers um sein Leben rang. Er schrie laut in die Nacht hinein. Das ganze Dorf eilt an den Fluß, und bis in den Morgen hinein hört man das Rufen der Männer und das Weinen der Frauen: „Kotobe ist ausgefahren! Kotobe ist tot! Der Rachen eines Kaimans hat ihn zermalmt wie ein kleines Mädchen den Maniok im Mörser..."

Das Krokodil verschlingt seine Beute nicht sogleich, es schafft sie in die Vertiefungen unter dem Wasser, um sie zu kosten, wann es ihm beliebt. Einst erzählte mir ein Eingeborener allen Ernstes — aber soll man das glauben? — daß er schon einmal von einem Krokodil weggeschnappt worden sei. Als er merkte, daß es ihn forttrug, habe er kaltes Blut genug gehabt, sich tot zu stellen. So habe er sich in das Schilf niedersetzen lassen, und als der Kaiman wieder auf Jagd ausging, sich aus dem Staube gemacht.

In den großen Flüssen des Westens und besonders in unserm Besiboka gibt es zahlreiche riesige Krokodile, 6 bis 8 Meter lang. Sie liegen da auf dem Ufersande hingestreckt und lassen sich von der Sonne bescheinen. An der Mündung des Bamarivo habe ich einmal 14 gezählt, die sich in ihrer Ruhe durch unser Missionsboot, das uns nach Majunga führte und nur einige Meter von ihnen landete, gar nicht stören ließen. Erst einige Gewehrschüsse konnten sie veranlassen, sich ein wenig zurückzuziehen.

Die Anwesenheit dieser übelbeleumdeten, bösartigen Tiere nimmt dem Aufenthalt in Madagaskar viel von seinem Reiz. In diesem Lande, wo alles beißt, wo alles sticht, alles juckt, wo einen die Sonne bratet, würde es als außerordentliche Wohltat empfunden, in fließendem Wasser baden zu können. Allein man muß sich mit Brause- oder Wannenbädern im Hause zufrieden geben. Wenigstens hört man auf die Vorsichsmaßregel der alten Madagassen: „Wache, denn dein Feind liegt immer auf der Lauer, bereit, dich zu verschlingen! Hütte dich vor dem Rachen des Krokodils! Denk daran, daß das Krokodil, dem seine Beute entgangen ist, voll listiger Tücke gegen jeden ist, den es antrifft!

Unsere Toten.

Wir empfehlen dem hl. Opfer unserer Missionare, dem Gebete unserer Klostergemeinden und aller unserer Leser nachfolgende Verstorbene.

Theodor Uhlenbruch, Bochum. Mathias Josef Faber, Euskirchen. Michael Willems, Neusen. Hochw. Herrn Jakob Rix, Düsseldorf. Frau Adelheid Hilsmann, Siegburg. Franz Kirchhofs, M. Gladbach gefallen 1915. Frau Joseph Oepen, Derichsweiler. Josef Breuer, Elisabeth Dahlen, Josef Bücken, Zinden. Frau Karolina Lürken, Philipp Lürken, Hermann Willms, Frau Maria Leuchter, Neusen. Anna Maria Esser, Euchen. Nikolaus Linden, Maria Panhausen, Frau Wisgens, Morsbach. A. Müller, Haaren gefallen. Josef Wiemers, Schol. Georg Moessmer C. S. Sp., Knechtsteden. R.I.P.

Überlistet

Ein afrikanisches Karawanenstückchen

Der Neger ist schlau. Kann er jemand überlisten und dabei ein kleines Geschäftchen für sich machen, dann läßt er die Gelegenheit sicher nicht unbenützt verstreichen. Mit beiden Händen aber greift er zu, wenn es gilt, einen Europäer hinters Licht zu führen, denn da fällt der Fang gewöhnlich fetter aus, und außerdem gewinnt man dadurch gewaltig an Achtung und Respekt vor den anderen Negern. Allerdings ist das Risiko, das man da mit in Kauf nehmen muß, größer, und wer dabei Pech hat, braucht zum Schaden für den Spott nicht sorgen.

Ein junger Missionar war von seinen Obern beauftragt worden, eine Warenkarawane von der Küste in eine, mehrere Tagereisen im innern Deutsch-Ostafrikas gelegene Missionsstation zu bringen. Er mietete sich also einige dreißig Träger, einigte sich mit ihnen über den Lohn, und andern Morgens in aller Frühe ging es fort.

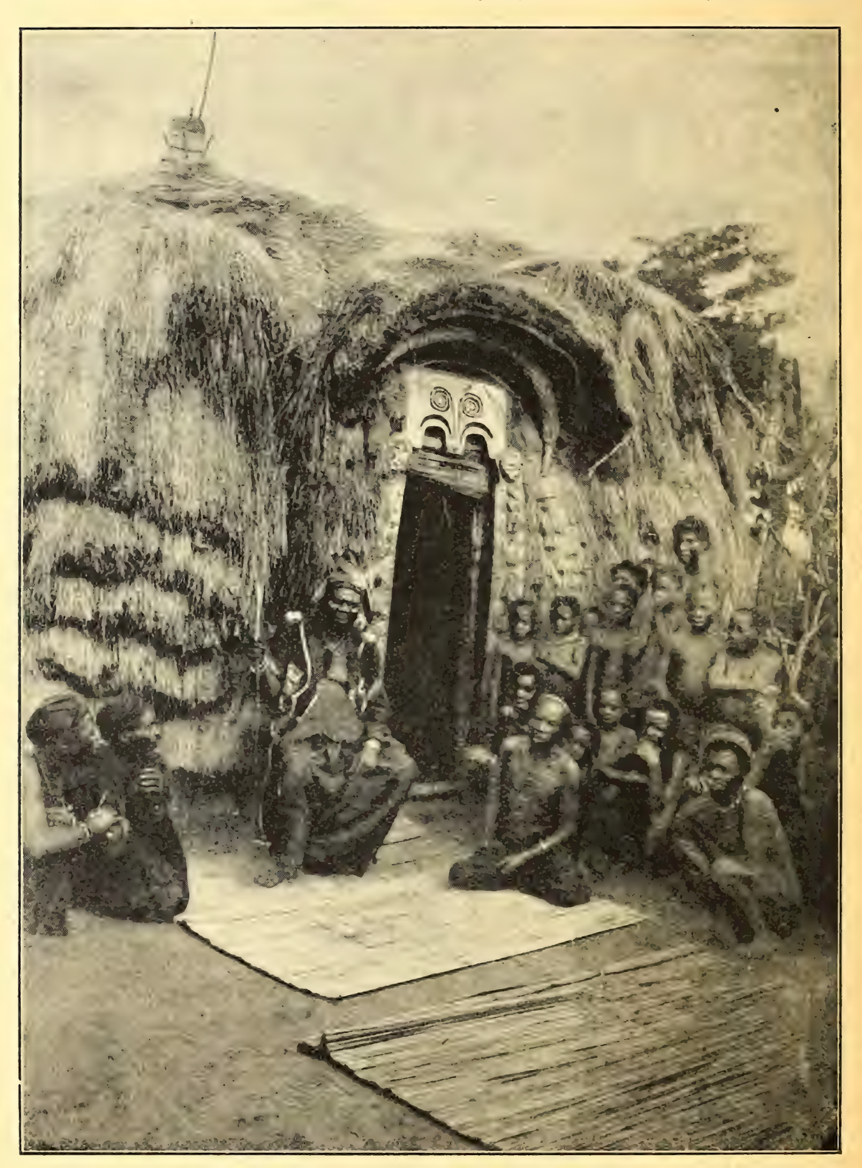
Am ersten Tage ging alles gut. Unter fröhlichem Marschgesang zogen die Schwarzen mit ihren Lasten in langem Gänsemarsch die taufeuchten Steppenpfade entlang. Am zweiten Tag wollte es schon nicht mehr so gut klappen. Die Lieder waren verstummt. Dafür steckten bald hier, bald dort zwei Träger die Köpfe zusammen und hatten ganz eifrig mit einander zu verhandeln. Als man am Abend zum Lagerplatz kam, zündeten die Neger ihre Wachtfeuer in ziemlicher Entfernung vom Zelte des Paters an und führten bis spät in die Nacht hinein lebhafte Verhandlungen miteinander. Dem Missionar war das veränderte Gebahren seiner Träger nicht entgangen. Doch er schrieb es der Ermüdung und der Hitze zu und hielt es nicht weiter der Beachtung wert. Der andere Morgen sollte ihn daher auch gewaltig enttäuschen; denn kaum war man einige Stunden marschiert, als alle Träger wie auf Kommando ihre Lasten abwarfen und sich behaglich ins Gras hinstreckten. Der Pater war anfänglich sprachlos und wußte sich den Vorgang nicht zu reimen. Da trat auch schon ein baumlanger, schwarzer Kerl auf ihn zu und erklärte entschieden, sie würden keinen Schritt weiter gehen, wenn ihnen nicht auf der Stelle der doppelte Lohn ausbezahlt würde. Vergebens erinnerte sie der Missionar daran, daß sie doch bei der Anwerbung mit dem ausbedungenen Lohn einverstanden gewesen seien, daß sie somit jetzt kein Recht mehr hätten, höheren Sold zu verlangen. Vergebens versprach er ihnen sogar, bei der Ankunft in der Mission ihr Begehren zu erfüllen. Durch den Langen aufgestiftet, beharrten alle unentwegt auf sofortiger Auszahlung der doppelten Löhnung.

„Aber ihr seht doch, daß ich nicht soviel Geld bei mir tragen kann," sagte der Pater.

„Ach was," tat der Lange ungläubig, „ein Europäer hat immer Geld genug, er braucht nur in seine Tasche zu langen. Unsern Lohn wollen wir, eher bringst du uns nicht vom Platz!"

Was sollte man einer solchen Unverschämtheit gegenüber tun? Die Lage, in der sich der Pater befand, war offen gestanden zum verzweifeln. Durch gütiges Zureden und Versprechungen waren die Träger nicht zur Vernunft zu bringen, das hatten die Verhandlungen eben deutlich genug bewiesen;

und andere Mittel, die meuterischen Schwarzen zum Weitermarschieren zu bewegen, standen dem Pater keine zur Verfügung. Er konnte auch niemanden



Häuptling vor seinem Hoflager (Angola)

wegschicken, um Hilfe zu rufen; denn außer ihm und den Trägern, war ringsum kein lebendes Wesen zu erspähen. Er selber durfte sich schon aus dem Grunde nicht entfernen, weil eine auch nur kurze Entferung genügt hätte, um

die Waren samt den Trägern spurlos verschwinden zu lassen. Bis aber eine neue Karawane von der Küste herauf kam, konnten Wochen und Monate vergehen. Ratlos saß er da, das Herz mit Bitterkeit erfüllt ob der Wortbrüchigkeit der Neger. Wie er nun seinen bekümmerten Blick aufs Geratewohl über die öde Steppe dahin schweifen ließ, gewahrte er kaum einige zehn Schritte abseits eine Telegraphenleitung, die sich im Innern Ostafrikas von Militärstation zu Militärstation dahin zieht. Wie im Nu stand da ein Rettungsplan fertig vor seinem Geiste.

Rasch stand er auf, ging zur nächsten Telegraphenstange hin, dort klopfte er an, wie wenn er in ein Zimmer treten wollte, wartete einige Minuten, zog dann grüßend den Hut und begann ein lebhaftes Gespräch vor der Telegraphenstange, als ob der Bezirksamtmann selber vor ihm stände.

Bis jetzt hatten sich die Neger im Schatten eines Baumes mit Schadenfreude an der Verlegenheit des Paters belustigt. Sobald er sich aber an der Telegraphenstange zu schaffen machte, wurden sie neugierig. Leise schlichen sie sich in die Nähe um das Gespräch zu belauschen, aber sie konnten nichts verstehen, da der Pater deutsch sprach.

Die Neger drückte das böse Gewissen. Daß es sich um ihre Meuterei handelte, war ihnen gleich klar gewesen. Dunkle Ahnungen stiegen in ihnen auf. Man kann ja nicht wissen, auf wieviel tausend Künste sich so ein Weißer versteht.

Endlich nahm sich einer ein Herz und fragte den Pater, mit wem er geredet. Der ließ sich aber nicht ausforschen.

„Werdet es schon früh genug erfahren," sagte er trocken nnd hüllte sich von neuem in geheimnisvolles Schweigen.

„Wohin führt der Draht?" fragte nach einigem Zögern ein anderer.

„Zum Bezirkshauptmann," war die Antwort.

Die Neger zogen sich zurück. Sie wußten genug. „Zum Bezirkshauptmann" dieses Wort genügte für sie völlig.

„Da haben wir es nun," machte schließlich einer seinem bedrückten Herzen Luft. „Der Pater hat mit dem Bezirkshauptmann gesprochen, ihr werdet nun sehen, wie schnell die Askaris kommen, dann erhalten wir nicht nur keinen doppelten Lohn, sondern überhaupt keinen, wohl aber 25 mit der Nilpferdpeitsche, die von guten Eltern sind!"

Nun waren die Träger in Verlegenheit. Wiederum gingen sie zu Rate, und das Ergebnis war, daß sie den Anstifter der Meuterei in die Mitte nahmen und weidlich durchbleuten. Dann kamen sie zum Pater und baten ihn, den Amtmann wieder abzubestellen, sie wollten keinen doppelten Lohn und würden immer recht brav sein.

Schließlich ließ sich der Pater erweichen. Willigere, folgsamere und gefügigere Träger soll man selten mehr gesehen haben. P. S.



Unsere gefallenen Helden



Missionszögling Heinrich Hahnen

starb am 1. September 1918 durch Kopfschuß den Heldentod fürs Vaterland. Der Verstorbene war geboren am 14. August 1899 zu Teveren. Er zeichnete sich schon in frühster Jugend aus durch stille und ernste Eingezogenheit, die seinen späteren Priesterberuf erkennen ließ. Er trat am 17. September 1912 in die Missionsschule zu Broich ein, wo er sich nach dem einstimmigen Urteil seiner Vorgesetzten stets auszeichnete durch regen Fleiß und mustergültiges Betragen; er war das Ideal eines Missionsschüler. Im Mai 1917 wurde er seinem so liebgewonnenen Berufe durch die militärische Einberufung entrissen. Seit November 1917 im Felde, war er auch da ein Muster von Pflichttreue und opferwilliger Hingabe. Wir dürfen wohl vertrauensvoll hoffen, daß er früh vollendet viele Jahre erreicht hat. Seine Seele ruhe im ewigen Frieden! W.

„Wo ist er . . . . . ?"

Von Henriette Brey

Wunder der Gnade gibt es auch heute noch, staunenswerte Wunder der Liebe! Einer meiner Freunde, der als Divisionspfarrer an der Front steht, hat mir bei seinem letzten Urlaubsbesuch manches Ergreifende der Art erzählt. Aber nichts hat mich tiefer gepackt, als ein erschütterndes Erlebnis, das er dort hatte.

„Nach einem heißen Schlachttage war's", erzählte mein Freund. „Auf den Verbandplätzen und in den Feldlazaretten lagen sie in langen Reihen, die blutig zerschossenen Helden, und sorgsame Hände waren um sie bemüht. Ich ging von Bett zu Bett und tat nach besten Kräften, was mein heiliges Amt, was Pflicht und Liebe mir gebot. Immer wieder von neuem mußte ich staunen über die Standhaftigkeit und Tapferkeit, mit der unsere Brüder klaglos die furchtbarsten Qualen und ärztlichen Notwendigkeiten ertrugen — über ihr Gottvertrauen, ihren Opfermut — und ihr heldenhaftes Sterben.

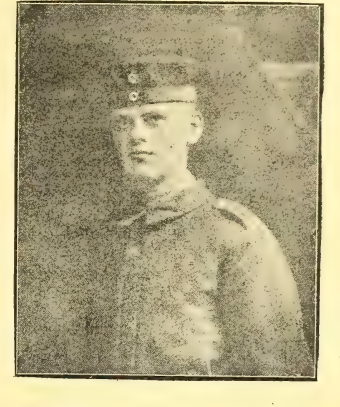
Einer der Ärzte kam hastig auf mich zu. „Kommen Sie schnell, Herr Pfarrer, zum Bett 37! Grauenhaft ist der Ärmste verstümmelt. Es schaudert einem! Wenn Sie ihm noch ein paar Trostworte sagen können — es wird gleich aus sein. Und es ist gut so!"

„Ist er katholisch?" fragte ich noch schnell, um zu wissen, ob ich gleich die heilige Wegzehrung mitnehmen konnte.

„Ich glaube wohl, er hat nämlich ein Skapulier um den Hals. Wir sind noch nicht dazu gekommen, die Personalien von allen Verwundeten festzustellen. Die blutige Ernte ist zu groß."

Eilig ging ich zu dem bezeichneten Bett, das durch einen großen Wandschirm von den anderen etwas abgesondert war. Gott im Himmel, welch ein Anblick! . . . . . Fast hätte ich einen Entsetzensschrei ausgestoßen — und ich war doch an viel entsetzliche Dinge gewöhnt!

Vor mir auf dem weißen Bett lag — ja, wie soll ich es nennen? Ich unterschied nur eine blutige Masse . . . Eine Jammergestalt lag dort — alle Glieder abgerissen durch Granaten — ohne ohne Arme, ohne Beine — — notdürftig in Tücher und Binden eingeschlagen, die schon wieder völlig mit Blut getränkt waren. Überall quoll und sickerte das Blut hervor Das arme, halbzerschmetterte, zerrissene Haupt war ebenfalls in blutige Binden gehüllt. Nur ein einziges Auge und der Mund waren frei. Die ganze erbarmungswürdige Gestalt war wie ein unförmlicher, roher Fleischklumpen.



Missionsz. Heinrich Hahnen

Von Schrecken und unendlichem Mitleid geschüttelt, suchte ich mich zu fassen und beugte mich über das stumme, blutige Paket.

„Lieber Freund . . ." redete ich ihn leise an, aber kein Lebenszeichen kam. Der Ärmste war offenbar bewußtlos.

Der Arzt trat prüfend herzu. „Ich dachte es wohl. Ja, da können Sie jetzt nichts ausrichten. Vielleicht kommt er noch einmal zu sich, wahrscheinlich ist's nicht."

Ich wollte warten. „Das hat keinen Zweck", meinte der Arzt, „es kann stundenlang dauern!" Ach ja, und an so vielen Schmerzenslagern bedurfte man noch meiner! So gab ich dem Ärmsten nur die Absolution sub conditione und bat den Arzt aufs dringendste, mich beim ersten Zeichen der Besinnung zu benachrichtigen.

Drei Stunden später — ich hatte gerade mein Quartier betreten — klingelte das Telephon an: „Herr Pfarrer, schnell, Nr 37 ist bei Bewußtsein, wie es scheint!"

Ich stürzte hinaus und stand in unglaublich kurzer Zeit am Schmerzensbett des Ärmsten der Armen. Das heilige Sakrament hielt ich unter dem Rock auf der Brust.

Da lag er noch wie vorher, nur ein leises Zucken und Zittern flog ab und zu durch die zerrissene, blutige Masse. Röchelnd kam der Atem, sonst keine Bewegung. Das Auge blieb geschlossen.

„Mein armer Freund", begann ich, kaum der Tränen mich

erwehrend. Hören Sie mich?" Ein Zucken des Augenlids, sonst nichts.

„Ich bin ein katholischer Priester, Kamerad." Da öfnete sich mühevoll das blutüberronnene Auge ein wenig. Der Blick kam wie aus der Ewigkeit zurück, tastete unsicher umher — suchte mich. Etwas wie Freude kam in diesen sterbenden Blick. Der Mund, der schmerzverzogen, aber noch so jung, so rührend jung war, suchte ein Wort zu formen — es gelang nicht.

„Sie sind katholisch, mein Sohn, nicht wahr? Kann ich Ihnen helfen, etwas für Sie tun? Grüße ausrichten, Briefe schreiben an Ihre Lieben? Haben Sie einen letzten Wunsch? Den Ihrigen noch was mitzuteilen . . .?" Ein verneinendes Zeichen mit dem Auge.

Ganz nahe neigte ich mich zu ihm: „Mein armer Freund — Gott hat das allerschwerste Opfer von Ihnen verlangt — Sie leiden Entsetzliches. Aber er wird bald Ihre Qualen endigen! Sie haben den guten Kampf gekämpft, den Lauf vollendet — Gott hält schon die Krone des Sieges bereit — er selbst wird Ihr überaus großer Lohn sein! Der Himmel wartet auf Sie. Harren Sie aus bis zuletzt, bringen Sie großherzig und freiwillig Gott das Opfer Ihres jungen Lebens ... Mein Sohn, willst du vielleicht noch einmal beichten?"

Groß und klar richtete sich jetzt der reine Blick des Auges auf mich. Fast wie ein Lächeln huschte es um die bleichen Lippen, während er mit unsäglicher Mühe das totwunde Haupt verneinend zu bewegen suchte. Beichten? Nein, er hatte offenbar nichts zu beichten, er war mit seinem Gott in Frieden.

Der Atem wurde kürzer, schwerer. Eile tat not. „Soll ich dir den lieben Heiland noch einmal geben, Lieber?"

Da ging es wie ein Schein der Verklärung über die zermarterten Züge. Die Lippen bewegten sich krampfhaft — und endlich hauchten sie ein Wort: „. . . O . . . Heiland . . . bitte . . .!! bitte . . ."

Und das arme Haupt suchte sich vergeblich seitwärts zu wenden. Qualvoll über alle Maßen mußten diese versuchten Bewegungen sein . . .! Mir würgte es im Halse, als ich das sah. Ach — ähnlich hatte wohl am Kreuze unser Herr und Heiland in seiner Todesnot vergeblich das dornenumstarrte Haupt anzulehnen versucht — mühsam es hin- und herwendend — umsonst einen Stützpunkt suchend . . .!

„Heiland . . .!" flüsterte es sehnsüchtig, und der brechende Blick bat, daß ich ihn hole!

Auf den Knien lag ich vor dem Schmerzenslager. „Mein Sohn — ich brauche ihn nicht erst zu holen, ich habe ihn bei mir — hier auf der Brust!"

Und da — da geschah etwas Seltsames, etwas Unbegreifliches, Erschütterndes — etwas, das mir das Blut in den Adern erstarren

ließ! . . . Auf das Wort hin „Ich habe ihn bei mir, hier . . .“ — da schnellten sich diese verstümmelten Überreste des armen sterbenden Körpers, der vorhin zur leisesten Bewegung unfähig war — dieses formlose, blutige Paket, — — — da schnellte es sich mit einem plötzlichen Ruck seitwärts zu mir — und eine Stimme — so voll verzehrendem Verlangen und jubelnder Erfüllung, zitternd in Sehnsucht und Liebe — daß ich sie bis ans Ende meines Lebens nicht vergessen kann — — klang: . . . „O wo — — wo — ist — er . . .?!“

Und in heißem Verlangen hafteten die Augen auf mir.

An allen Gliedern zitternd, in tiefster Seele ergriffen erhob ich mich von den Knien, nahm die heilige Hostie, beugte mich über ihn — hielt sie ihm dicht vor das Auge.

„Hier — mein Kind — hier ist — dein Heiland — der jetzt zu dir kommt und dich mit sich nimmt in den Himmel . . .“

Mit überirdischem Entzücken haftete der Blick des Sterbenden an der weißen Hostie. »Domine, non sum dignus . . .« flüsterten die Lippen und öffneten sich sehnend.

»Corpus Domini nostri Jesu Christi . . .«, voll Ehrfurcht legte ich ihm seinen Heiland darauf . . . Sie schlossen sich, das Auge sank zu — sank tief ein — für diese Welt auf immer geschlossen — ein Ausdruck überirdischen Glückes und Friedens durchleuchtete und verklärte die Züge.

Mir liefen die Tränen auf die gefalteten Hände, so überwältigte mich das rührende Schauspiel. O du Engelsseele, du Auserwählter!

Still betete ich eine Weile. Dann forschte ich im Gesicht des Sterbenden; das Ende kam. Es schien, als habe er nur noch auf seinen Gott und Heiland gewartet, um dann die Flügel zum Himmelsflug auszuspannen. Langsam betete ich ihm Stoßgebete vor. Aber er achtete nicht darauf, er hörte mich offenbar gar nicht — ich war nicht mehr da, die ganze Welt war für ihn versunken.

Seine Lippen bewegten sich unmerklich, als flüsterten sie mit einer geliebten Gegenwart. Ein Lächeln lag um den jungen Mund.

Schnell gab ich ihm in verkürzter Form die heilige Ölung, neigte mich dicht zu seinem Ohr und betete: „Fahre hin, christliche Seele . . . . . .“

Doch kein Zeichen verriet, daß er mich hörte. Seine Seele lauschte nur auf den Einen, der jetzt in seinem Herzen war. Plötzlich lief ein fahler Schimmer über seine Züge — ein Zucken, ein Röcheln — — er hatte ausgelitten . . . In der Umarmung seines Heilandes war er hinübergegangen. Aber das Lächeln blieb auf seinen Zügen haften.

— —

Ich erhielt später die Sachen des jungen Helden zur Überweisung an die Angehörigen. In seiner Brieftasche fand sich ein Tagebuch. Zwei adressierte, geschlossene Briefe lagen darin — der eine an sein Mütterlein, der andere an — das Kloster zu Knechtsteden! Denn dieser Jüngling war ein junger Theologe[1] des Missionshauses Knechtsteden im Rheinland!

Es zwang mich, einen Blick in die Tagebuchaufzeichnungen zu werfen — — es war ein Blick in eine Seele von seltenem Adel — voll von Opfersinn und Vaterlandsliebe und edlem Pflichtgefühl. Wie ein Blick in ein Heiligtum war es.

Von ihm gilt auch das Wort: „Früh vollendet hat er viele Jahre erreicht."



Aus Kirche und Welt



Einnahme des Vereins für das Missionshaus Knechtsteden im Geschäftsjahre 1918

Stadtbezirk Köln	Mk 2536.50
versch. Dekanate durch die Abteilung Köln	3885.—
Verein Barmen	838.—
„ Neuß	618.—
„ „ St. Quirinus Pfarre	517.16
„ Hersel	54.—
„ Jülich-Selgersdorf	135.—
„ Brühl	111.—
„ Zons	11.—
„ Düren	1651.88
„ Bonn	105.—
„ Düsseldorf	1360 20
„ M. Gladbach	66.30
„ Köln-Mülheim	414.50
	12303.54
An Ausgaben für Zeitschrift und Drucksachen ab	1437.06
	Mk. 10866.48

[1] Die Annahme ist irrig. Es handelt sich um unsern Brudernovizen Sturmius (Kaspar Diel), der am 3. Mai 1916 als Krankenträger im Westen den Tod fand. Vrgl. diese Zeitschrift 1916, 166 ff.

Pater Huonder S. J.,

dem „Vorkämpfer des Missionsgedankens in Deutschland", widmet der Monatsbote der Weltmission zum 60. Geburtstag warme Worte. Es heißt dort u. a.: „Pater Huonder ist kein Missionar im strengen Sinne des Wortes. Nur kurze Zeit weilte er in Nordamerika. Den größten Teil seines Lebens verbrachte er in den Klöstern der Gesellschaft Jesu, auf der Kanzel, am Konferenzpult, am Redaktionstisch. Aber was er hier für den Missionsgedanken gewirkt hat, das wiegt die Mühen eines Missionslebens im Heidenlande reichlich auf. Mit Recht sagte vor kurzem ein Missionsschriftsteller: „Der Schwerpunkt der Missionsarbeit liegt in der Heimat." Pater Huonder hat in diesem Sinne fast sein ganzes Leben gearbeitet. Es galt in der Heimat den Missionssinn zu wecken, Verständnis, Liebe und Freude an den Werken der Ausbreitung des Glaubens zu fördern. In Wort und Schrift wirkte er für den Missionsgedanken. Die Geistlichkeit regte er durch zahlreiche wissenschaftliche Werke an, dem Volke stellte er in prächtigen Werken die großen Männer des katholischen Missionswerkes vor, der Jugend und allen, die Freude an erzählenden Bücher haben, schrieb er aus den reichen Quellen der Missionsgeschichte vergangener Jahrhunderte die köstlichsten Erzählungen. Sein Stil ist blumenreich und würzig, wie die Almen seiner Schweizerheimat. In hohen Auflagen sind die Bändchen zu Tausenden verbreitet. Daneben wirkte er als Mitarbeiter und zuletzt als Leiter im Redaktionsstab der „Katholischen Missionen", die er auf der Höhe einer der größten und vornehmsten deutschen Missionszeitschriften zu halten verstand. Pater Huonder hatte stets eine große Liebe zum Franziskus Xaveriusverein, für dessen Neuordnung und Neubelebung er Jahrelang in Wort und Schrift eingetreten war." Mögen dem arbeitsfreudigen Priester noch viele Jahre fruchtbaren Schaffens für die Missionssache beschiedensein!

Meisterschaftsleistungen deutscher Kinder

weisen die letzten Jahresberichte des Werkes der heiligen Kindheit (Kindheit Jesu-Verein) aus. In den 3 ersten Kriegsjahren ging die Gesamtsumme der Beiträge jedes Jahr um rund 300000 Mk in die Höhe, und im letzten Kriegsjahr ist auch diese starke Steigerung noch überholt. Die Mehreinnahme beträgt diesmal über 400000 Mk. Die Gesamteinnahme betrug 1915 1400000, 1916 1650000, 1917 2000000, 1918 2400000. Möge der „lieblichste aller Vereine" unter den deutschen Kindern auch weiterhin blühen zum Nutzen der armen Heidenkinder!

Auch eine Verlustliste

Die Lyoner Miss. Cath. veröffentlichen in ihrer letzten Dezembernummer die Namen der im Jahre 1917 verstorbenen Missionare. Es sind 8 Missionsbischöfe und 198 Missionspriester (die Namen der verstorbenen Brüdermissionare und Missionsschwestern finden sich nicht in der Liste). Von den Bischöfen gehörte je einer dem Karmeliter-, Franziskaner- und Kapuzinerorden, sowie der Genossenschaft der Lazaristen und der Weißen Väter an. An Missionspriestern verloren die Benediktiner 10, die Franziskaner 14, die Dominikaner 5, die Kapuziner 9, die Jesuiten 50, die Lazaristen 10, die Auswärtigen Missionen von Paris 27, die Väter vom Heiligen Geist 21, die Redemptoristen

6, die Oblaten der unbefleckten Jungfrau 22, die Maristen 3, die Afrikanischen Missionen von Lyon 3, die Salesianer Don Boscos 5, die Assumptionisten 2, die Weißen Väter 9, die Auswärtigen Missionen von Mailand und die Herz Jesu-Missionare je 1. Acht Missionspriester waren nach vorliegender Liste im Berichtsjahre Opfer des Krieges.

Tod des P. Allonas

P. Paul Allonas ist im August letzten Jahres durch einen Baum erschlagen worden. Eine auffallende Tatsache hat sich bei dieser Gelegenheit ereignet. Ein Seminarist der Präfektur Portugiesisch-Kongo, der sich in der Mission des P. Allonas in Luali befand, hatte in der Nacht, die diesem tragischen Todestag voraufging, geträumt, eine in Weiß gekleidete Person — in den dortigen Missionen tragen unsere Patres vielfach die weiße Sutane — sei von einem Baume erschlagen worden. Am folgenden Morgen rief P. Allonas zwei junge Burschen, um einen schon zur Hälfte gefällten Baum vollständig umzuhauen. Der Seminarist bat den Pater, es nicht zu tun, denn der Traum stand ihm noch lebendig vor der Seele. Doch der Pater bleibt bei seinem Befehl, den Baum zu fällen. Plötzlich ein Krach: der Baum fällt auf den Pater und erschlägt ihn.

Ungemütliche Pfarrkinder!

Aus Kimbenza (Loango Fr. W. Afr.) meldet P. Doppler C. S. Sp. von guten Fortschritten der Missionsarbeit. Die Station hat 22 angestellte Katecheten, eine allerdings noch in ihren Anfängen stehende Katechetenschule, 10 über das Land hin zerstreute Kapellen und auf einer wichtigen Nebenstation eine hoffnungsvolle Christengemeinde mit 3000 Katechumenen. Ein sonderbares Völkchen scheint im Bembelande zu wohnen. Darüber erzählt der Pater: „Früher galten die Bembeneger als wilder Stamm, zu dem kein Europäer Zutritt hatte. Heute rufen sie den Missionar, um, wie sie sagen, ihre Sitten und Bräuche zu mildern. Sie haben schließlich doch eingesehen, wie not das bei ihnen tut! Nur ein Beispiel dafür! Noch nicht lange, da hatten in einem ihrer stark bevölkerten Dörfer zwei Burschen Händel angefangen. Das ist im Bembelande aber immer eine schlimme Sache. Mit der Flinte in der Hand ging der Häuptling auf sie zu und sprach: „Die Weißen verbieten uns Schlägerei und Totschlag, und trotzdem wagt ihr es, Streit anzufangen." Sprachs, knallte seine Flinte los und schoß den einen der beiden Missetäter nieder. Er wollte sie verhindern, sich gegenseitig ein Leid anzutun! Nette Pfarrkinder, nichtwahr? aber es ist doch Holz, aus dem sich etwas schnitzen läßt. Ansehnliche Ortschaften, gesunde und fruchtbare Hochebenen, all das läßt uns die Hoffnung, hier gute Arbeit tun zu können."



Für Mußestunden



Mondschein im Kolosseum

Eine Erinnerung an Rom von P. Hubert Küches C. S. Sp.

(Fortsetzung)

„Herr“, fuhr er plötzlich auf, „bleiben Sie bei mir.“

„Ja“, sagte ich, um ihn zu beruhigen, „ich bin noch hier.“

„Und doch möchte ich Sie wegschicken, um einen zu holen. Aber wenn Sie weg sind, dann kommt der schwarze Schatten, um mich zu holen, und kommen Sie wieder, so werde ich tot sein. — Das ist das Bittere — — gehen Sie aber dennoch“ — —

„Ja, wen soll ich holen?“

„— — Einen Priester. — — Ich muß einen haben. — — Gehen Sie, obschon ich vor Angst sterbe, ehe Sie wieder kommen.“

„Da brauche ich nicht zu gehen. Ich bin ein Priester.“

Er schwieg, etwas Freudiges zog über sein Antlitz. Er faßte meine Hand und nach einer Weile sprach er feierlich.

„Nun ist alles gut. Ich bete die Güte Gottes an. Seine Hand schlug mich, weil ich es verdiente; aber es ist eine Vaterhand, die mich straft. So hören Sie mich, damit ich die Schuld, die auf mir ruht, von mir wälzen kann.“

Das Mysterium der Gnade vollzog sich. Leise sprachen wir mit einander. — — Eine Wolke schwebte vor das Antlitz des Mondes; feierlich still war es; eine Cikade zirpte, eine Eidechse huschte vorbei, einen Steinbröckel berührend; ein paar Mal hörte ich Sand herabrieseln; es war, als ob Blut träufle, das Blut von Tausenden von Heiligen, die hier gelitten und deshalb das Heil der sündigen Menschheit erflehten.

Gnade war es, was den armen Sünder reinigte und ihm die letzten Augenblicke verschönte. Als der Mond wieder hervorkam, da zeigte der Gesichtsausdruck des Mannes schon die Totenstarre; das Ende war da.

„Nehmen Sie von meiner Brust die Schrift, — — sie gehört Ihnen. — — Dann lassen Sie mich liegen, machen Sie sich keine Ungelegenheiten — — man kennt mich, man nennt mich den alten Luigi — — man wird mich begraben. — —“

Ich drückte seine Hand. Dann betete ich ihm vor in der süßen Muttersprache, die er solange nicht gehört — — und ich betete ihm die Kindergebete vor. — — Da lächelte er, ich empfahl ihn dem Schutzengel und allen Heiligen.

Plötzlich fuhr er auf.

„Gott ist gerecht und alle Missetat findet ihre Strafe. Ich habe es erfahren. Aber Gott ist gut, ist die Liebe."

Ich betete mit ihm den englischen Gruß.

Als ich das Amen sprach, war er tot.

Ich nahm die Schrift, die ich in seiner Brusttasche fand und steckte sie zu mir.

Hinter dem armen Leichenwagen des alten Luigi bin ich auch geschritten. Kurz nachher verließ ich Rom. — —

— — Die Sterne blinken hell und klar. Die Musik auf dem Schiffe schweigt, die elektrischen Lampen, bis auf die notwendigen, sind erloschen — — alles ist still. Zur Rechten drüben schläft Ägypten, die uralte Kulturstätte, deren Glanz seit Jahrtausenden untergegangen ist und zur Linken schläft Arabien. Wir sind ungefähr mit Mekka auf einer Höhe. — — Alles Menschenstreben liegt in Gottes Hand. Mag der Mensch toben, mag er sündigen, den Werken des Fleisches und des Stolzes nachgehen — — Gott wacht, Gott wacht, wenn alles schläft; — — er zeichnet alles auf, und seine Stunde kommt. Glücklich der Mensch, der mit ihm im Frieden ist.

— — Der Archidiakon ruht in seinem Feldbett; kein Laut ist zu hören, nur das Arbeiten der Schrauben und das Plätschern der Wellen. Unermeßlich groß ist das Meer, das soweit und so dunkel sich ausdehnt, und gleichsam über uns zusammen schlägt.

Ich habe Luigis Schrift gelesen; ich halte sie noch in der Hand; kurz war sie, aber sie hat mich tief erschüttert. Das alte Lied, daß jede Schuld sich rächt auf Erden.

Es waren einfache Tagebuchblätter:

„Wenn jemand mir früher gesagt hätte, Eifersucht könne Qualen verursachen, ich hätte ihm ins Gesicht gelacht. Jetzt verstehe ich, daß es so sein kann. Ich ärgere mich selbst darüber, daß ich so dumm bin eifersüchtig zu sein, neidig zu sein, scheelsüchtig zu sein, aber in meinem Innern, da bohrt und dreht es doch. Ich will vernünftig bleiben, aber kaum habe ich mein Herz zur Ruhe gezwungen, schon kommt der Gedanke wieder. —

Und was ist es denn? Ich beneide meinen Bruder! Und warum? Weil er Erfolg hat und ich keinen. Mein Josef, wie warst du mir doch ins Herz geschrieben, da wir klein waren und zusammen heranwuchsen. Wir beide waren so gleich wie ein Apfel dem andern, und viele Leute konnten uns kaum unterscheiden! Wir waren ein Herz und eine Seele; meines Bruders Freuden waren die meinen, seine kleinen Leiden wurden groß durch mein Mitgefühl und meinen Mitschmerz.

Und jetzt!

Wir kamen zusammen nach Rom um als junge Künstler hier am Herrschersitz der Kunst zu Rittern geschlagen zu werden. Wer von uns beiden zuerst den Gedanken gefaßt hatte, Josef oder ich, ich weiß es nicht mehr. Eines Tages durcheilten wir die sonnigen Gefilde Italiens, Poesie im Herzen, Poesie im Kopfe. Pläne schmiedeten wir, wie wir zusammen Riesenwerke der Kunst um die Wette malen und jeder sich mehr über den Erfolg des andern freuen würde als über den eignen.

Und wir begannen gut. Unsere Talente schienen gleichmäßig zu sein; wir besuchten die gleichen Klassen, gingen zusammen in die Museen, suchten und entdeckten Schönheiten in den Werken der Kunst. Und wenn einer etwas besonderes fand, der Bruder war es, der es mitverkosten mußte. Hand in Hand standen wir vor den Stanzen Raffaels; als wir in der Statuensammlung des Vatikans waren und ich in stummem Entzücken die Formen des Laokoon abzeichnete, da kam Josef gelaufen und ließ mir keine Ruhe, bis ich ihn in den braccio nuovo begleitete, wo er an der Statue des Abschabenden Athleten etwas Neues gefunden hatte.

So waren wir eins, bis der Tag kam, wo wir als selbständige Künstler jeder ein Werk ausgestellt hatten. Ich hatte die Via appia mit ihrem Totenschmuck der Grabmäler beim Abendglühen gemalt, Josef aber eine Mondnacht im Kolosseum.

Er erhielt die goldene Medaille, ich eine lobende Erwähnung. Lachend kam er mit dem Diplom zu mir.

„Ludwig, mein Kleiner, rief er mir von weitem zu, ich habe die Goldene gekriegt für meine Klexerei!“

Ich schwieg. Als ich aber sah, daß ein Schatten über sein frisches Gesicht ziehen wollte, raffte ich mich zusammen und beglückwünschte ihn.

Aber der Riß war da und erweiterte sich zur Kluft. Er gab sich alle Mühe, meinen Mißerfolg mich vergessen zu lassen. Auf seine Verwendung hin wurde mein Gemälde sehr gut verkauft, aber es wurmte mich, daß ich nicht den ersten Preis erhalten hatte.

Er stieg aufwärts, ich blieb im Dunkeln. Der erste Preis hatte ihm den Weg nach oben geebnet. Man sprach von ihm, er erhielt Aufträge, die er zum Teil auf mich überleitete, ja ein Kardinal nahm ihn einmal mit nach Kastell Gandolfo, um ihn dort eine Reihe Stimmungsbilder ausführen zu lassen.

Er blieb mir gegenüber stets derselbe, freundlich, zutraulich, offen. Der Erfolg berauschte ihn nicht, er bedauerte nur eines, daß ich nicht denselben hatte.

Aber ich änderte mich. Tief in der Brust drin wühlte der Neid; die Schaffensfreude war mir gelähmt. Oft ging ich in die

sonnige Kampagna hinaus, und wenn ich da stand an einem schönen Apriltag, die Sonne in der Luft gleißte, der Himmel in leuchtendem Blau strahlte, die Blumen blühten und ich den ganzen Zauber auf die Leinwand bannen wollte — — da mußte ich wieder an das Kolosseum denken, das mein Bruder mit seiner großen Kunst im Glanz des Mondes gemalt — und ein schwarzer Schleier legte sich über mein Auge, alles wurde mir düster und finster. Obschon mich das Zirpen der Grillen, das Singen der Lerchen, das Lachen der Menschen daran erinnerten, es stehe die klare Sonne am Himmel, mir war die Nacht aufgegangen — — und mit leerer Leinwand ging ich nach Hause. Ich hatte zu allem die Lust verloren.

Mein Bruder arbeitete unverdrossen. Er sang aus seinem fröhlichen Herzen. — — Mehrmals unterdrückte ich den Fluch, weil es mir widerstand, ihn fröhlich zu sehen. Einmal hockte ich wieder stumpf vor einem Bilde — es stellte eine Urnengruft dar, in dem die Asche eines Römers beigesetzt werden sollte. Josef pfiff ganz selbstvergessen vor sich hin, als ich in plötzlicher Wut aufsprang und ihn anherrschte, still zu sein. Bestürzt schaute er mich an, sein Blick drückte Erstaunen, Nichtverstehen, Schmerz und Angst aus.

Ich wurde unter dem Glanz dieser blauen Augen etwas ruhiger und wie entschuldigend sagte ich: „Ich habe unleidliche Kopfschmerzen."

Herzschmerzen hätte ich sagen sollen.

Zutraulich legte er den Arm um meine Schulter. „Hinaus lieber Ludwig, hinaus, damit dein Kopfweh vergeht."

Ich schämte mich, packte seinen Arm, und wir gingen hinaus Er plauderte, und durch seine Fröhlichkeit wurde auch ich wieder heiter. — —

Als er aber sein Bild fertig hatte und es einem reichen Kardinal, einem wahren Mäzen, verkaufte, während meines noch unvollendet dastand, faßte mich wieder der Groll, und der Vampyrflügel des Neides beschattete von neuem mein Herz.

Ich wälzte mich auf meinem Lager und in meinen Gedanken, meinen wirren Träumen kam immer wieder das eine wieder: Josef ist der Hemmschuh der eignen Kunst. Ich werde nichts tun können, solange Josef lebt und arbeitet. — Ich wies den Gedanken weit von mir, aber mit der erschreckenden Energie des Bösen, mit dem man einmal geliebäugelt, drängte er sich immer wieder meiner Seele auf. Ich sagte mir, daß ich arbeiten konnte, etwas leisten würde, aber Josef würde mir immer den ersten Preis vor der Nase wegschnappen. Nicht aus Bosheit, sondern weil er eben das bessere Talent hatte.

Ich schlug mich gegen die Stirne, daß meine Gedanken sich so

weit verirren konnten; ich wollte ernst dagegen kämpfen. Ich machte mich an die Arbeit. Aber kaum erblicke ich den Bruder an seiner Staffelei, so legte es sich wie Blei auf meinen Arm. Die Schwungkraft meines Farbensinnes lies nach, wie geklext erschien mir alles, ich ließ den Pinsel sinken und stürmte hinaus und verträumte den ganzen Tag in der Kampagna.

Immer kam mir der eine Gedanke: Solange Josef da ist, ist es mit deiner Kunst nichts.

Nun begann ich mit den Plänen zu spielen: wie es sein würde wenn Josef nicht mehr da wäre und wie ich es wohl bewerkstelligen würde, daß er nicht mehr dem Genius meiner Kunst im Wege stände. Die Pläne häuften sich, ich wies sie zurück, so wie man unreine Versuchungen zurückweist, sie kamen wieder, und ich führte sie mir in Gedanken aus. Es sind ja bloße Gedankenprojekte, sagte ich mir, mich selbst entschuldigend.

Sie waren aber schon zur fixen Idee geworden. — —

„Ludwig, was hast du denn eigentlich; ist es doch, als ob dich noch die graulichen Nebel unserer nordischen Heimat umfingen und nicht die Sonne Italiens lachend auf dich herabschaute. Kerl, du siehst aus wie ein Regengott."

— — Ich schaute in das lachende, von gesunder Schönheit strahlende Antlitz meines Bruders. Sein Auge blitzte lebensfroh, so wie der Geist aus einem Mannesauge sprechen kann, vor dem die Welt zur Eroberung ausgebreitet liegt.

„Es ist mir nicht gut, Josef — —"

„Ich glaube es auch, du Misepeter, mal wieder hinaus in Gottes freie Natur. — — Wir können zudem so gar lange nicht mehr hier in Italien bleiben. — — Gottes Gold gemünzt, so lang es Zeit ist, Alterchen,"

„Du hast Recht, Josef, aber Italien wird mir zum Überdruß."

„Junge, darf ich mich nach dem Zustand deines Verstandes erkundigen?" Er lachte wieder.

„Du hast gut scherzen; ich, ich — — habe Heimweh."
Damit hatte ich ihn belogen.

Es war der Neid, der mich unglücklich machte.

„Heimweh!" Er lachte aus vollem Halse. Junge, Junge, nimm deinen Hut; du mußt auf andere Töne kommen."

Fast willenlos ließ ich mich ziehen. „Wohin geht's denn, Josef?"

„Komm mit, nach Tivoli. Die Sirenengrotte muß ich noch einmal sehen. — — Ich habe einen großen Plan für ein Bild — — komm, am frischen Wasser der Sibylle von Tibur schwemmst du dein Heimweh hinab." — —

Schluß folgt.



Bücher und Blätter



Wie ich mein Leben empfand, dargestellt von Anna, Freiin von Krane. Mit Buchschmuck von Albert Pütz und 4 Bildnissen der Dichterin. 206 S. 8. Geheftet Mk 4.—, gebund. Mk 5.—. J. & A. Temming, Bocholt i. W.

Wer der geistvollen Erzählerin schon gelauscht, wenn sie vom Heiland erzählt und den Menschen, guten und bösen, die ihm im sterblichen Leben nahekamen — wer gelesen, was Anna von Krane und andere gelegentlich aus dem Werden dieser Gestalten berichteten — wer den vielverschlungenen Gnadenpfaden eines Konvertitenlebens nachzugehen liebt, der greift freudig nach diesen Blättern, auf denen die Sechzigjährige erzählt, „wie sie ihr Leben empfand". Schwere, harte Wege waren es, die die Dichterin auf die Höhe ihres Berufes führten. Möge sie noch lange in diesem Berufe schaffen, noch viel vom Heiland erzählen und seiner Güte für die Menschenkinder, Dankbarkeit und Liebe zum Gottmenschen, wie sie ihr eigenes Herz erfüllen, noch in viele Herzen legen. O.

Kämpfe. Erinnerungen und Bekenntnisse von M. Scharlau (Magda Alberti). 8° (VIII u. 282 S.) Freiburg 1919, Herdersche Verlagshandlung. Mk 5.50; kart. Mk 6.50

Die Gattin eines protestantischen Pastors erzählt auf vorliegenden Blättern ihr Leben mit seinen Kämpfen, bis sie als Kind der Kirche den Frieden findet. Die schlicht und anspruchslos verfaßte Schrift fesselt, belehrt, erbaut, ergreift. -n.

P. Bonaventura O. Pr. 1862—1914. Ein Lebensbild gezeichnet von Dr theol. Adolf Donders, Domprediger in Münster. Mit einem Bildnis. 8° (VIII u. 326 S.) Freiburg 1918, Herdersche Verlagshandlung. Mk 6.—; kart. Mk 6.80

Wer die Trauerrede, die Adolf Donders dem toten Freunde hielt, gehört oder doch gelesen, dem kam der Wunsch, aus diesem Munde mehr über den gottbegnadeten Prediger zu hören. Der Wunsch ist erfüllt. Und wie freudige Aufnahme das schöne Lebensbild gefunden, beweist die in wenigen Monaten notwendig gewordene 2. Auflage. Mögen weitere folgen und nicht nur Freunden und Verehrern, sondern auch vielen Fernstehenden den edlen Priester in seinem Leben und Handeln näher bringen. -n.

Wenn die Steine reden. Roman aus dem zweiten Jahrhundert n. Chr. Von Anna, Freiin von Krane. 355 S. 8. Geb. Mk 6.— Köln, J. P. Bachem.

„Diese Erzählung spielt im Anfang des 2. Jahrhunderts unserer Zeitrechnung, als das Christentum aus der Nacht heidnischer Sitte und Anschauung aufzusteigen begann" (S. 5). Der Leser wird unwillkürlich in die moderne Zeit versetzt, denn dieselben Gegensätze, die zur damaligen Zeit einander auf das schroffste bekämpften, Christentum und Heidentum, liegen auch heute noch, wenngleich unter andern Namen, mit einander im schärfsten Kampfe. Damals wie jetzt setzen die Feinde Christi alles ins Werk, um die Kirche zu vernichten. Astarte, die heidnische Göttin, lebt heute noch mit ihrem Hohnepriester und ihrem grauenhaften Götzendienst. In ihrem Tempel und dessen Umgebung, auf den Ruinen des zerstörten Jerusalem, spielen die Ereignisse, welche in diesem Roman abwechselnd in grausigen und erhebend schönen Bildern dem Leser vorgeführt werden. Di—.

Von Verwundeten und Toten. (Kriegsbilder) v. Georg Timpe. Geb. Mk 4.—. J. Schnellsche Buchhandlg Warendorf i. W.

Kriegsbilder, wie sie hier ein Pallottinerpater aus seiner Tätigkeit als Divisionspfarrer bietet, regen nicht auf. Bei allem Schweren, das sie erzählen, wirken sie beruhigend, tröstend aufrichtend. Das Buch behält seinen Wert und sollte darum in unsere Bibliotheken eingestellt werden. -n.

Die Braut des Herrn oder: Die gottgeweihte Jungfrau in der Welt oder im Ordenshause. Geistliche Erwägungen und Uebungen für Ordensschwestern, für Jungfrauen die ins Kloster gehen wollen und solche, die in der Welt ein vollkommenes Leben führen wollen. 3. umgearb. und vermehrte Auflage besorgt von P. Walter Sierp S. J. 508 S. Mk 2.—. Butzon & Bercker, Kevelaer.

Das Büchlein vermittelt eine recht gediegene Einführung in alle Gebiete des geistlichen Lebens und darf als zuverlässiger Führer auf dem Wege der christlichen Vollkommenheit wärmstens empfohlen werden. -n.

Die „Uebung" der Mutter Klara Fey, Stifterin der Genossenschaft vom armen Kinde Jesus. Eine Anleitung zum Leben in dem Gott unserer Altäre 3. und 4., verbesserte Auflage. 12° (VIII u. 98 S.) Freiburg 1918, Herdersche Verlagshandlung. Kart. Mk 1.60

Eine selten schöne Gabe. Eine Anleitung zum Leben der Sammlung und der Vereinigung mit dem eucharistischen Heiland. Man kann nur wünschen, daß das Büchlein recht viele heilsbeflissene Seelen mit der „Uebung" vertraut mache zum eigenen Gewinn und zur Freude des Heilandes. -n.

Ecclesia orans herausgegeben von Ildefons Herwegen, Abt in Maria Laach. Mk 1.60 12° (XXI u. 84 S.) Herder, Freiburg.
1. Bändchen: Vom Geist der Liturgie — Von Dr Romano Guardini.
2. Bändchen: Das Gedächtnis des Herrn in der altchristlichen Liturgie — Von Odo Casel O. S. B. 8° (XII u. 38 S.) Mk —.90

Liturgie ist nichts bloß Äußerliches oder Schematisches; sie ist der Ausdruck von Gedanken, welche die tiefste Seele des Einzelnen — auch des modernen — Menschen durchklingen. Diesen Gedanken gibt sie eine die ganze Menschheit umfassende, großzügige und oft zugleich klassisch erhobene Form — Diesen reichen, inneren Gehalt dem Verständnis der heutigen Gebildeten zu erschließen, ist das Ziel der neuen Sammlung. Die beiden vorliegenden Nummern erfüllen diesen Zweck in gediegener Weise. sch.

Für die Schriftleitung verantwortlich: P. Otto Biermann C. S. Sp., Missionshaus Knechtsteden. Druck u. Verl.: Missionshaus Knechtsteden, Stat. Dormagen (Rhpr.)

Postscheckkonto Cöln 3543

Erscheint mit Erlaubnis der britischen Behörden

Mai-Juni 1919 20. Jahrgang Heft 5 u. 6

Echo aus den Missionen
der Väter vom Heiligen Geist und unbefleckten Herzen Mariä

† Pater Otto Biermann C. S. Sp.

Zu den blutigen Kriegsopfern, die wir erlitten, hat der liebe Gott am St Josephstag ein neues, wirklich schweres Opfer von uns verlangt. Fast plötzlich nahm er aus unserer Mitte den guten, lieben Pater Biermann, den Schriftleiter unseres „Echo“.

P. Otto Biermann, geboren am 29. Sept. 1878 zu Düsseldorf, entstammte einer braven, gottesfürchtigen Familie, die ihm als wertvollstes Gut eine kindliche Frömmigkeit, gepaart mit starkem Glaubensgeist vererbte. Nach seiner Schulentlassung erlernte er das Buchbinderhandwerk, und er brachte es darin zur Meisterschaft. Diese Fachkenntnisse sollten ihm später bei Einrichtung unserer Klosterbuchbinderei und Druckerei sehr zu gute kommen. Nach vollendeter Lehrzeit führte ihn eine heimtückische Krankheit bis hart an Grabesrand. Wider Erwarten erholte er sich, wenn auch die Spuren der Krankheit nie ganz verschwanden. Dem jungen Mann war es inzwischen klar geworden, daß der Lenker der Herzen ihn zu Höherem berufen; deshalb klopfte er im Alter von 19 Jahren am 10. Okt. 1897 an Knechtstedens Klosterpforte an.

Anderthalb Jahr erst bestand das Missionshaus; es war also noch die eiserne Gründungszeit, die Knechtstedens erste Schüler nie vergessen werden. Längere Erholungen und Spaziergänge an den Mittwoch-Nachmittagen gabs da kaum. Um so häufiger aber kam Herr P. Provinzial Acker zum damaligen

Direktor P. Nägel, mit der Bitte: „Kann ich wieder ein Opfer von meinen Scholastikern verlangen?“ Und dann gings hurtig ins Feld oder es wurde Schutt losgehackt und mit Schubkarren weggefahren, Steine zur Baustelle befördert; andremale fand sich die ganze Schule aufs Dach verteilt, Dachziegel von Hand zu Hand weiterreichend. Das waren Arbeiten, die in mancher Stadtkinderhand ungewohnte Spuren zurückließen, aber der Frohsinn verschwand nie. Alle waren froh und stolz, am eigenen Nest mitbauen zu dürfen.

Inzwischen eröffnete sich dem gelernten Buchbinder eine andere Tätigkeit. Bücher wurden angeschafft und geschenkt. Und da es galt, jeden Groschen zu sparen, richtete man eine kleine Buchbinderei ein, zu der der gewesene Düsseldorfer Buchbindergesell sein Werkzeug stellte. Mit zwei oder drei der nicht gerade handfestesten Mitschüler wurde dann die Buchbinderbude bezogen, während die anderen aufs Feld oder zur Baustelle gingen. In diesem Reiche war Otto Biermann zu Hause, man möchte sagen in seinem Elemente. Ob aber der eine oder andere seiner Lehrlinge und Gesellen an sonnigen Nachmittagen nicht lieber den Kleisterpinsel mit einer Hacke vertauscht hätte, das bleibe dahingestellt.

Zum Studium brachte der Neunzehnjährige ein gutes Talent mit und emsigen Fleiß. Peinliche Gewissenhaftigkeit, eine Genauigkeit, die bis an die äußerste Grenze ging, zeichneten übrigens seine ganze Studienzeit aus. Solcher Arbeit blieb Gottes Segen nicht versagt; Biermann stand immer an der Spitze seiner Klasse. Ebenso vorbildlich waren sein Betragen und seine Frömmigkeit, gemäß dem einstimmigen Zeugnis seiner Direktoren, Lehrer und Mitschüler. Der Mittelpunkt seiner innigen und echten Frömmigkeit war, wie es sich für zukünftige Priester ziemt, die Gnadensonne der hl. Eucharistie. Seine Verehrung und Andacht zu diesem Sakramente der Liebe waren und bleiben vorbildlich für unsere Priesterkandidaten. Gelegenheiten zum Besuch des Allerheiligsten ließ er sich nie entgehen. Die hl. Kommunion war ihm von früh an Herzensbedürfnis. Im Knechtstedener Scholastikat hatte man schon eine Reihe von Jahren vor dem Kommuniondekret des Hl. Vaters Pius X. das Verlangen des eucharistischen Heilandes verstanden. Otto Biermann zählte zu denen, die fast täglich zum Tische des Herrn hinzutraten.

Im Noviziat und großen Scholastikat steigerte sich diese Liebe zum verborgenen Gott unserer Altäre naturgemäß immer mehr, je näher es dem Priestertum zuging. Sein Leben war tatsächlich ein Leben der Vereinigung mit Christus. Eine Noviziatsaufzeichnung, die uns zufällig in die Hände fiel, lautet:

„Welches Glück, mit Jesus unter einem Dache zu wohnen. Wie glücklich und bevorzugt bin ich vor so vielen anderen, den lieben Heiland so oft besuchen, so oft in mein armes Herz aufnehmen zu dürfen. Dafür will ich Gott recht dankbar sein; besonders will ich mich bemühen, meine hl. Kommunion stets mit eifriger Vorbereitung und inniger Liebe zu empfangen. Ich will mich daran gewöhnen, alles auf Jesus zu beziehen, mit ihm zu fühlen und zu leben. Bei jedem Besuch will ich an seine Liebe denken, die ihn Tag und Nacht gefangen hält, will immer recht andächtig in seiner Gegenwart sein, auch wenn ich zu arbeiten habe in der Kapelle, was ich übrigens als eine große Gnade betrachten muß."



P. Otto Biermann

Dürfen wir uns da wundern, wenn der Priester nur weiterführte und auch im praktischen Leben verwirklichte, was der Priesterkandidat sich bereits als gute Gewohnheit angeeignet hatte: im eucharistischen Heiland den Mittelpunkt seines Lebens zu sehen?

Am 1. November 1908 empfing er die hl. Priesterweihe. Juli 1909 war die Ausbildung vollendet; es begann das tätige Leben. Pater Biermann wurde Lehrer an unserem hiesigen Missionsgymnasium und zugleich Schriftleiter des „Echo aus den Missionen der Väter vom Hl. Geist."

Die Redaktionsarbeiten für Zeitschriften und Kalender, sowie die Leitung der Druckerei mit allen einschlägigen Geschäften häuften sich gar bald derart, daß die Pflichten des Lehrers sich nicht mehr damit vereinbaren ließen. Nun ward er ganz Missionsschriftsteller und er war es mit Leib und Seele. Nebenbei widmete er sich mit Liebe und Hingabe der Seelsorgsarbeit. Im Missionshaus wie draußen war er ein beliebter Beichtvater. In den 4 Kriegsjahren, die eine Einschränkung der Redaktionsarbeiten bedeuteten, übernahm er die allsonntägliche Aushülfe im fast zwei Stunden entfernten Sinnersdorf, eine Arbeit, die ihm bei seinem schwachen Gesundheitszustand manches Opfer gekostet hat. Aber der stets bereite Pater tats mit Freude und Erfolg.

So ging er in seiner Amts- und Berufstätigkeit förmlich auf, bis er im Dezember vorigen Jahres von der Grippe befallen wurde. Wenn sie auch das erstemal nicht in besonders bösartiger Form bei ihm auftrat, so schwächte sie ihn doch sehr. Ein mehrwöchentlicher Erhohlungsaufenthalt in Broich war von gutem Erfolg. Wie freute er sich schon, mit dem beginnenden Frühling die letzten Ueberbleibsel der Krankheit abschütteln zu können, um wieder volle Arbeit für die hehre Sache der Heidenmissionzu tun. Da fiel ihn die Grippe abermals an und diesmal recht bösartig. Sie mobilisierte sein altes Leiden, das ihn vor 20 Jahren an den Rand des Grabes gebracht hatte, und raffte ihn uns in wenigen Tagen hinweg. Erbaulich wie er gelebt, litt und starb er auch. Als sich am zweiten Abend sein Zustand ernstlich verschlimmerte, empfing er in freudiger Ergebung das Sakrament der hl. Oelung.

Nach Mitternacht bat er um die hl. Wegzehrung. Mit dem Mitbruder, der an seinem Krankenlager wachte, verrichtete er laut die Danksagungsgebete und erneuerte seine völlige Hingabe an den hl. Willen Gottes. Gegen morgen fragte er: „Wann werde ich sterben?“ Als der Pater ihm antwortete: „Wahrscheinlich heute,“ erwiderte er lächelnd: „Gott sei Dank, ich freue mich, mit dem lieben Heiland bald für immer vereint zu sein.“ Dann trug er noch Grüße und Empfehlungen auf an seine alte Mutter, seine Familie, seine Obern und Mitbrüder. Mit der zunehmenden Schwäche schwand das Bewußtsein.

Ohne Todeskampf schlummerte er hinüber, als in der Kirche das Hochamt zu Ehren des hl. Joseph gehalten wurde.

Wahrlich, St Joseph, der Patron des guten Todes, hatte ihm einen guten, sanften Tod erwirkt.

Zum Begräbnis fand sich außer der ganzen Schuljugend von Sinnersdorf, Lehrer und Lehrerin an der Spitze, der gesamte Kirchenvorstand nebst vielen Pfarrangehörigen ein. Die hochwürdige Geistlichkeit der Nachbarorte schloß sich der trauernden Klostergemeinde an, dem guten lieben Pater das letzte Ehrengeleit zu geben. Sinnersdorfer Kommunionkinder legten ihm einen schönen Kranz aufs Grab.

Gewiß, wir haben an P. Biermann einen lieben Mitbruder verloren, einen vorbildlichen Ordensmann und einen eifrigen, heiligmäßigen Priester. Um so zuversichtlicher können wir hoffen, daß er dort oben der Anschauung und des Besitzes des ewigen Hohenpriesters sich erfreue, den er hinieden unter dem Schleier der eucharistischen Gestalten im lebendigen Glauben angebetet und in inniger Vereinigung geliebt hat.

Mögen die verehrten Leser und Leserinnen dem langjährigen Echoschreiber das Almosen ihres Fürbittegebetes nicht versagen. R. I. P. P. H.

Wie man bei der hl. Messe für die Missionen beten kann

(Fortsetzung)

Von P. Franziskus Perger C. S. Sp.

Ehe wir weiter sehen, zu welchen Gebetsgedanken für die Missionen uns die Feier der hl. Messe anregt, wollen wir folgenden, grundlegenden Gedanken erörtern.

Das hl. Meßopfer ist die unblutige Erneuerung des Erlösungswerkes Jesu Christi; sie wendet uns und allen Menschen den Segen des Erlösungswerkes zu. So wird sie auch für die armen Heiden zur Gnadenquelle. Wenn wir das gut und ganz verstehen wollen, müssen wir uns fragen: „Was ist eigentlich unter Erlösung zu verstehen?" Viele Menschen denken bei dem Wort Erlösung in erster Linie oder auch gar ausschließlich an den schaurigen Tod und das bittere Leiden Jesu und sind sich dann selbst nicht klar darüber, wie uns diese Erlösung zugewendet wird. Manche waren und sind noch der Ansicht, es genüge, daß Christus für die Menschen gestorben sei, nun bleibe ihnen selbst nicht mehr viel zu tun. Die Sache ist aber etwas anders. Wir wollen suchen, sie zu erfassen. Das rechte Verständnis des Erlösungsgeheimnisses wird auch ein tieferes Verstehen

der unblutigen Erneuerung desselben hervorrufen und unserer Liebe und unserem Interesse für das Missionswerk neues Licht und vermehrte Wärme spenden.

Erlösen, befreien kann man nur jemand, der in Fesseln, in Banden liegt, der in Gefangenschaft sitzt, der sich irgendwie und irgendwo verrannt, verirrt hat, der unter irgend einem Banne steht und nicht mehr vorwärts kann.

Nun kann sich der Mensch in die grauenhaftesten Irrtümer verrennen, bis er vollständig geblendet nichts mehr der Wahrheit gemäß erfaßt, das Gute schlecht, das Schlechte gut nennt, bis er selbst blind als Führer von Blinden andere in sein Elend und sein Verderben mit fortreißt. Das erleben wir ja heute in ganz drastischer Weise. Man hört auch oft genug die gedrückte Frage: „Wer soll uns aus diesem Wirrwarr, aus dieser Verirrung und Finsternis heraushelfen?" Das ist ein Schrei nach Erlösung. Noch viel peinlicher als für uns, war dieser Zustand finsterster Blindheit und verranntester Hülflosigkeit für die Menschen vor Christus, Heiden und Juden; noch viel drückender als für uns ist er auch für die Heiden unserer Tage. Das erkannte schon das Altertum, daß ein Mensch in dieser Not keinen Rat wisse und nicht helfen könne und selbst griechische und römische Heiden waren der Ansicht, die Hülfe in diesem Elend könne nur ein Gott bringen. Da erschien in der „Fülle der Zeiten," wie St Paulus sagt, oder, wie wir es ausdrükken würden: „als das Maß voll war," der Gottessohn als Gottmensch; wurde geboren und kam in die Welt, um, wie er selbst sagte, der Wahrheit Zeugnis zu geben, um die Blinden zu erleuchten, um ein Licht zu sein, das in die grauenhafte Finsternis hineinleuchtete, auch zur Offenbarung an die Heiden. Als er seine so selbstverständlichen Lehren aufstellte, kamen sie den Menschen ganz neu vor, so weit waren sie ins Finstere hineingeraten. Unverdrossen kündete er ihnen die Wahrheit indem er mahnte: „Erhebet eure Häupter; denn es naht eure Erlösung," „Wer Ohren hat zu hören der höre," „Wer es fassen kann der fasse es," Ihr habt gehört, daß zu den Alten dies und das gesagt wurde, ich aber sage euch so und so," „Die Wahrheit wird euch frei machen" usw.

Dann stellte er an die Spitze seiner Lehre die großen Gebote der Gottes- und Nächstenliebe, die acht Seligkeiten, die Lehre über Einheit und Heiligkeit der Ehe, über das Ärgernis und alle die Lehren, die das ganze Menschen- und Gesellschaftsleben von Grund aus erneuern.

So erlöste der Heiland die Menschen aus dem Irrtum und der Hl. Geist, der nur aus dem Schatze der Wahrheiten Jesu schöpft und austeilt, vollendet des Herrn Werk bis ans Ende der



Euchachristisches Herz Jesu

Mit gütiger Erlaubnis von B. Kühlen, M. Gladbach.

Zeiten. Begreifen wir es in unseren Tagen vollkommen, daß gerade die Befreiung aus alles vernichtenden Ideen und Irrtümern in erster Linie Erlösung wäre, und daß dies die erste Erlösung ist, die nottut?

Nach seinen Ideen und Irrtümern handelt der Mensch. Hat er sich mit seinen Ideen in nächtlich dunkle Irrgänge verrannt, aus denen er allein kein Entkommen, keine Befreiung sieht, so muß er naturnotwendig auch mit seinem Handeln auf den Holzweg geraten und da kann er, wie man zu sagen pflegt, den Karren derart gegen die Wand oder in den Sumpf hineinfahren, daß er nicht mehr weiß, ihn heraus zubringen oder zurückzuziehen. Erleben wir das nicht heute in jeder Beziehung, gleichviel wo wir das persönliche, familiäre und gesellschaftliche Leben anfassen? Und so war es vor Christus ebenfalls und noch schlimmer. Da erschien er, der von sich sagen konnte: „Folget mir nach," „Ich bin der Weg, das Leben," „Wer von euch kann mich einer Sünde beschuldigen," Ich habe euch ein Beispiel gegeben, damit ihr tut, wie ich getan habe." Durch sein lehrhaftes und anziehendes Tugendbeispiel, mit dem er auf dem schmalen Pfade voranging und die Menschen guten Willens von dem breiten Wege, der im Verderben endet, fortlockte, hat der Heiland die Menschen aus der Sünde erlöst, ihnen den Weg zum einzig wahren und ungetrübten Glück gewiesen; denn er hat ganz recht wenn er sagt: „Wer Sünde tut, der ist ein Sklave der Sünde." Ein Sklave aber ist nie glücklich. Er sehnt sich nach Befreiung, nach Erlösung.

Mit seinen Erlöserlehren und seinem frommen Erlöserleben aber stieß der Heiland auf den grimmigsten Widerspruch. Derart scharf war der Gegensatz, daß man ihn zu steinigen suchte, daß man ihn von dem Felsen, auf dem die Stadt gebaut war, hinabstürzen wollte; daß man auf jede mögliche Weise suchte, seiner habhaft zu werden. Da würden die meisten Menschen sich in Sicherheit gebracht haben, sie hätten sich gesagt: „Den Stein, den ich nicht heben kann, lasse ich liegen," „Ich kann mich nicht aussetzen, unter diese alles zermalmenden Räder zu kommen" usw. Nicht so der Heiland. Er gibt der Wahrheit mit der Zweischneidigkeit seinen Gotteswortes Zeugnis bis zum letzten Augenblick, sagt insbesondere seinen grimmigsten Gegnern, den Pharisäern, die ungeschminkteste Wahrheit bis zum Ende der Leidenswoche, sagt selbst dem Pilatus, der sich brüstet die Gewalt zu haben, ihn kreuzigen zu lassen, die unumstößliche Wahrheit, daß er keine Gewalt habe, wenn er sie nicht von oben empfangen hätten.

Aber diese seine männliche Unerschrockenheit, diese seine selbstvergessene, opferfreudige Pflichttreue gegen den himmlichen Vater,

führten seinen Tod und sein grausames Martyrium herbei! Er nahm beides an und sah darin die Möglichkeit auch noch für jede erdenkliche Art von Menschenbosheit und Sünde eine besondere Buße und Sühne zu leisten. So erlöste er uns, durch sein stellvertretenes Sühneleiden von den wohlverdienten ewigen Strafen und krönte damit das Erlösungswerk, das er durch Belehrung in Wort und Beispiel begonnen. Durch seinen beispiellosen Gehorsam, mit dem er dem hohen Auftrag seines Vaters, der Wahrheit Zeugnis zu geben, treu blieb bis in die Todesnacht, hat er auch den Bann gebrochen, der auf der Menschheit lastete und sie aus der Verbannung erlöst, in der sie schmachtete, weil sie durch den unverantwortlichen Ungehorsam der Stammeltern und allen persönlichen Ungehorsam gegen den Willen Gottes gehandelt hatte.

Dadurch aber kam Jesus zu Tode, daß durch die verschiedenen Martyrien und zuletzt durch die Annagelung ans Kreuz und den Lanzenstich sein Blut bis aufs letzte Tröpflein seinem hl. Leibe entzogen wurde. So weit hat ihn der Gehorsam gegen den Vater im Himmel gebracht, bis zu diesem Tod am Kreuze.

Und in dem Zustand läßt er sich seinem himmlischen Vater in jeder hl. Messe darstellen, damit derselbe immer wieder daran erinnert werde, wie sehr ihm des Vaters Ehre und der Menschheit Heil und Erlösung am Herzen gelegen habe. Schön sind die Worte, die wir in der deutschen Singmesse in dem Liede nach der Wandlung singen:

„Noch hebt er's Kreuz für uns empor,"

aber ungleich erhabener ist der Gedanke, daß der Heiland sich durch Priesterhand in dem Zustand, in den ihn sein unüberwindlicher Gehorsam gegen Gott gebracht, dem Vater zeigen läßt, hier sein Leib, — da sein bis zum letzten Tropfen vergossenes Blut, damit durch den vorbildlichen Gehorsam dieses Einen all die vielen Ungehorsamen erlöst und gerechtfertigt werden.

Wenn wir das festhalten, werden wir den ganzen Aufbau des hl. Meßopfers, in dem sich das gesamte Erlösungswerk wiederholt, viel besser verstehen und es viel nutzbringender für die armen Heiden verwerten können. Jedenfalls wollen wir einstweilen und so oft wir auch später dem hl. Opfer beiwohnen und der armen Heiden gedenken, bei der hl. Wandlung, bei der Erhebung des Leibes und Blutes des Herrn im Geiste beten:

„Himmlischer Vater, siehe so treu hat dein eingeborener Sohn seinen Beruf aufgefaßt, der Wahrheit durch Wort und Beispiel Zeugnis zu geben, so weit ist er gegangen in seinem Gehorsam, bis er in dem Zustande am Kreuze hing, wie er sich dir nun auf dem Altare darstellt und aufopfert; er hat die Menschen geliebt bis ans

Ende, d. h. bis zum Höchstmaß; hat sein Leben, sein letztes Blutströpflein hingegeben, nur um dir getreu zu sein. Ach, Vater, laß das nicht umsonst sein; erbarme dich unser aller und besonders der armen Heiden, hier und jenseits der Meere und sende ihnen durch deine Glaubensboten die erlösenden Wahrheiten, die dein Sohn verkündigt, das anziehende Beispiel jener Gottesmänner der Nachfolge Jesu und den ganzen Gnadensegen unseres hl. Glaubens, der sie aus dem Banne und der Verbannung der Gottentfremdung und der Gottesferne erlöst. Amen."



Aus unsern Häusern



Ernennung

Am 8. April hat sich in Knechtsteden eine nicht unbedeutende Veränderung vollzogen. Der verdienstvolle Gründer und erste Provinzial der deutschen Ordensprovinz, P. Acker, hat mit diesem Tage sein schweres, fast während 25 Jahre geführtes Amt an eine jüngere Kraft abgetreten: an den hochwürdigen Herrn P. Leo Klerlein, den bisherigen Superior unseres Missionshauses St Florenz in Zabern. Dem scheidenden, aber in Knechtsteden verbleibenden P. Acker wünscht das „Echo" mit der ganzen deutschen Ordensprovinz noch viele Jahre der wohlverdienten Ruhe und dem neuen Provinzial ruft es ein kräftiges ad multos annos zu!

Schule und Krieg

Heim! — Das war die Losung, die alle verwundeten und kranken Soldaten im Knechtstedener Kriegsgenesungsheim seit dem 10. November 1918 beseelte. In einigen Tagen war denn auch das Lazarett vollständig verlassen.

In unserm Flügel hatten die Soldaten gewohnt, folglich war es auch unsere d. h. der Schüler Aufgabe, die benutzten Säle zu reinigen. Flugs ging's an die Arbeit. Betten hinaus, Bänke hinein, und in wenigen Stunden waren aus deutschen Lazarettsälen wieder Klassenzimmer für lernbegierige Missionsschüler geworden. Dann wurden „unsere alten Krieger" erwartet, Studenten, die drei, vier Jahre in Kaisers Rock treue Reichswacht gehalten. Langsam kam einer nach dem andern an, wie er eben dem Soldatenrat entwischt war, Infanterist, Pionier, Artillerist. Zu Neujahr waren so ziemlich alle wieder zurück und konnten dem Unterricht in den verschiedenen Klassen beiwohnen. Ach ja, wie recht hatte der alte Sokrates, als er sagte: „Mein ganzes Wissen besteht darin, daß ich weiß, daß ich nichts weiß!" — Die sich vor dem Tode nicht gefürchtet, ihnen graute es unheimlich vor den Lehrbüchern; Latein, oh, Griechisch, ah, Mathematik, weh! Doch mutig wird der Angriff gewagt: Mit Gott auf Cäsar und Cicero, auf Herodot und Algebra!

Während sich nun alle friedlich mit der hehren Wissenschaft herumschlagen, bereiten zwei Veteranen sich auf die hl. Einkleidung vor, Am 2. Febr. findet sie statt, zum ersten Male wieder seit Juni 1915. Um so festlicher wird sie begangen. Knieend empfangen sie das Ordenskleid, stehen auf als Kinder der Kongregation. V.

Kleriker-Noviziat in Knechtsteden

Geprüft und entlassen! Und gleich hinein ins neue Leben. Endlich! Nach 4 langen Kriegsjahren hinein ins Noviziat! Nur ein Schritt ists hier, nur über eine Schwelle, und man ist drinnen in der Werkstatt, in der aus dem alten Adam ein neuer gemacht wird. Wir sind zu neun und haben Raum übergenug im früheren Scholastikat. Die unter den Kutten marschierenden Soldatenstiefel müssen sachteren Gang annehmen, denn hier ist heiliger Boden, den man nicht im Sturme nimmt. — — —

Und dann im Studiensaal ein großer Ständer voll heiliger Bücher. Ihr, Klassiker und Weltkinder all — ade! Wir befinden uns hier in guter, ja bester Gesellschaft. Immerhin darf man sich das Wort aus dem alten Kriegerleben zurückführen: Bange machen, gilt nicht! — Mit Gott voran zum hehren Ziel! W.



Aus unsern Missionen



Umschau in Mittel-Nigeria

1. Onitsha — „Langsam, langsam läuft gut!"

Onitsha ist eine neue Stadt, die sich von Tag zu Tag verändert und vergrößert. Sie sollte Endstation einer Eisenbahnlienie sein, wird aber mehr und mehr zu einem bedeutenden Handelsmittelpunkt. Schon sind zwei Banken in Tätigkeit und sechs Gesellschaften reißen sich um die einheimischen Bodenerzeugnisse. Das Steppenvolk strömt hier zusammen, um einzukaufen, zu verkaufen und zu arbeiten. Leider lassen sich auch viele Fremde hier nieder, die uns nicht geringe Schwiriegkeiten bereiten. Die Muselmänner, vor zehn Jahren noch die Mehrheit, haben gegenwärtig nur noch ein Stadtviertel inne. Kaufleute und Handlungsgehilfen aus den großen Küstenstädten überfluten das Innere des Landes, und im Verkehr mit ihnen haben die Unsern wahrlich nichts Gutes gelernt. Dazu kommen, um die Schwierigkeiten der Missionare zu steigern, Angriffe und Umtriebe protestantischer Sekten, Gehässigkeiten und Plackereien der Fetischpriester, die ihren Einfluß schwinden sehen.

Inmitten dieses seltsamen Gemisches leben — das Laster in roher Wirklichkeit vor Augen — unsre jungen und alten Christen, umgeben von Verwandten und Freunden, die einem zähen zuchtlosen Heidentum ergeben sind. Bei solch großen Gefahren braucht uns der Abfall einiger Christen, die sich von den sie anziehenden Gebräuchen und Festen der heidnischen Religion verlocken ließen, nicht zu erstaunen.

Bruder Osmonds wachsame Obhut hat der Schule ihren guten Ruf zu wahren gewußt. Sie steht in Blüte und Ansehen. Was

uns noch fehlt, ist ein Kirchenblatt, das wir in kurzem zu gründen hoffen. Manche der aus unserer Schule oder Werkstätte entlassenen jungen Leute lassen nichts mehr von sich hören, wenn sie außerhalb Onitsha Arbeit suchen. Das geplante Blatt wäre ein Mittel, auf sie einzuwirken, christliches Denken in ihnen zu unterhalten und mit uns in regelmässigem Verkehr zu bleiben.



Negerkinder unter einer Kaktusstaude

Vereine, wie sie in den heimatlichen Pfarreien blühen, bestehen auch auf der Station Onitsha: Vinzenzverein, Verein christlicher Mütter, Jungfrauenkongregation, Jünglingsverein, Abendschule und Abendchristenlehre.

Unsere Besuche in den Hospitälern und Gefängnissen hatten schon manche Taufe zur Folge. Auch die armen Aussätzigen sind von unserer Sorge nicht ausgeschlossen. Schon lange hatte ihr Vorsteher Okonkow um ein Kapellchen für dieselben angehalten. 1914 endlich konnten wir ihnen ein bescheidenes Oratorium in Zink errichten. Okonkow schätzte sich glücklich, sein dünnes heiseres Stimmchen noch darin hören lassen zu dürfen. Das galt ihm als Triumph und Krönung seines langen Leidenslebens. Einige Tage später starb er, froh und zufrieden, wie er sagte, seine Pflegebefohlenen nun im Besitze einer Gebetsstätte zu wissen.

Zur Station gehören einige Außenposten, wo wir gleichfalls die Seelsorge ausüben. Obosi, Oba, Iffite, Osomari haben je 10 bis 15 Familien und eine gut besuchte Schule. Andere Nebenstationen sind noch im Entstehen begriffen, und das Verlangen nach der

Taufe wird immer häufiger. Aber auch hier lassen wir das Eingeborenensprüchlein gelten: „Nwayo, nwayo bu idje — langsam, langsam läuft gut!“

Nach erlangtem Lehrzeugnis haben bereits mehr als 150 Zimmerleute unsere Werkstätte verlassen. Ihnen allen war Bruder Armand ein geduldiger Lehrmeister. Während der vierjährigen Lehrzeit bauen wir mit ihnen Kirchen, Schulen und Wohnhäuser. Haben sie ihre Lehrzeit bestanden und im Innern des Landes sich angesiedelt, so sind wir froh, sie dort wieder anzutreffen, wo sie uns bei Neubauten kostbare Hilfe leisten. — Ähnlich verhält es sich mit den Maurern und Holzschneidern, die Br. Kevin ausbildet. Ihre Arbeiten haben uns Tausende von Franken erspart. Wir haben deshalb trotz des Krieges eine Anzahl von ihnen behalten, da die Unterhaltungskosten für sie im Vergleich zur geleisteten Arbeit nur gering sind.



Afrikanischer Dorfvorsteher

2. Onitsha-Ogboli
Abfall und Rückkehr

Das Jahr 1912 ging zu Ende mit der Aussicht auf eine glänzende Zukunft. Der Geist der Christengemeinde schien vorzüglich, die heiligen Kommunionen waren zahlreich, die Seelsorge zeitigte schöne Erfolge, die Schule war gut besucht. 1913 begann unter den gleichen günstigen Vorzeichen. Dann aber brach plötzlich der Sturm los, der den aufstrebenden Bau fast ganz unter seinen Trümmern begraben hätte. Gleichzeitig mit einem Vorstoß des Protestantismus, erfolgte ein wütender Ausbruch des Heidentums. Alle Geister der Hölle schienen losgelassen, und dem geschickt geführ-

ten Angriff erlag ein großer Teil unserer Christen und fast die Mehrzahl unserer Schüler mit dem christlichen König an der Spitze.

Die Natur des Übels ließ schnell dessen Ursache erkennen. Das göttliche Gebot: „Einen Gott sollst du anbeten!" ist den Fetischpriestern in der Seele zuwider. Die Christen bringen ja weder Hühner noch Ziegen zu den Götzenbildern, so daß die Baalspriester in schwere Sorgen um ihren Lebensunterhalt kommen. Gemeinsame Sache mit ihnen machten die Vornehmen, die „Titelträger"[1], die sich immer wieder durch die Lehre der Kirche verletzt fühlten, so daß deren Rache schon immer zu erwarten war.

Trotz allem war doch nicht alles verloren. Eine Versammlung ward angesagt. Fast die ganze Stadt erschien. Nach langen Vorverhandlungen wurde endlich eine einzige Frage gestellt: „Was ist von einem Manne zu halten, der nur eine Frau hat?" „Es ist ein Hund!" brüllte einer in die Versammlung hinein. Schneidig und bestimmt schnitt eine klangvolle und jugendliche Stimme dem alten Polygam das Wort ab: „Es ist ein Christ!" Waren wir nicht ohne Sorge in die Sitzung gegangen, so kehrten wir als Sieger heim voll Stolz auf diesen wackern Glaubensstreiter.

Onitsha-Ogboli hat sich nun aus seinen Trümmern wieder erhoben, so daß sich auch hier das Heilandswort bewahrheitet: „Die Pforten der Hölle werden sie nicht überwältigen". Bald schon wurden die Abgefallenen der neuen Freiheit überdrüssig und erkannten, um wieviel erträglicher das Joch des Heilandes ist als die schmutzigen Ketten Satans. Der König selbst machte seinen Fehler öffentlich wieder gut, die Götzenbilder wurden feierlich verbrannt, und die Frauen entlassen. All das geschah unter den Augen der Vornehmen, die über ihre Niederlage ganz niedergeschmettert waren. Seither ist die geprüfte und geläuterte Christengemeinde schöner und kräftiger emporgeblüht, so daß wir vertrauensvoll in die Zukunft blicken und zu Gott hoffen, er werde durch seine Gnade die Heimgekehrten auf guten Wegen erhalten.

Seit zwei Jahren macht sich ein erfreulicher Zug für die christliche Ehe bemerkbar. Die Verlobten besuchen fleißig den Katechismusunterricht, und werden zumeist an ihrem Hochzeitstage getauft. So konnten von Juli 1916 bis Juli 1917 33 christliche Ehen eingetragen werden. Hoffentlich hält die Bewegung an sowohl in Ogboli wie auch in seinen Nebenstationen. Die in einem Umkreis von nur 10 — 25 km gelegenen Hilfsposten werden zum Teil bald wichtige Missionsmittelpunkte sein wie Abja, Umuji, Newi, Nobi. Die Taufbewerber sind zahlreich, und die geschlossenen Ehen bieten eine sichere Gewähr für den Ernst der christlichen Gemeinde. Seit stark fünf Jahren arbeiten wir in Ogbunike. Hier wissen wohl alle

[1] Vgl. Echo, Heft 1 d. J. S. 8

den Katechismus ganz gut, aber trotzdem konnte bis jetzt nur eine Taufe gespendet werden. Für die Ogbunikeleute müßte eben ein besonderer Artikel zum Sakrament der Ehe hinzukommen: die Gestattung der Vielweiberei. Wie gut sie die katholische Lehre auch wissen mögen, ihre Durchführung hält bei ihnen furchtbar schwer. Sie kommen zur Kirche, bitten um die Taufe — aber immer muß man das gleiche Hindernis feststellen: zwei Frauen oder noch mehr.

Wer Ogboli besucht, der muß auch unsere Pflanzungen ansehen. Hier entfaltet der 65jährige Bruder Adelmus eine geradezu jugendliche Tätigkeit. Jedes Jahr setzt er mit den Kindern der Mission an 4000 Stück Yamswurzeln, einheimische Kartoffeln, die prächtig gedeihen. Freilich ist der schöne Ertrag vor allem dem beständigen Nachsehen des Bruders zu verdanken, der jede einzelne Knolle genau untersucht und pflegt. Für die Gegenwart arbeiten hat sein Gutes, für die Zukunft sorgen nicht minder. Deshalb wird Brachland gerodet, werden Mangobäume, Königspalmen und Kautschuckbäume gepflanzt, und sie gedeihen auf sogenanntem unfruchtbarem Boden. All diese Arbeit leistet der Bruder außerhalb des Schuldienstes, den er übrigens mit gleichem Erfolge versieht. Jedoch das Alter brach auch diese stämmige, irländische Natur. Er mußte ins Spital, wo er jetzt noch weilt.

Zum Schluß das Ergebnis unserer dreiletztjährigen Seelsorge: 1120 Taufen, 401 Erstkommunionen, 52 Eheschließungen und 142 Begräbnisse.

3. Amva — Das Motorrad im Missionsdienst

Erstlich ein Nebenposten, ist Amva 1914 Station geworden. Die Gründung war von vornherein ein Wagnis. Denn das Städtchen Amva liegt mitten im Zentrum des reichsten und bevölkertsten Teils von Nigeria. Längst hatten die Protestanten jeglicher Richtung das Land in Besitz. Jedoch klein und bescheiden richteten auch wir uns ein, wählten, um sicher zu gehen, die seligste Jungfrau als Patronin, und die Sache ging.

Ein aus Europa stammendes, zerlegbares Haus dient als Wohnung. Schützt sie auch nicht vor der Hitze, so doch wenigstens vor dem Regen. Durchweg beginnt hierzuland die Missionsarbeit mit der Schule. Es ist unstreitig das sicherste Mittel, die Gegend zu besetzen, da die Dorfvorsteher dem ersten Ankömmling den nötigen Platz hierzu überlassen.

Seit 1914 haben wir 70 Schulen eröffnet. Sie sind in neun Hauptzentren gelegen, mit je einer Kirche, einem Haus für den Pater und genügendem Grundbesitz, um die Unkosten für Kirche und Missionar zu bestreiten. An der Spitze jeden Bezirks steht ein Haupt-

katechet, der stets mehrere junge befähigte Leute um sich hat, die gegebenenfalls die frei werdenden Posten besetzen. Von der Wahl dieser Hauptkatecheten hängt naturgemäß viel, um nicht zu sagen, alles ab; denn sie müßen die kleinen Mißhelligkeiten schlichten, die Rechnungsbücher ihrer Gruppe sowie das Jahrbuch führen, usw. Man sieht's: sie sind der rechte Arm des Paters. Jeden Monat will jede Gruppe wenigstens einmal besichtigt sein. Eine harte Arbeit, da einige Zentren 35 englische Meilen von Anwa entfernt sind. Die dankbaren Schüler haben diese Schwierigkeit wohl eingesehen und dem Pater ein Motorrad gekauft, damit er seine Besuche häufiger wiederhole. Warum nicht? Warum das Motorrad nicht auch im Dienste der guten Sache stellen? — Wir fahren es — und fahren wie der Wind.

Mit dem Ergebnis unserer Missionsarbeit dürfen wir zufrieden sein. In den drei Jahren: 1073 Taufen, 343 Erstkommunionen, 13 Eheschließungen, 27 Begräbnisse.

Der Feuertod

Aus der Gründungsgeschichte der Mission Tununguo.

Was ich hier erzähle, geschah nicht im „dunklen Mittelalter", sondern vor stark 30 Jahren, als die Missionare der Väter vom Hl. Geist eine Missionsstation in Tununguo in Deutsch-Ost-Afrika, im Gebiete der Wakami, errichteten.

Starb damals irgend eine hervorragende Persönlichkeit im Lande, so mußte der Schuldige gefunden werden, der den Tod verursacht hatte; denn eine andere Todesursache gab es für die Wakami nicht. Einer mußte die Schuld tragen; und gar bald hatte der Zauberer, durch Geschenke unterstützt, den Schuldigen, oder meistens die Schuldige, gefunden, die den Feuertod erleiden mußte. Riß ein Löwe irgend jemand nieder, oder richtete er unter den Herden großen Schaden an, so waren die Zauberer schnell bei der Hand, den simbamtu, d. h. die Persönlichkeit, welche sich in den Löwen verwandelt hatte, ausfindig zu machen, die dann in der Steppe langsam verbrannt wurde. Starb ein Häuptling, so mußten mehrere Frauen den Scheiterhaufen besteigen, um dem Häuptling in der andern Welt zu dienen.

Die Verbrennung geschah folgendermaßen: In der Steppe errichtete man einen Scheiterhaufen legte den Unglücklichen, der an Händen und Füßen gebunden war, darauf. Dann traten die Umstehenden an den Scheiterhaufen heran und ein jeder warf trocknes Holz auf das Opfer, bis es ganz damit bedeckt war. Nachher zündete ein Mann mit bereit gehaltener Fackel den Scheiterhaufen unter den Füßen des armen Opfers an. Die Verbrennung war teuflisch grausam, denn die Flammen griffen nur langsam um sich. Die Füße verkohlten, während der Oberkörper noch nicht vom Feuer berührt ward. Das Klagegeheul des Opfers übertönte die wilden Jubelrufe der tanzenden Menge. Nach schrecklichen, langen Minuten erst trat Stille ein, wenn der Tod

den Leiden ein Ende gemacht. Singend verließen die Schwarzen den Verbrennungsort, der für immer verflucht war.

In den ersten Jahren des Bestehens der Mission Tununguo war es



Missionare durchqueren den Fluß

den Missionaren unmöglich, diese grausame Sitte aus der Welt zu schaffen. Sie konnten Gott danken, wenn sie zeitig von der Verbrennung in Kenntnis gesetzt wurden, um das arme Opfer vorher zu unterrichten und zu taufen.

War ein Sklave zum Feuertode verurteilt worden, so konnte ihn keiner loskaufen. Ein freier Mann hingegen konnte sich loskaufen, aber nur unter harten Bedingungen: Er mußte 3 Sklaven, viel Tuch und mehrere Pulverfäßchen herbeibringen. Die Missionare halfen, wo zu helfen war; aber in den meisten Fällen hatten sie keine Mittel, um den Unglücklichen zu befreien.

Als während des Buschiriaufstandes Baron von Gravenreuth nach Tununguo kam, berief er alle Häuptlinge der Umgegend nach der Missionsstation und forderte sie auf, sich zu unterwerfen. Bei dieser Gelegenheit bekämpfte er die grausame Sitte des Feuertodes, die er unter Todesstrafe verbot. Selbst dieses Mittel half nur wenig, weil bekanntlich die Schwarzen mit großer Zähigkeit an den alten Ueberlieferungen festhalten. Erst allmählich bekam die Furcht vor der Strafe die Oberhand, und der Feuertod wurde immer seltener. In vielen Fällen griff die Mission direkt ein. So verdankte der Häuptling Bambalave aus den Ulugurugebirgen den Missionaren seine Rettung. Das kam so.

Bambalawe war sehr mächtig und hatte oft das Gebiet der armen Wakami verwüstet. Als einst die Häuptlinge eine Sitzung hielten, worin einer den Vorschlag machte, enge Freundschaft mit den Missionaren zu schließen, war Bambalawe zornig aufgesprungen und hatte ausgerufen: „Ich brauche keinen weißen Mann als Bundesgenossen. Meine Krieger haben gute Waffen und wissen sie auch zu führen!"

Es kam eine Hungersnot über das Land der Wakami, da gingen die Leute ins fruchtbare Gebiet des Bambalawe, um dort Nahrung zu kaufen. Vielen verkaufte der Häuptling zwar Nahrung, nahm sie ihnen aber auf dem Rückwege wieder ab und behielt die Leute als Sklaven.

Ein solcher Zustand war auf die Dauer unhaltbar. Darum suchte P. Mevel auf friedlichem Wege, die Streitigkeiten und Zänkereien zu beseitigen. Er lud daher die Häuptlinge zu einer Friedensbesprechung ein. Alle erschienen außer Bambalawe, der den gütigen Vorschlag des Missionars damit lohnte, daß er jeden mißhandeln ließ, der es wagte, auch nur in die Nähe seines Gebietes zu kommen.

Doch mit des Geschickes Mächten
Ist kein ew'ger Bund zu flechten,
Und das Unglück schreitet schnell.

Zwischen Bambalawe und dem Häuptlinge Gudi brachen Streitigkeiten aus, weil ein Elefantenzahn in dem ausgetrockneten Flußbett, das die Grenze der Gebiete bildete, gefunden wurde, und ein jeder das Streitobjekt beanspruchte. Kurze Zeit nachher starb Gudi an den Folgen einer Vergiftung. Seine Leute beweinten und betrauerten ihn sehr. Auf seinem Grabe schworen sie dem Bambalawe ewige Rache, weil sie der festen Ueberzeugung waren, Bambalawe habe ihren geliebten Häuptling durch Gift aus dem Wege geräumt.

Aber wie war dem Mörder beizukommen? Da sie in offener Schlacht den kürzeren gezogen hätten, wandten sie eine List an.

Die Brüder des Verstorbenen nahmen sechs junge Mädchen und ebensoviele Knaben, zwei Elefantenzähne, zwei Lasten Stoff, viele Ziegen und Schafe mit sich und gingen zu den Mafiti, einem Nachbarstamm. Alle diese

Geschenke sollten den Mafiti gehören, wenn sie ihnen den Bambalawe auslieferten. Bambalawe war bisher guter Freund der Mafiti gewesen, aber die Geschenke schätzten sie höher als die Freundschaft. Und sie überlegten, wie sie ihr Ziel erreichen könnten. Bald hatten sie das Richtige gefunden.

Sie veranstalteten ein großes Trinkgelage und luden dazu den Bambalawe ein. Der leistete der Einladung Folge und ging so in die Falle, die ihm geschickt gestellt worden war. Als er nichts ahnend auf seinem Schemel saß, fielen etwa zehn Mafiti über ihn her, banden ihn und brachten ihn zu den Brüdern des verstorbenen Gudi. Bambalawe, ein Opfer der Rache, sollte lebendig verbrannt werden.

Zusehen, mußte der Betrogene wie man Anstalten traf zur Verbrennung. Entfliehen konnte er nicht, weil er mit starken Stricken an einen großen Baum gebunden war. Groß und Klein kam herbei, tanzte um den Elenden, während ein Vorsänger sang:

„Nun haben wir ihn, nun haben wir ihn, den Vogel in der Nacht, das Raubtier der Höhle! Bringt Holz herbei! Holz herbei, um die häßlichen Glieder dieser Eule zu verbrennen!"

Kinder schlugen den früher so stolzen Häuptling; Frauen verhöhnten ihn und die Männer streuten glühende Asche auf den glatt rasierten Schädel.

Dem Gesetz des Landes gemäß durfte Bambalawe nicht ohne weiteres getötet werden. Seine Schuld mußte vorab an den Tag; daher wurde die Probe gemacht. Zweimal hieß man ihn einen großen Becher siedend heißes Wasser trinken, ohne sich zu verbrennen, und zweimal schrie er vor Schmerzen laut auf. Zunge und Lippen zeigten Brandwunden. Zweimal mußte er die Hände in einen Kochtopf mit siedendem Wasser tauchen, um vom Boden einen Stein aufzuheben, und zweimal verbrannte er sich die Hände. Bambalawe war schuldig.

Glücklicherweise hatte P. Mevel den bevorstehenden Feuertod des Bambalawe erfahren. Darum eilte er sofort ins Dorf und ließ den Nachfolger des Häuptlings Gudi vor sich kommen, den er scharf anfuhr:

„Du bist ein Verräter! Hast du nicht den Deutschen versprochen und mir das Wort gegeben, keinen mehr zum Feuertod zu verurteilen? Weißt du auch, daß du das Los des Buschiri teilen wirst?"

Der Häuptling zitterte an allen Gliedern und sagte: »nimekosa«, Ich habe gefehlt. Aber was soll ich tun?"

„Eile in die Steppe und sage, daß, wer den Bambalawe verbrennt, der Regierung ausgeliefert wird, die ihn dann an den hohen Galgen in Bagamoyo hängen wird!"

Der Häuptling lief voran, der Pater folgte. Als sie auf den Richtplatz kamen, lag Bambalawe schon auf dem Scheiterhaufen. Er war ganz mit Holz bedeckt. Sobald der Unglückliche die Stimme des Missionars hörte, schrie er aus Leibeskräften:

„Pater rette mich! Ich will mein ganzes Leben lang dein Sklave sein!"

Auf Befehl des Häuptlings wurde der Arme losgebunden. Er konnte kaum mehr auf den Füßen stehen, so sehr war er mißhandelt worden. Man mußte ihn ins Dorf tragen, wo die Versöhnung stattfand.

Bambalawe wurde ein Freund der Missionare und ließ sich und seine Leute unterrichten.

Einst und jetzt – 1843–1919

Die beiden Bilder unten reden eine gar deutliche Sprache.

Das erste links zeigt, wie es um 1843 mit den kirchlichen Einteilungen in Afrika bestellt war, bevor P. Libermann seine ersten Missionare entsandte. Vereinzelte Niederlassungen, zerstreut auf dem Riesenerdteil.

Das zweite rechts gibt den jetzigen Stand an, wo alles Land unter den 26 Missionsgesellschaften aufgeteilt ist, die zur Zeit diesen so lang vergessenen Teil des Weinberges des Herrn in heiligem Wetteifer bebauen. Und alles als Ergebnis von 75 Missionsjahren!

Damals eine Handvoll Missionare: die 7 Missionspriester der Libermannschen Kongregation und einige wenige Weltpriester in diesem ungeheuren Heidenlande — und heute[1]: 2 128 Missionspriester, 1 067 Brüder und 3 395 Missionsschwestern! Welcher Aufschwung, welche Liebesleistung! Hinzu zähle die 1½ Millionen Heidenchristen und eine halbe Million Taufbewerber. Ist das wirklich gar so wenig?



Die kirchliche Einteilung Afrikas um 1843

Übrigens stellen die 1½ Millionen in den afrikanichen Missionsgebieten lebenden Katholiken keineswegs die katholische Gesamtbevölkerung dar.

Es kommen nämlich noch 425 000 in Algier, 35 000 in Tunis, 160 000 auf Réunion, 340 000 auf den Kanarischen Inseln, 150 000 auf Madeira und 25 000 in den Diözesen der unierten orientalischen Riten hinzu, sodaß sich die

Gesamtzahl der Katholiken in Afrika

auf 2 646 000 stellt! (Vergl. Krose, Kirchliches Handbuch. V. Band 1914—1916. S. 152.)

Allerdings, an Feierabend ist noch lange nicht zu denken. Noch leben auf dem schwarzen Erdteil rund 130 **Millionen Heiden und Mohamedaner.** Ach! wie bleibt doch immer noch wahr das traurige Heilandswort: „Die Ernte ist zwar groß, aber der Arbeiter sind so wenige! Bittet doch den Herrn der Ernte, daß er Arbeiter sende in seine Ernte!"

[1] Die Zahlen gelten für die Zeit kurz vor dem Weltkrieg.



Die kirchliche Einteilung Afrikas Ende 1917

Aus „Kath. Missionen". Freiburg i. Br. Herder. Mit Genehm. des Verlegers.

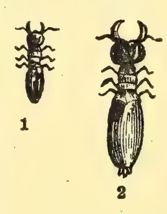
Die Siafu oder Zangen-Ameise

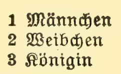
Von P. L. Jäkel C.S.Sp.

Totmüde nach 10stündigem Marsche kommen wir gegen 6 Uhr abends ins Lager an. Schnell werden einige trockene Zweige herbeigeholt. Sie genügen, die noch übriggebliebenen Maisreste zu rösten. Das Zelt wird aufgeschlagen und gar bald herrscht klösterliche Ruhe. Schlapp, abgespannt, halb hungerig schläft jeder den wohlverdienten Schlaf.

Da auf einmal ein Heidenlärm; Verwirrung entsteht. Man glaubt an eine Überraschung, einen Hinterhalt, einen regelrechten Angriff ... Eiligst ergreift jeder was ihm gerade als Waffe in die Hand fällt: Stock, Messer, Pfeil, Lederriemen, Steine. Unser Koch greift zu seiner Suppenkelle. Andere stürzen flugsschnell zum ausgehenden Feuerherd und bemühen sich, mit verdoppelter Lungenkraft, einige Fackeln anzufachen. Kurzum, tolles Durcheinander.

Aber was ist eigentlich los? Löwe oder Leopard oder eine alte Hyäne? Oder gar die Watzaremo oder andere Strauchdiebe? ... Endlich schallts durch die fackelbeleuchtete Nacht: die Siafu, die Siafu!





1 Männchen
2 Weibchen
3 Königin

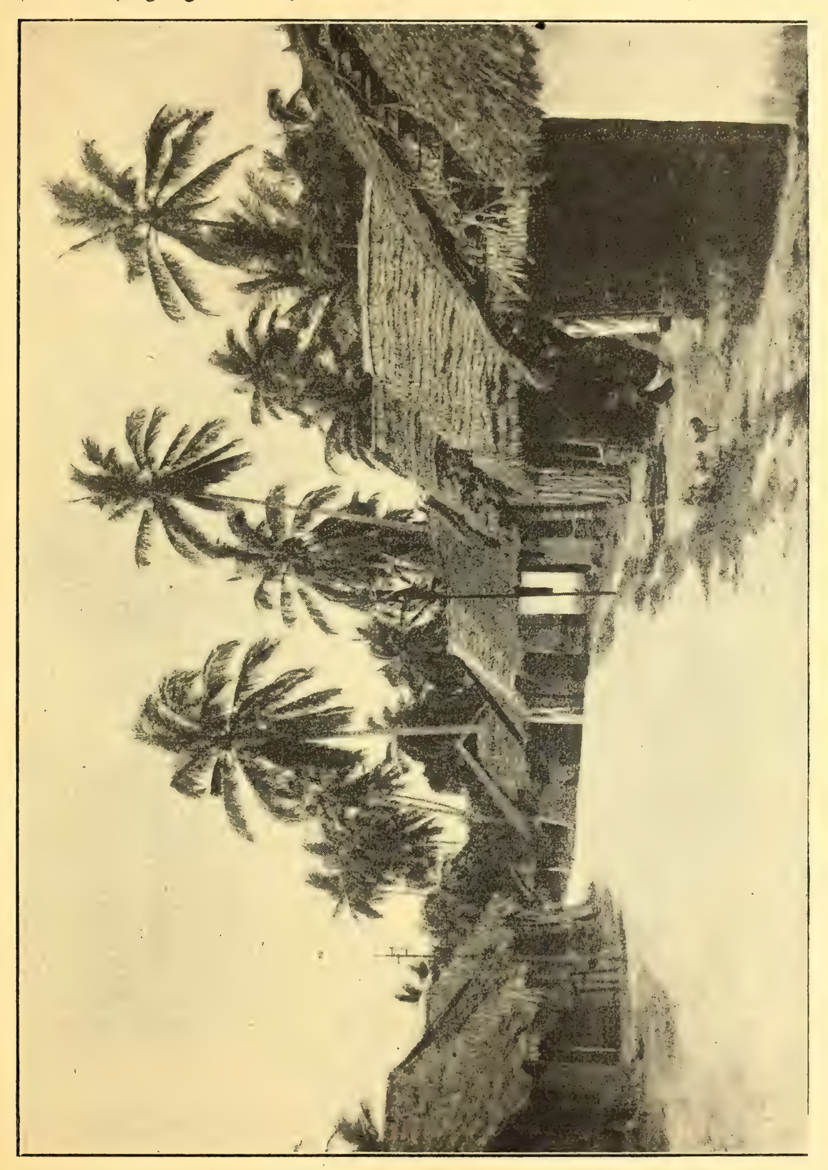
Die Siafu sind kleine Tierchen, sind zangenbewaffnete Ameisen, frech und zahllos. In geschlossenen Reihen maschieren sie einher, alles überfallend, alles bekletternd. Während die Träger sich anschikken, diese Horden zu vertreiben, sind sie aber schon von allen Seiten gestellt und befallen. Laut auf schreiend reiben sie sich die Glieder, springen abseits ins Gras, werfen ihre Kleider weg, drehen und winden sich wie Würmer. Schon hängen diese verteufelten Viehcher am ganzen Körper und zwicken sich mit unverschämter Lust fest, wo und wie ihnen beliebt. Über Beine und Brust, über Bart und Haar kriechen sie, und verstecken sich unter die Arme. Kurz, zu Hunderten sind sie überall. Es ist zum Verrücktwerden.

Diese afrikanischen Ameisen besitzen in der Tat eine Grausamkeit sondergleichen und eine Wildheit, die überrascht. Ihr geschäftlicher Beruf besteht hauptsächlich darin, verweste tierische Überreste von der Bildfläche zu entfernen. Wehe dem, der sie bei Ausübung ihres Amtes stört! Ist's ein lebendes Wesen, das ihre Tätigkeit neugierig begafft, z. B. Schmetterlinge, Käfer, Vögel und dergleichen — so umzingeln sie geschickt den unberufenen Zuschauer greifen ihn plötzlich zu Tausenden an und vernichten den frechen Eindringling. Das einzige Mittel, dieser Sippe zu entgehen ist beschleunigte Flucht.

Es gibt zwei Arten von Ameisen. Die eine, das Männchen, ist klein, mit regelmäßigem Bau; die andern dagegen ist fast doppelt so groß, mit verhältnismäßig dickem Kopf. Das ist das Weibchen. Am Kopf haben beide als Verteidigungswaffe eine Zange. Die des Weibchens ist merkwürdigerweise bedeutend stärker. Überhaupt ist das Weibchen viel wilder als der Herr Gemahl.

Von den Weibchen ist eine: Königin-Mutter. Sie ist viel größer als

alle andern, auch fetter. Das hat sie der guten Pflege zu verdanken, die ihr die andern angedeihen lassen. Ihre Hauptbeschäftigung und königliche Arbeit ist die Besorgung der Nachkommenschaft, ein Amt, das sie übrigens ganz ge-



Dorfstraße mit Kokospalmen. Deutsch-Ostafrika

wissenhaft ausführt. Denn bei jedem Wanderzug sind Tausende von kleinen Ameisen zu sehen, die von Jugend an alle Ausflüge und Raubzüge mitmachen.

Der gewöhnliche Aufenthaltsort ist an feuchten Stellen. Von da aus

zerstreuen sie sich weit und breit, führen ab und zu kleine Kriege, verzehren gefräßig die gemachte Beute oder sammeln Vorrat für den nächsten Tag, für sich selbst, für die Königin und für die Alten und Jungen. Von Zeit zu Zeit schwärmen sie aus, vielleicht, weil in nicht allzuweiter Entfernung ein tierischer Rest liegt, dessen Wohlgeruch sie unwiderstehlich anlockt; vielleicht auch, um anderswo eine neue Heimat zu gründen.

Schnell wie Soldaten, wenn zum Antreten geblasen wird, laufen sie dann zusammen, krallen sich aneinander fest und, geschlossen wie eine unüberwindliche Armee, treten sie ihre Reise an. Über Stein und Stock gehts. Nichts ist ihnen zu gut oder zu schlecht. Voran maschieren die Männchen; auf beiden Seiten des Weges die Weibchen, alle mit weitaufgesperrten Zangen — also stets zum Angriff bereit; die junge Brut wacker in der Mitte. Ab und zu schicken sie Horch- und Beobachtungsposten aus zur Erkundigung. Sind diese zurück, dann geht der Vormarsch weiter. Endlos gestaltet sich der Zug. Bald ziehts über offene Straßen, bald durch kleine selbst gebahnte Tunnels, bald durchwaten sie geringe Wasserpfützen, nichts ist ihnen Hindernis.

Schaut man dieser wackeren Heereskolonne zu ohne Lärm und Herausforderung, so ziehen sie friedlich vorüber. Wem es aber einfällt, sie zu necken, zu hindern, zu stören oder gar tätlich anzugreifen, ja, wehe dem! Sofort macht die ganze Kolonne halt, schwärmt aus und greift mit vereinten Kräften den törichten Philister an. Dem hängen sie gar bald an Fuß und Bein und Rücken; und überall stoßen sie ihre grausamen Zangen in die Haut ein, so tief, daß sie vor Zorn und Wut sich selbst töten. Los lassen sie nimmer. Sich ihrer zu entledigen, muß man ihnen zunächst gewaltsam den Rumpf, dann den Kopf abreißen. Von den Eingebissenen kommt also keine lebend davon, sie lassen alle ihr Leben auf dem blutigen Schlachtfeld. Aber auch der Sieger hat übergenug! Der wird sich ein andermal wohl hüten, die Tierchen zu belästigen.

Was folgt daraus? Lasset die Ameisen ruhig ihren Weg ziehen. Sie haben ihre Arbeit — hoffentlich du auch!



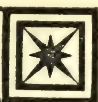
Unsere Toten

Wir empfehlen dem hl. Opfer unserer Missionare, dem Gebete unserer Klostergemeinden und aller unserer Leser nachfolgende Verstorbene

Ww. Nikolaus Schmitz, Wevelinghoven. Maria Esser, Euchen. Martin Esser, Ludwig Finken, Euchen (gefallen). Frau Bachem, Köln-Mülheim. P. Aloys Binger C.S.Sp., Mauritius. Br. Sulpice Castella, Br. François Xavier Jacques, Br. Aubry Augustin und Br. Constant Millot C.S.Sp. Frankreich. P. Alphons Balthasar C.S.Sp., Afrika. Schol. Emanuel, Joseph Poirier C.S.Sp. Frankreich. Br. Germano Teixeira C.S.Sp., Portugal. R.I.P.



Aus Kirche und Welt



Überwachung der Missionare?

Die „Royal Gazette" von Sierra Leone (12. Sept. 1918) veröffentlicht einen Erlaß, der darauf abzielt, eine „genauere Überwachung der Missionare sicher zu stellen". Er umfaßt 8 Artikel ohne den Anhang. Laut dieser Verordnung muß jeder Missionar, der in einer englischen Kolonie dauernden Aufenthalt nehmen will, mit einer Erlaubnis des Gouverneurs versehen sein, unter Strafe der Ausweisung und einer Geldbuße bis zu 500 Pfund Sterling (Mk. 10000). Englische Untertanen werden hierdurch nicht getroffen. Jedoch kann der Gouverneur mit seinem Rat diese Begünstigung auf „jede Person, oder auf jede Klasse von Personen fremder Staatsangehörigkeit" ausdehnen, deren Aufenthalt in der Kolonie ihm gefahrlos erscheint.

Missionsbischof Vogt C. S. Sp.

hat seinen Wohnsitz von der Küstenstadt Bagamoyo ins Innere des Vikariats nach Morogoro verlegt. Die Mission Morogoro zählt 2400 Christen. Sie liegt an der Bahnlinie Daressalam-Tabora-Tanganyika. Da der Superior der Station, P. Brassel während des Krieges starb und dem Bischof keine Hilfspatres mehr zur Verfügung stehen — denn immer noch weilen eine große Anzahl deutscher Missionare in Kriegsgefangenschaft, sowohl in Indien als in Ägypten — sah sich der hochwürdigste Herr genötigt Seelsorge und Verwaltung der verwaisten Station selber zu übernehmen.

Ein 128 Jahre alter Neger

Die von den Weißen Vätern in Uganda herausgegebene Zeitschrift „Munno" schreibt: „Am 11. März 1915 starb zu Nkenja, im Distrikt Bikira namens Paul Mutagubya. Er soll im Jahr 1787 geboren sein und hätte demnach ein Alter von 128 Jahren erreicht. Kaum ein Jahr vor seinem Tode, am 19. März 1914, wurde er getauft und war noch im Gebrauch seiner ganzen Zurechnungsfähigkeit. Da von gewisser Seite das Gerücht ausgestreut wurde, man habe ihm gegen seinen Willen die katholische Religion aufgenötigt, wollte er vor aller Welt kundtun, daß er in völliger Freiheit die Taufe empfangen habe, daß er sie ganz gut auch diesmal hätte verweigern können, wie schon so oft vorher. Hatten ihm die Priester dieselbe doch 26mal vergebens angeboten. — Ein tröstliches Beispiel eines Arbeiters der letzen Stunde, gegen den Gott sich auf ganz besondere Weise barmherzig erzeigt hat." Afrikabote 1917, 93

Silbernes Jubiläum der Petrus Claver-Sodalität.

In „Maria- Sorg" bei Salzburg ist am 29. April 1919 ein Fest gefeiert worden, zu dem alle Missionare Afrikas dankbarfreudig aufgeschaut: das silberne Jubiläum der Petrus Claver-Sodalität. Wieviel Segen die Genossenschaft in diesen 25 Jahren über dem dunklen Erdteil ausgeströmt hat, wer will das sagen? Jedenfalls reden die 6 Millionen Mark, die seit dem Bestehen der Sodalität an die Glaubensbote Afrikas verteilt wurden, eine gar deutliche Sprache. Im Namen unserer Missionare haben auch wir der nimmerruhenden Gründerin und Generalleiterin der Genossenschaft unsere herzlichsten Glückwünsche dargebracht. Stillstand nimmer, Vorwärts immer — rufen wir all den wackern Hilfsmissionarinnen zu!



Für Mußestunden



Mondschein im Kolosseum

Eine Erinnerung an Rom von P. Hubert Küches C. S. Sp.

Schluß

Verflucht; er hatte schon wieder eine Idee für ein neues Bild, und mir waren Phantasie und Gemüt vertrocknet wie ein alter Farbkasten. Ein gelber Schleier zog vor meinen Augen. Ich sah nichts mehr: die Landschaftsbilder zogen an meinem Auge vorbei wie Schatten! Hinter ihnen allen stand eine gelbe Figur mit roten Augen. — — Wie aus weiter Ferne hörte ich Josefs Geplauder. Immer wieder hob sich die Figur in meiner Phantasie und deutete auf ihn befehlend, stumm, geisterhaft. In meinem Innern tönte der Ruf: da geht der Zerstörer deines Glückes, dein eigner Bruder.

— — Ich schaute auf, als ich das Gebraus der großen Kaskade von Tivoli hörte. — An uns ging der über hundert Meter lange Strom des Anio durch die Luft. Oben hatte ihm der Durchstich, den man traforio Gregoriano nennt, ein Loch in den Felsen geboten, durch das er sich in einem prachtvollen Schwung bis in die Ebene hinunterstürzte. In der Sonne glänzte der Wasserstrom als Regenbogen, und tausende Tropfen fielen als glitzernde Diamanten hernieder.

Ein Augenblick war der elende halbschwarze Schleier zerissen. Mein Künstlerauge war angeregt. Hei, das war ein Bild! Das mit Farben wiedergeben! — — Meine Phantasie ließ ich schwelgen und hinauf und hinab über die wundersame Wasserbrücke reiten. Ja, dadurch wollte ich mich befruchten lassen — — malen, ja malen.

„He, Ludwig ist das nicht ein Bild?" — „Herrlich, herrlich."

„Ja drum will ich's auch malen, gleich wenn ich meine Sirenengrotte fertig habe — — — Ja, hier Göthes „Gesang der Geister über dem Wasser" in Farben nachzudichten — — denk dir, wie über diesem Wasser die Geister duftig schweben, von oben zur Tiefe — — ein Bild, ein Bild — — "

Seine Augen weiteten sich, als ob er schon dies Märchen leibhaftig schaue — — aber mir senkte es sich schwarz vor den Augen — — Er wollte das Bild malen! Und mein Gedanke war es doch!

Immer er, er, er, der mir alles wegnahm, selbst die Gedanken, nachdem sie kaum in meiner Brust gekeimt hatten. „Er ist der Zerstörer meines Glückes."

Ich murmelte den Satz, und nur das Brausen des Wasserfalles verhinderte, daß Josef ihn verstand.



O. Völkel Missionshaus Knechtsteden

Komm Hl. Geist, schenk uns Liebe, Fried und Freude

Ich dachte an nichts mehr, als wir uns nun zurückwendeten, um noch tiefer hinabzusteigen, und doch sehe ich noch alles klar und deutlich vor mir. Immer tiefer gings, bis unten glitschige Stufen direkt ans Wasser des Anio hinführten, der von der gegenüberliegenden Seite, wo oben der alte Sibyllentempel sichtbar war, in einem zweiten nicht so mächtigen Strahl wie am traforio Gregoriano hinabstürzte.

„Das Schönste kommt noch" meinte Josef, als ich einen Augenblick stehen blieb. Er meinte, ich bewundere das düster- herrrliche Landschaftsbild, aber ich war nur stehen geblieben, weil mir die Nerven bebten und ein Gefühl der Leere sich in meinem Kopfe kundgab. Beim Klang seiner Worte raffte ich mich auf und ging ihm nach.

Leicht hüpfte er über die feuchten Steine und verschwand für einen Augenblick hinter wilden Ranken und Gebüschen. Langsam ging ich ihm nach, und jetzt — — stand ich in der Sirenengrotte. Tosen und Rauschen auch hier. Eine gewaltige Wölbung tat sich vor uns auf. Blöcke hingen von oben und den Seiten heraus, unten aber war ein Schlund, in den der Anio hineinfloß, um zu verschwinden. Unten im Tal kommt er irgendwo wieder zum Vorschein.

Jeden Stein sehe ich noch, besonders aber die Riesenquadern, über die das Wasser floß, um im nächsten Augenblick an ihnen vorbei zu rutschen und unseren Blicken zu entgehen.

Josef stand an der Brüstung; als ich kam, schwang er sich im Jugendmut auf sie und schaute in den Schlund hinab. Dann sagte er, ohne sich zu wenden:

„Grausig sieht er aus. Denk dir, Ludwig, jeder dieser Tropfen sei eine Seele und so rinnen sie alle in die Hölle. Welch' schreckliches Bild. Malen, will ich auch das, malen will ich's — —

Es gab mir ein Stich in die Seele.

„Nein, malen sollst du es nicht, du Vernichter meiner Gedanken, schrie es in mir."

Die Worte wollten sich mir auf die Zunge drängen, ich preßte sie zurück. Ein qualvoller Schrei entrang sich meinen Lippen. Er wandte seinen Blick mir zu; als er mein entstelltes Antlitz sah, machte er eine hastige Bewegung, wie um zu mir herabzuspringen.

Im selben Augenblick rutschte sein Fuß aus; er schlug mit den Händen um sich — — aber er griff ins Leere, dann stürzte er hinterücks ins Wasser und das Wasser zog ihn mit hinab über die schlüpfrigen Felsen, hinab, hinab.

Mit einem Sprung war ich an der Brüstung; ich hörte seinen erstickten Schrei — — dann war er verschwunden. Ich stand da, ohne mich zu regen ohne die Hand zu heben, ohne einen Versuch zu machen, ihn zu packen. Nun stierte ich in das grause Loch vor mir.

Nur ein Gedanke blitzte in mir auf: „Jetzt ist er weg. Nun bist du frei, jetzt schaffe.“

Und ich hatte Freude an dem Gedanken. Da kam aber der zweite Gedanke: „Du hast deinen Bruder gemordet. Denn du hast nicht geholfen.“

„Ich konnte doch nicht helfen,“ sagte ich mir, mich selbst entschuldigend.

„Aber du wünschtest, daß er sterbe.“ — —

Da wurde es mir schwarz vor den Augen und ich fiel zu Boden. Ich wußte von nichts mehr. — — —

— — Als ich zu mir kam, befand ich mich in meinem Bette. Eine Vinzenzschwester saß neben mir; in der Hand hielt sie ihren Rosenkranz, aber die Augen hatte sie geschlossen. Sie mußte wohl von ihren Nachtwachen erschöpft eingeschlafen sein.

Lange lag ich da, die Augen gegen die Decke geheftet, ohne Gedanken, ohne Erinnerung.

Wie lange, das weiß ich nicht. Plötzlich tönte Musik an mein Ohr, langgedehnte, ernste Töne. Stimmen auf dem Gang neben mir. Eine unsagbare Neugier bemächtigte sich meiner und ich hätte gern gewußt, was das alles bedeutete.

Ich versuchte mich, langsam und leise, um die Schwester nicht zu wecken, zu erheben. Es gelang auch, mit zitternden und schwankenden Gliedern schleppte ich mich bis zum Fenster, zog die Vorhänge beiseite und schaute hinab auf die Straße. Viele Menschen sah ich zu beiden Seiten, und mitten in der Straße hielt ein schwarzverhängter Wagen. Mitglieder der Todesangstbruderschaft und barfüßige Kapuziner mit brennenden Fackeln in der Hand umgaben ihn. Nun kamen unten zur Türe hinaus mehrere Priester mit weißen und schwarzen Gewändern — — eine unsägliche Angst erfaßte mich — — Ein Sarg wurde nun hinausgetragen.

Mein Herz klopfte zum Zerspringen.

Nun wußte ich's, das war mein Bruder.

Mein Bruder, den ich gemordet.

Gemordet!

Wer hatte das Wort gerufen? Die Wände? Tönte es so von der Musik so herauf? Hatten die Männer unten mit den Fackeln in der Hand es ausgestoßen?

Gemordet!

Das Wort gellte mir in den Ohren, meine Pulse fieberten es, mein Herzklopfen ging nur im Takt seiner Silben!

Ich sehe noch, wie die Schwester erschreckt aufsprang, um mir zu Hilfe zu kommen — — dann war es wieder Nacht — — böse dunkle Nacht — — —

Soll ich von euch schreiben, ihr Tage, die ihr folgt? Man hatte Mitleid mit mir, als ich Wochen lang zwischen Tod und Leben schwebte. Oft standen Blumen neben meinem Bette; wenn mich der Zorn packte, riß ich sie aus der Vase und schleuderte sie wild von mir.

Ein Mörder soll keine Blumen haben!

Aber weil mein Arm schwach war, so fielen sie auf mich selbst zurück. — In meiner Jugend hatte ich einmal ein totes Kind gesehen, das man auch so aufgebahrt hatte, mit Blumen überschüttet.

Ja tot war ich; wenn mein Körper auch noch lebte, meine Seele war tot.

Nachts — — ach wie oft kam es vor, daß die Wände auf einmal ihre viereckige Gradheit verloren, sich zusammen zogen, sich ballten, bis daß sie aussahen wie die Sirenenhöhle zu Tivoli.

Aus der kleinen Flamme der Öllampe tauchte dann langsam, aber stetig sich verdichtend ein Nebel auf, bis zum Schluß aus ihm mein Bruder heraustrat mit todbleichem Gesicht und glühenden Augen. Ein Rauschen hörte ich wie von vielem Wasser — — und dann sank mein Bruder und sank. Ich wollte ihm die Hände reichen, konnte es nicht. Sie waren wie an meinen Leib geschnallt, ich konnte sie nicht wegen. Dann lachte mein Bruder höhnisch und versank in der Nacht.

Ich aber raste auf meiner Lagerstätte. — — —

Was niemand gehofft und jeder bezweifelt hatte, trat ein: ich wurde gesund! Ob es gut war? Ich glaube es nicht. Ich wäre besser gestorben.

Noch eine Qual hatte ich zu überstehen: ich wurde vor Gericht gestellt, weil man aus den Äußerungen, die ich im Fieber getan, schloß, ich habe den Bruder getötet.

Als man mich fragte, sagte ich: Ich sei schuldig. Ob ich den Bruder mit meiner Hand hinabgestoßen? „Nein, aber ich freute mich, daß er tot war!“

Über Gedanken urteilt der Richter nicht.

So wurde ich freigesprochen. Alle aber schauten mich mitleidig an, als ob es in meinem Kopf nicht stimme. Doch meinen Verstand hatte ich noch, aber mein Herz war gebrochen.

Mein Leben war vernichtet.

Ich ging einmal ins Museum; als ich teilnahmslos all die vielen Gemälde betrachtete, fiel mir eines auf, unter welchem ein Lorberkranz mit einer schwarzen Schleife hing. Es war das erste Bild meines Bruders, dessen Auszeichnung damals den ersten Keim des Neides in meine Brust senkte.

„Mondschein im Kolosseum“

Ich schaute es mir lange an, gleich als ob ich von neuem den

Stachel in meine Brust versenken wollte. Diesmal zur Sühne. — —

So pilgerte ich jedesmal, wenn Vollmond kam zum Kolosseum und stellte mir den Bruder vor, wie er das wundersame Bild in sein Auge aufnimmt um es nachher auf die Leinwand zu bannen.

Es tat mir weh, dieses Schwert mir gleichsam selbst in die Brust zu senken — — aber ich wollte sühnen.

Einige wohlwollende Freunde rieten mir, zu arbeiten, um so den Schmerz über den Verlust des Bruders — wie sie meinten, — los zu werden. Ich setzte mich in der Tat an die Leinwand und arbeitete; als ich aber die Kohle ansetzte, um die Umrißlinien zu ziehen, da zog es meine Hand wie mit magischer Kraft voran — und es wurden die Umrißlinien des Kolosseums. Ich wußte, würde ich den Pinsel ansetzen, dann würde es nur eine Nachzeichnung des Bildes meines Bruders.

Wild nahm ich ein Messer und zerfetzte die Leinwand. Meine Pinsel zerbrach ich. Dann irrte ich in der Kampagna umher. — —

Ich habe keinen Strich mehr gemalt. Man mochte mir sagen was man wollte, ich tat es nicht. Ich wurde arm, ein Bettler — — mir machte es nichts. Man lachte mich aus, wenn ich stundenlang beim Mondschein im Kolosseum saß, man nannte mich einen Mondsüchtigen, mir war es gleich.

Ich wollte sühnen und bat Gott er möge mich strafen für das Unrecht, das ich meinem Bruder getan. O wenn ich so sitze in diesem alten Wunderbau, dann halte ich Zwiesprache mit den Steinen. Die Steine erzählen mir, von dem was sie gesehen, wie man sie auftürmte, damit in ihren Mauern die Christen sterben sollten, aber wie Gottes Gerechtigkeit diejenigen strafte, die solches taten. Ja, die Steine konnten mir sagen, wie das Haupt der gottlosen Kaiser zerschmettert wurde, wie das Imperium des römischen Reiches sank unter ungeheurer Blutschuld.

Das sagten mir die Steine, während sie im Mondschein wie neuer Marmor gleißten. Da konnte ich sie fast zärtlich streichen, weil sie mir von der Gerechtigkeit Gottes sprachen.

So gehe ich denn immer wieder dort hin. Man läßt den alten Luizi schon längst in Ruhe, man betrachtet ihn als einen armen Kerl, den einstens ein bitteres Leid zum Narren gemacht.

Mögen sie es glauben. Ich sühne und warte darauf, daß einstens Gottes Gerechtigkeit an mir offenbar werde. Aber in dieser Welt.

In der andern aber möchte ich sie nicht erfahren, denn da möchte ich bei meinem Bruder sein." — — — — — — — — —

So weit die Handschrift des alten Luigi. Ich lasse die Blätter sinken, und schaue wieder zu den Sternen empor. Gottes Gerechtigkeit hat ihn getroffen, den armen Schelm, dessen Schuld ja haupt-

sächlich nur eine Gedankensünde war, aber auch Gottes Barmherzigkeit. — —

Lange sitze ich so — — das Wasser rauscht hinter dem Kiel — — alles ist still, die Nacht umfängt alle. Was ist doch so ein Schiff inmitten der Fluten? Nichts. Was ist ein Mensch inmitten der Welt? Inmitten der strömenden und flutenden Dinge? Ach, die Wogen der Gedanken und Wünsche werfen ihn, und wie leicht ist die Richtung verloren, wenn nicht ein Kompaß ihn leitet. — —

Im Osten zeigt sich ein lichter Streif; es wird heller und heller — — bald geht die Sonne auf. Ex oriente lux.



Bücher und Blätter



Eucharistische Jugendpflege. Von P. Paulus Sondergeld O.F.M. (32 S. Mk —.25. Hermann Rauch, Wiesbaden.

Die Thronerhebung des heiligsten Herzens Jesu in den Familien. Herausgegeben von Dr W. Mut. 64 S. 12. Preis Mk —.20. Oberginingen (Lothr.), Druckerei der Waisen und Lehrlinge.

Die christliche Kunst. Monatschrift für alle Gebiete der christlichen Kunst sowie für das gesamte Kunstleben. Gesellschaft für christl. Kunst, München, Karlstraße 6. Halbjährl. Mk 6.—

Inhalt: Der deutsche Malerfürst Matthias Grünewald, von Jos. Walter. Auf die Pieta Grünewalds, von M. Herbert. Wert persönlicher Werbung. Anton von Gegenbauer, von Stadtpfarrer Brinzinger. Graf Hertling † Kriegsende und Künstler. Bauen wir sofort. Eine Neuerung im Ausstellungswesen, von Zils. Neue Werke. Sommerausstellung der Münchener „Jungfreien." Wiener Kunstbrief. 31 Abbildungen im Text. 2 Sonderbeilagen nach Grünewald.

Die Bergstadt Monatsblätter, herausgegeben v. Paul Keller. Bergstadtverlag Wilh. Gottl. Korn Breslau. Monatl. ein Heft, Preis vierteljährl. Mk 4.—, Einzelnummer Mk 1.50 Zu beziehen durch alle Buchhandlungen u. Postanstalten. 7. Jahrgang Heft 6 März 1919.

Inhalt: Nanni Gschaftlhuber. Ein Wiener Roman von Anna Hilaria von Eckhel (5. Forts.) Akkord der Sehnsucht, Gedicht von Johannes Schräpel. Die Erschließung heimischer Bodenschätze, von R. Francé in München. Nach rastloser Fahrt. Gedicht von Magdalene Stahn. An das Licht. Gedicht von Walter Tausk. Auf deutschen Kulturpfaden durch bömisches Land. Von Professor Hans Nagel. Die Biographie des Brotes. Von Dr Franz Strunz. Czernebog. Ein Märchen aus Oberschlesien von Paul Keller Der Erde. Gedicht von Hedwig Forstreuter. Zug der Marionetten. Charakterstück von B. H. Victor Beyer. Kriegsgewinne einst und jetzt. Von Toni Kellen. Heimweh. Von Paul Keller. Theater. Von Fritz Müller. Chronik der Kunst und Wissenschaft. Von Dr Johannes Eckard. Simson. Gedicht von Lotte Fischer. Bergstädters Bücherstube. Zum Aufbau. Buchanzeigen von E. M. Hamann. Vom Büchertisch. Vom Pflanzenleben der Heimat. Plaudereien von Ernst Knauß. Aus Arbeit und Wirtschaft. Die Lokomotive und ihr Bau. Aus der Ratskanzlei. 5 Kunstbeilagen.

Das Neue Testament unseres Herrn Jesus Christus. Für das katholische Volk übersetzt. Stuttgart, Deutsches Volksblatt.
1. Vollständige Ausgabe ungeb. Mk —.40, geb. Mk 1.—.
2. Einzelausgabe der Evangelien und Apostelgeschichte je Mk —.10.

Das Neue Testament unseres Herrn Jesus Christus (übersetzt von Dr Benedikt Weinhart, mit Einführung und Anmerkungen versehen v. Professor Dr Simon Weber. 3. Aufl. Taschenformat) Herder, Freiburg.
1. Ausgabe in zwei Teilen. I. Teil: Evangelien u. Apostelgeschichte steif brosch. Mk 1.—; geb. in Leinw. Mk 1.50. II. Teil: Briefe und Geheime Offenbarung steif brosch. Mk 1.—; geb. Mk 1.50. 2. Vollständige Ausgabe: Steif brosch. Mk 2.—; geb. Mk 2.60. 3. Einzelausgaben: Einzelevangelien, Apostelgeschichte und Geheime Offenbarung steif brosch. je Mk —.20. Die Apostolischen Briefe steif brosch. Mk —.80. 4. Illustrierte Ausgabe. I. Teil: Evangelien und Apostelgeschichte (40 Bilder nach Friedrich Overbeck) geb. in Leinw. Mk 2.20. II. Teil: Briefe und Geheime Offenbarung (24 Bilder größtenteils nach Friedrich Overbeck) geb. in Leinw. Mk 2.20. 5. Illustrierte Ausgabe vollständig in einem Band geb. in Leinw. Mk 4.—

Heilandsworte. Gesammelt aus den Evangelien von M. Domanig. VIII u. 148 S. in 12. Innsbruck 1916, Tyrolia. Volksausgabe Mk 1.30, Leinenband mit Büttenpapier Mk 2.80, Ledereinband Mk 5.—

Unter den Stichwörtern „Führer zum Glück", „Erfordernisse zum Glück", Mittel zum Glück" und „Die Entscheidung" sind die Heilandsworte geordnet und vom Verlage in einem schönen Bändchen dargeboten. -n.

Erscheint mit Erlaubnis der britischen Behörden

Juli-August 1919 20. Jahrgang Heft 7 u. 8

Echo aus den Missionen der Väter vom Heiligen Geist und unbefleckten Herzen Mariä

Die Sendung des hl. Bonifatius – 15. Mai 719

Von P. Joh. Jos. Laux C.S.Sp.

Es war im Spätherbst des Jahres 718. In der kleinen Hafenstadt Cuentawich[1] in der Picardie herrschte reges Leben. Ein angelsächsischer Pilgerzug war eben eingetroffen und rüstete sich zur Weiterreise nach Rom. Er bestand teils aus künftigen Glaubensboten, teils aus einfachen Pilgern aus allen Ständen und Berufen.[2] Die Führung hatte der Mönch Wynfrid aus dem Benediktinerkloster Nhutscelle in Wessex. Das Reisen in fremden Ländern war ihm nichts Neues. Vor zwei Jahren hatte er mit drei Gefährten sein Kloster verlassen, um in Friesland das Wort Gottes zu verkünden. Sechs Monate war er in dem unwirtlichen Lande umhergezogen, ohne aber irgendwelche Frucht seiner Mühen zu ernten. Nach seiner Rückkehr in die Heimat hatten ihn die Mönche von Nhutscelle zu ihrem Abt gewählt: sie hatten gehofft, auf diese Weise den liebenswürdigen, frommen und gelehrten Mann, der ihnen allen ans Herz gewachsen war, für immer an sich zu fesseln. Aber weder die Enttäuschungen, die er auf seiner ersten Missionsreise erlitten, noch die Liebe und Achtung, die man ihm von allen Seiten entgegengebracht, hatten ihn von seinem Vorhaben, Glaubensprediger zu werden, abbringen können. Jetzt war er auf dem Wege zur ewigen Stadt, um sich beim Hei-

[1] In der Nähe des jetzigen Etaples. Der Ort wurde 842 von den Normannen gestürmt und gänzlich verwüstet.

[2] „Es pflegten in diesen Tagen," schreibt der hl. Beda in seiner Chronik, „aus dem Volke der Angeln, Edle wie Unedle, Männer und Frauen, Fürsten und Privatleute, vom Drange der göttlichen Liebe getrieben, aus Britannien nach Rom zu ziehen."

ligen Vater Vollmacht und Sendung für die Bekehrung der Deutschen zu holen. Er hatte ein Empfehlungsschreiben von seinem Bischof, Daniel von Winchester, erhalten und hoffte zuversichlich, sein Ziel zu erreichen.

Sobald die nötigen Vorbereitungen getroffen waren, traten die Pilger, wohl auf einer der in Bononia (Boulogne) mündenden Römerstraßen ,den langen und beschwerlichen Marsch nach Süden an. Die vorgerückte Jahreszeit mahnte zur Eile: die Alpen mußten überschritten werden, bevor Schnee und Eis die Übergänge versperrten. Dennoch, als wahre Gottesfahrer, machten sie an jedem hl. Orte halt, um sich dem Schutze Gottes und der Heiligen zu empfehlen. Ihre Gebete wurden erhört. Sie entgingen allen Gefahren und kamen gegen Ende des Jahres wohlbehalten in Rom an.

Ihr erster Besuch galt der Basilika des hl. Petrus, dem Ziel der Sehnsucht aller frommen Angelsachsen jener Tage. Hier dankten sie Gott für den glücklichen Verlauf ihrer Reise, baten um Verzeihung ihrer Sünden und legten mancherlei Geschenke am Grabe des Apostelfürsten nieder. Einige Tage darauf erhielt Wynfrid eine Audienz beim Heiligen Vater Gregor II.

Von reichen und vornehmen Eltern geboren, stand Gregor im besten Mannesalter, als er am 19. Mai 715 den päpstlichen Stuhl bestieg. Er war in jeder Hinsicht ein würdiger Nachfolger des großen Papstes, dessen Namen er trug. Das Papstbuch schildert ihn als einen Mann von außergewöhnlicher Einsicht, Tatkraft und Klugheit, und spendet seinem reinen Lebenswandel, seiner Gelehrsamkeit und seinem männlichen Eintreten für die Rechte der Kirche das höchste Lob. Seine ersten Regierungsjahre waren ruhig verlaufen. Mit den Langobarden und Byzantinern, die sich damals in den Besitz Italiens teilten, unterhielt er freundschaftliche Beziehungen: Leo der Isaurier war noch nicht vom bilderstürmerischen Wahnsinn befallen, und Luitprand hielt einstweilen mit seinen Eroberungsplänen zurück.

Gregor empfing den fremden Mönch mit sichtlicher Zurückhaltung. Es wird ihn wohl etwas befremdet haben, einen Benediktinermönch, der doch zur Ortsbeständigkeit verpflichtet war, an der Spitze eines Pilgerzuges zu sehen. Aber all sein Mißtrauen verschwand, als Wynfrid ihm den Zweck seiner Reise eröffnete. „Er sah ihn mit heiterem Antlitz und freundlichen Augen an," schreibt Willibald,[1] und fragte ihn, ob er ein Empfehlungsschreiben von seinem Bischof habe. Wynfrid überreichte Daniels Brief und wurde dann vorläufig verabschiedet. Aus dem Schreiben gewann der Papst die Überzeugung, daß Wynfrid sein volles Vertrauen verdiene und in jeder Hinsicht zum Heidenmissionar geeignet sei. Übrigens war es nicht das erste Mal, daß seine Aufmerksamkeit auf die deutsche Mis-

[1] Der Lebensdarsteller des hl. Bonifatius; er schrieb auf Geheiß des hl. Lul, vor dem Jahre 768, eine sehr wertvolle Lebensbeschreibung des Apostels der Deutschen.

sion gelenkt wurde. Zwei Jahre vorher war der Herzog von Bayern, Theodo II., zu ihm gekommen, um sich Rat und Anweisung für die so notwendige Reform und Organisation der Kirche seines Landes zu holen. Gregor hatte auch sofort die entsprechenden Maßnahmen getroffen; der baldige Tod des Herzogs hatte aber all die schönen Hoffnungen, die sein Schritt in Rom geweckt, zunichte gemacht. Viel=



Jumbe=Dorfältester (Christ) mit Sohn und Töchterchen

leicht hatte Gott, sagte sich Gregor, diesen einfachen Mönch aus dem fernen Inselreich ausersehen, nicht nur in Bayern Wandel zu schaffen, sondern auch die noch heidnischen deutschen Stämme für die heilige Kirche zu gewinnen. So ging er denn mit ganzem Herzen auf Wynfrids Missionspläne ein und besprach alle Einzelheiten des be=absichtigten Unternehmens mit ihm.

Aber Rom übereilt sich nicht. Fast ein halbes Jahr wurde Wynfrid von Gregor in der Ewigen Stadt zurückgehalten. Ohne

Zweifel wollte der Papst persönlich den Charakter, die Fähigkeiten und die Bildung des Mannes prüfen, der in seinem Namen ausziehen sollte. Für Wynfrid waren diese Monate des Wartens von größter Bedeutung. Eine neue Welt tat sich vor seinen Augen auf; neue Eindrücke stürmten täglich auf ihn ein. Der Besuch der heiligen Stätten, die unmittelbare Berührung mit dem Altertum und seinen Riesenwerken, der ständige Gedankenaustausch mit Männern und Frauen aus allen Teilen der Christenheit, vor allem aber der vertrauliche Verkehr mit dem Papste und dem päpstlichen Hof — alles das konnte nicht spurlos an ihm vorübergehen; es mußte einen tiefgehenden Einfluß auf sein späteres Leben und Wirken ausüben.

Am 15. Mai wurde Wynfrid zur feierlichen Verabschiedung zum Papste geladen. Gleichsam als äußeres Zeichen des innigen Verhältnisses, das in Zukunft zwischen ihm und der heiligen römischen Kirche bestehen sollte, gab ihm Gregor einen römischen Namen, und zwar den Namen des heiligen Märtyrers **Bonifatius**, dessen Fest am vorhergehenden Tage gefeiert worden war.[1] Wynfrid führte diesen Ehrennamen fortab als seinen einzigen, nur in vertrauten Briefen an seine Landsleute nennt er sich noch bei seinem alten Namen. Die apostolische Vollmacht zur Predigt unter den heidnischen Völkern händigte der Papst ihm schriftlich ein. Die denkwürdige Urkunde, eine der ältesten der Kirchengeschichte Deutschlands, ist uns erhalten geblieben und hat folgenden Wortlaut:

„Gregor, Knecht der Knechte Gottes, an den gottesfürchtigen Priester Bonifatius.

Dein frommes Vorhaben und Deine für Christus begeisterte Gesinnung, die Du uns kundgetan, und die zuverlässig verbürgte Reinheit Deines Glaubens bestimmt uns, Dich zum Gehilfen anzunehmen in der Verwaltung des göttlichen Wortes, deren Fürsorge uns durch Gottes Gnade obliegt. Da wir nun erfahren haben, daß Du von Kindheit an in den heiligen Wissenschaften unterrichtet wurdest und die gewonnenen Kenntnisse in eifrigem Wagen nur zur Bekehrung ungläubiger Völker verwerten willst, freuen wir uns über Deine Glaubensstärke und wünschen Förderer der Dir verliehenen Gnade zu werden. Weil Du aber Dein frommes Vorhaben in kluger Vorsicht dem apostolischen Stuhle unterbreitet hast, Dich seinem Urteil demütig unterwerfen willst und in fester und vollster Einigkeit mit ihm bleiben möchtest, so haben wir Dich berufen und beauftragen Dich im Namen der unteilbaren Dreieinigkeit und kraft der unerschütterlichen Vollmacht des hl. Apostelfürsten Petrus, dessen Lehramt wir als Inhaber seines Stuhles verwalten, bei allen vom Irrwahn des Unglaubens noch befangenen Völkern, zu denen Du unter Gottes Schutz kommen magst, das Geheimnis des Reiches Gottes im Namen Jesu Christi zu verkünden und ihnen im Geiste der Tugend, Liebe und Mäßigung die Heilslehren des alten und neuen Testamentes in einer den unbelehrten Gemütern angepaßten Weise mitzuteilen. Es ist unser Wille, daß Du darauf bedacht seiest, die Spendung des Sakraments der Taufe genau nach Vorschrift

[1] Bei ähnlicher Gelegenheit hatte Papst Sergius dem hl. Willibrord, dem Friesenapostel, den Namen Clemens beigelegt. (**Beda**, H. E. V, 11.)

und Brauch unseres heiligen apostolischen Stuhles, in der Du unterwiesen bist, vorzunehmen. Wenn Du sehen solltest, daß Dir bei Deinem unternommenen Werke irgend etwas gebricht, so wirst Du Sorge tragen, es nach bestem Vermögen uns zu melden. Lebe wohl!

Gegeben am 15. Mai im dritten Jahre der Regierung des frommen, erhabenen, von Gott gekrönten Kaisers Leo, im dritten Jahr nach seinem Konsulat, in der zweiten Indiktion."[1]

Das päpstliche Schreiben, wie der Leser bemerkt haben wird, ist sehr allgemein gehalten. Von einem bestimmten Missionsgebiet ist keine Rede; auch eine höhere Weihe oder Würde wird Bonifatius nicht erteilt.

Man hat verschiedene, zum Teil sich widersprechende Gründe hierfür angeführt. Während einige gerade in der Unbestimmtheit des Auftrages einen Beweis sehen für das große Vertrauen, das der Papst seinem Sendboten entgegenbrachte, erblicken andere darin ein Mißtrauen. Bonifatius sei eben noch ein Neuling auf dem erwählten Gebiete gewesen, und man habe ihn zuerst prüfen wollen, bevor man ihn „fest anstellte;" bewährte er sich, so konnte das Versäumte immer noch nachgeholt werden; wo nicht, so hatte man nicht viel verloren. Andere wiederum suchen die Erklärung für Gregors Verhalten in den unklaren Verhältnissen im fränkischen Reich. Der Papst habe wohl von Anfang an vorgehabt, im Einvernehmen mit den Machthabern im Frankenreiche dem Missionar einen Wirkungskreis bei den von den Franken abhängigen Heiden zuzuweisen. Aber da Karl Martell, der Hausmeier von Austrasien, und Raganfred von Neustrien noch immer mit wechselndem Kriegsglück um die Vorherrschaft kämpften, habe es keinen umumstrittenen Machthaber im Frankenreich gegeben, an den er sich hätte wenden können. Die Lösung der Frage scheint indes viel einfacher zu sein. Willibald, der älteste Biograph des hl. Bonifatius, gibt uns den Schlüssel dazu. Der Papst, sagt er, habe Bonifatius ausgesandt, die heidnischen Völker Germaniens, an erster Stelle die Thüringer und Hessen, zu besuchen und zu erforschen, ob die unbebauten Gefilde ihrer Herzen von der Pflugschar des Evangeliums zu beackern seien und den Samen der Predigt aufnehmen wollten.[2] Daraus ersehen wir, daß man in Rom über die Missionsverhältnisse in Deutschland noch nicht genügend unterrichtet war. Es war daher unmöglich mit Bonifatius einen bestimmten Missionsplan zu verabreden und ihm ein bestimmtes Gebiet zuzuweisen. Man mußte sich damit begnügen, ihn zu einer vorläufigen Erkundung und Berichterstattung auszusenden. Waren die Aussichten auf ein ersprießliches Wirken günstig, so konnte man das Weitere später festsetzen.

Bonifatius war hocherfreut über den Erfolg seiner Romreise. Der Allmächtige habe ihm, so schrieb er an eine Nonne in der Heimat, in mancherlei Weise sein Erbarmen zuteil werden lassen: er habe ihn auf seiner Wanderung durch unbekannte Gaue treu geleitet und dann den Bischof des ruhmreichen Apostolischen Stuhles bewogen, sich dem Sehnen seines Herzens freundlich zu erweisen.[3]

---

[1] Ein Zeitraum von 15 Jahren. Er wurde zu Kostantins Zeit eingeführt und vom Jahre 3 vor Christus gezählt. Um die Indiktion eines Jahres unserer Zeitrechnung zu finden, wird das gegebene Jahr um 3 vermehrt und durch 15 geteilt. Der Rest ist die Indiktion, bleibt kein Rest, so ist 15 die Indiktion. Also hier $719 + 3 = 722 : 15 = 48$, Rest 2.

[2] Willib. Vita Bonifatii 5 (ed. Levinson) S. 22.

[3] Ep. 15 (ed. Tangl) S. 27.

Der hl. Gregor II. hat gewiß die Wichtigkeit des Schrittes erkannt, den er durch die Sendung des hl. Bonifatius vollzog; die volle Bedeutung desselben aber können erst wir überblicken. „Alles, was später in politischer, kirchlischer und geistiger Beziehung in Deutschland erwachsen ist," sagt ein protestantischer Geschichtsforscher, „steht auf dem Fundamente, welches Bonifatius gelegt hat, Bonifatius, dessen Grabstätte in Fulda uns heiligerer Boden sein müßte, als die Gräber der Patriarchen den Israeliten waren, denn er ist der geistige Vater unseres Volkes. Bonifatius hat uns und unsern Enkeln mehr gebracht, als uns irgend einer unsrer großen Kaiser und Könige nachher zu bringen vermocht hat."[1]

Wie man bei der hl. Messe für die Missionen beten kann

(Fortsetzung)

Von P. Franziskus Perger C. S. Sp.

Der Priester ist an den Altar gekommen. Alles ist zum hl. Opfer bereit. Da steht er nun an den Stufen des Altares und fängt das sogenannte Stufengebet an. Es ist ein Gebet um Erbarmen und Gnade, zur Wiederbelebung des Gottvertrauens und der Hoffnung. Einige Gedanken, die sich sehr leicht behalten lassen, seien daraus hervorgehoben und betrachtenden Seelen vorgelegt.

»Introibo ad altare Dei, Ich werde hintreten zum Altare Gottes,« so beginnt der Stellvertreter Jesu das Stufengebet. Dies Wort magst du dir ganz zu eigen machen, wenn du das Glück hast der hl. Messe beizuwohnen — und du kannst dir dieses Glück recht oft verschaffen; wo ein Wille ist, da ist auch ein Weg. Welchen Sinn hat das, wenn du, der du nicht Priester bist, dennoch mit dem Priester, sagst: „**Ich** werde hintreten zum Altare Gottes"? Einen sehr tiefen Sinn. Es heißt: **ich** werde dabei sein, wenn sich das große Geheimnis der Erlösung aufs neue, unblutiger Weise vollzieht, so wie wir es in unserer letzten Auseinandersetzung dargelegt haben. (Die wirst du noch des öftern durchlesen müssen; denn sie enthält den Kerngedanken des hl. Meßopfers, der nicht immer genug bedacht wird). Also: **ich** werde dabei sein, wenn Christus sich seinem himmlischen Vater aufs neue darstellt und aufopfert in **jenem** Zustande, in dem er sich am Kreuze befand, woran wir uns ja besonders erinnern müssen, da wir diese geheimnisvolle Feier zu seinem Andenken begehen sollen, wie er selbst befohlen, und zwar zum Andenken an seinen Tod.

Es heißt aber noch mehr, wenn du sagst: „Ich werde hintre-

[1] Leo, Vorlesungen über deutsche Geschichte I, 487 f.

ten zum Altare Gottes." Es heißt: **ich** werde mit dem Priester und der Priester wird nach dem Wortlaut des Meßbuches **für mich** dieses hl. Opfer Gott darbringen, als Opfer der Sühne, der Anbetung, des Dankes und der Bitte, und das ist ein Segen, den wir nicht einmal ahnungsweise ermessen. Es heißt ferner: hier werde **ich**, die größten Gnaden finden, werde nicht unbeschenkt nach Hause gehen, wenn ich nur im Geiste der Reue und Buße diesem hl. Geheimnisse beiwohne. Wahrlich, groß, ist die Ehre, das Glück und der Segen dessen, der andächtig beim hl. Opfer zugegen ist.

Wenn nun auch in obiger Darlegung das „**ich**" immer recht kräftig gedruckt war, so soll das doch keine Selbstsucht nähren, im Gegenteil: „Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst," und „jeder Mensch ist dein Nächster." Darum flehe doch recht innig zu Gott, daß er auch den armen Heiden und allen Irrgläubigen das Glück zuteil werden lasse, sagen zu können: „Ich werde hintreten zum Altare Gottes," daß sie alle schöpfen dürfen aus dieser Quelle des Heils, aus der uns tagtäglich die Erlösungsgnade zufließt.

Dann betet der Priester den 42. Psalm, in dem auch jene Worte vorkommen: „Ich werde hinzutreten zum Altare Gottes." Der hl. Ambrosius berichtet, daß die Neugetauften gerade dieser Worte wegen jenen Psalm sangen, wenn sie nach der Taufe im weißen Gewande mit brennender Kerze vom Taufbrunnen zum Altare zogen, um dort die erste hl. Kommunion zu empfangen. Wie sinnreich paßten dann jene Worte: „Ich werde hinzutreten zum Altare Gottes." Bete, daß sie im Munde noch recht vieler Bekehrten passend werden.

Aus diesem Psalme kann uns noch das eine oder andere Wort recht dringend zum Missionsgebet antreiben. Da steht zum Beispiel auch die Klage: „Warum hast du mich verstoßen und warum muß ich trauernd einhergehen, da der Feind mich bedrängt?" Seit Noë den Cham verfluchte, sind seine Nachkommen tatsächlich verstoßen, sind die Knechte der Knechte ihrer Brüder. Wie Lasttiere gehen sie traurig einher und sind wahrlich hart vom Feind bedrängt; denn gerade unter den armen Völkern der Heidenwelt ist der Einfluß des Teufels überaus groß. Und so dringen diese Psalmworte: „Warum hast du mich verstoßen usw." gleichsam auch als Klage und Seufzer der armen Heiden an unser Ohr und gemahnen uns zu dem Bittgebet: „Herr nimm dich ihrer an, verstoße sie nicht länger, sie sind dein, deine Kinder wie wir, wandle ihre Trauer in Freude."

Da findest du ferner noch folgende Stelle: „Sende dein Licht und deine Wahrheit aus, sie sollen mich **und auch die armen Heiden** leiten und hinführen zu deinem hl. Berge und zu deinem Gezelte." Was ist dieser Berg anders, als die Höhe christlichen Glaubens,

christlicher Tugend, süßesten Seelenfriedens — aber auch der geistige Calvarienberg, der Altar, auf dem Christus das Erlösungsopfer wiederholt!

Du siehst den Priester tief sich verneigen, hörst ihn das Confitior, das Schuldbekenntnis beten. In Spanien hat einmal ein berühmter königlicher Hofschauspieler gelebt. Der wurde mit 50 Jahren Priester. Als solcher schrieb er eine Reihe sehr bedeutsamer geistlicher Fest- und Schauspiele. Darunter ist eines, das heißt: Die Geheimnisse der hl. Messe. Da sieht man zu Beginn des Festspieles Adam, den Stammvater der Menschheit, vor einem großen leeren Altar aus Feldsteinen stehen, so wie der Priester zu Beginn der Messe vor den Stufen des Altares steht. In furchtbarem Herzeleid klagt er sich vor Gott an wegen seiner Schuld, seiner großen Schuld, durch die er die ganze Menschheit in so tiefes Elend gebracht hat. In erschütternder Klarheit erinnert er sich des gerechten und gewaltigen Unwillens Gottes, die Menschen nun in einem Zustande zu sehen, den er als Schöpfer nicht gewollt hat, der eine frevelmütige Durchkreuzung seiner hl. Ideen darstellt: als gefallene Menschen, als unglückliche Menschen. Nun denke dir den Abgrund von Sündenelend, von Lastern und Greueln, von Verbrechen und Schandtaten, wie sie im Heidentum vom Beginn der Menschheitsgeschichte bis auf unsere Tage sich aufgehäuft haben. Laß dich ganz davon niederdrücken, wie der Heiland am Ölberg, wo ihn wegen all der Menschheitsfrevel der Überdruß, der Ekel, der Widerwille derart faßte, daß er schmerzbelastet zur Erde niedersank. Ihm war zu Mute, als ob das alles seine Schuld gewesen wäre; denn er war auch ein Glied der so tief schuldigen Menschheit.

Bekenne von solchen Gefühlen durchdrungen, Gott dem Vater das Elend der armen Menschheit, zu der auch **du** gehörst, mit der du dich eins fühlen sollst, und flehe zur seligen, allzeit reinen Jungfrau Maria, zum hl. Erzengel Michael, zum hl. Johannes dem Täufer, zu den hl. Aposteln Petrus und Paulus, und zu allen Heiligen und besonders den Heidenaposteln, daß sie für die armen Heiden bitten bei Gott unserm Herrn. Dann wird auch diesen Armen Vergebung und Erlösung blühen.

Unsere Toten.

Wir empfehlen dem hl. Opfer unserer Missionare, dem Gebete unserer Klostergemeinden und aller unserer Leser nachfolgende Verstorbene.

Ignatz Hügy, Magdal. Burgsthaler, Rheinau. Frl. Maria Unkraut, Salzkotten. Frau Theodor Rödder, Dermbach. August Clauß, Wanzenau. Theresia Bartels, Anna Wessel, Konrad Lüke, Niederntudorf. Schw. Maria Rosina, Dormagen. Helene Halbkamm, Peter Jansen, Morsbach. R. I. P.



Dorniger Akazienbaum mit vielen hängenden Vogelnestern — Deutsch-Ost-Afrika

Das Jave-Sperlingnest

Der afrikanische Spatz ist ein gelber Vogel in der Art unserer Kanarien, nur nicht von so edler Körperform. Diese Sperlinge bauen ihre Nester immer mehrere hundert zusammen, sie hängen dieselben an einem Zweiglein in der Schwebe auf, mit der Einflugöffnung nach unten. Man hatt alle Mühe sich der frechen Gesellen zu erwehren, die nach Art ihrer europäischen Genossen meinen und tun, als ob alles in Feld und Garten nur für sie gepflanzt würde.



Aus unsern Häusern



Missionshaus Broich

Jetzt nach des Krieges Ende melden sich die Überlebenden, erzählen ihre Erlebnisse — ihre Todesnot — ihre Rettung. Gerecht Denkende geben Gott die Ehre.

Auch über unserm Missionswerk zu Broich hat der liebe Herrgott in den 5 Kriegsjahren treue Wacht gehalten. Wir haben trotz des Krieges den Schulbetrieb weiter führen können, haben neue Zöglinge aufgenommen, können selbst eine erfreuliche Weiterentwicklung der Anstalt verzeichnen. Darum wollen auch wir Gott die Ehre geben und sagen: »Misericordia Domini, quia non sumus consumpti: Erbarmen des Herrn ist es, daß wir nicht verzehrt worden sind.«

Freilich in den Tagen des Aufmarsches mußte man sich ernstlich die Frage stellen, ob es nicht angezeigt wäre, in so unruhigen Zeiten die Kinder ihren Eltern wiederzugeben, ja ob es überhaupt möglich sein würde, die Anstalt lebensfähig zu erhalten. Broich lag im Aufmarschgebiet an der großen Heerstraße gegen Belgien, nur wenige Stunden von der Grenze entfernt. Welle um Welle wälzte sich der feldgraue Strom gen Westen. Missionshaus, Hof und Garten war oft ein einziges Heerlager; die Küchenfeuer erloschen nie; Kriegslärm überall. Da war keine Heimstätte mehr für Missionsschüler. Sie gingen also einstweilen in Ferien.

Es war gut so, denn schon knatterte es hinter den Grenzpfählen jenseits des Aachener Waldes. Die ersten Verwundeten trafen ein und das Missionshaus wurde Lazarett, bis nach Waffenstillstand regelrechtes Lazarett. Manch braver deutsche Kamerad aus West und Ost, von Nord und Süd, rechnet vielleicht heute noch jene Tage zu den schönsten, wo er im Vereinslazarett Broich aufatmen konnte vom männermordenden Krieg, den zerfetzten Leib heilen lassen konnte und auch — wer weiß — die kranke, wunde Seele.

Die schönsten Räume waren für die Verwundeten zur Verfügung gestellt; blieben noch einige Klassensäle und bessere Mansarden. Sollten die leer stehen? Da ward der große Wurf gewagt. Missionsschüler sind nicht anspruchsvoll; sie begnügen sich mit dem, was das Vaterland übrig läßt, und so wurde denn mit 30 Unter- und Obertertianern Anfang November 1914 der Unterricht wieder aufgenommen. Und es ging. Die letzten Ecken wurden ausgenützt; man duckte sich und bückte sich, man hob und schob und muckte nicht, und sieh, Ostern 1915 konnten trotz Krieg und Lazarett 76 Schüler untergebracht werden. Es wird für den Missionsfreund eine der herzerfreuendsten Erinnerungen aus den Jahren des Weltkrieges bleiben, daß gerade in dieser Zeit in Deutschland die Missionsliebe und der Missionseifer zur Missionsbegeisterung wurde, wie nie zuvor, daß zumal unter der deutschen Jugend jener hohe Idealismus nicht ausgehungert werden konnte, der begeistert Gut und Blut einsetzt nicht nur für ein irrdisches Reich, sondern auch für das Reich Gottes, das Missionswerk. Dafür zeugen die glänzenden Missionsfeste,

die Entwicklung der Missionsvereine, wie des Franziskus-Xaverius Vereins, besonders aber zeugt dafür die stetig sich steigernde Zahl der Anmeldungen in den Missionshäusern. Zahlen reden ihre eigne Sprache. So zählte Broich

1915/16	76	Schüler	
1916/17	72	„	
1917/18	95	„	obschon die Obertertia wegen Raummangels
1918/19	100	„	nach Knechtsteden verlegt wurde
1919	110	„	

An Berufen fehlt es nicht; mehr als 100 hätten wir, solange das Haus mit Verwundeten belegt war, überhaupt nicht aufnehmen können. Die Hauptsorge war und blieb, für so viele hungrige Studentlein die notwendige Atzung herbeizuschaffen. Unsere Studentlein, wahrlich, die haben erfahren, was es heißt, von der „Karte“ leben. Wie das geht, weiß jede arme Hausmutter, wie fett da die Suppen werden, wie gewaltig die Portionen Fleisch, wie schmackhaft der Teller Gemüse, gestreckt mit Rüben, Brennesseln und Löwenzahn. O ja, es gab manch mageren Tag, besonders im Frühjahr 1917, wo fast jeder zweite Nachmittag schulfrei war zum Sammeln von Wildgemüse. Ein wahrer Segen war es da, daß infolge der Kriegsverhältnisse — die Brüder staken ja in Kaisers Rock — Lazarett- und Hausküche von den Missionsschwestern vom kostbaren Blut besorgt wurde, die es verstanden, durch Manigfaltigkeit in der Zubereitung zu ersetzen, was dem Speisezettel an innerem Gehalt abging. Daß in diesen mageren Jahren keine Klage laut wurde, ist gewiß ein Beweis für den guten Geist der Missionsschüler, es liegt darin aber auch eine lobende Anerkennung für die Küchenleitung. Es sei daher auch an dieser Stelle den treusorgenden Schwestern in besonderer Weise gedankt, und — Zwiebel und Salz, Gott erhalt's!

Ja, die Sorge fürs tägliche Brot drückte und drückt heute noch schwer. Die Missionsalmosen fließen spärlicher; die Missionssonntage müssen unterbleiben; auch der Franziskus-Xaveius-Verein konnte, am Anfang seiner Neuorganisation stehend, bisher keine nennenswerten Unterstützungen übermitteln. Wenn trotzdem die Missionsschule hat gehalten werden können, wenn Zöglinge in solcher Anzahl aufgenommen werden konnten, so gebührt dafür der göttlichen Fürsorge inniger Dank, dann aber auch jenen unserer lieben Wohltäter, die uns gerade in den kritischsten Tagen nicht im Stich gelassen haben. Wir danken es ihnen, lohnen wird es der allmächtige Gott.

Sorgen, aber auch manche Freude brachte die jüngste Vergangenheit. Was wir in gewöhnlichen Zeiten uns nicht geträumt hätten, ist in den Kriegsjahren Wirklichkeit geworden. Durch die Hochherzigkeit mehrerer edler Wohltäter erhielt unser Klosterkirchlein eine neue Orgel, die Sakristei Zuwachs an geschmackvollen Paramenten, das Innere der Kirche ein Maria-Hilf-Altärchen, eine neue Monstranz, Tabernakelausstatung in Tagesfarbe und manchen andern Schmuck. Wenn durch die Zierde des Gotteshauses und die Schönheit des Gottesdienstes den Herzen der Missionsschüler so recht anschaulich eingeprägt wird, daß für den Dienst und die Wohnung des Allerhöchsten das Schönste gerade schön genug ist, so wird doch andererseits dadurch auch die Andacht mächtig gefördert, und so ist es erklärlich, wie für so manche unser Klosterkirchlein ein trautes Plätzchen gottinnigen Verweilens geworden ist. Wenn

auf diese Weise Gott mehr geehrt und geliebt wird, wenn da mehr und frömmer gebetet wird, so mögen auch darin die lieben Wohltäter einen nicht zu unterschätzenden Lohn ihrer Freigebigkeit erblicken.

Der Weltkrieg ist zu Ende. Mit schützender Hand hat uns Gottes Fürsorge durch die blutige Nacht hindurchgeführt, einem neuen Weltenmorgen entgegen. Wird es ein Herrgottstag werden in der Missionsgeschichte? Dunkel wölkt sich der Himmel gerade für die deutschen Missionsgesellschaften. . . . . Werden wir nicht kleingläubig! Wenn Er, der Lenker der Völkergeschicke, der Vater der Zukunft, das hl. Feuer der Missionsbegeisterung so mächtig hat auflodern lassen im Missionsland eines hl. Bonifatius, wenn der Herr des Weltenweinberges seine Berufenen in steigender Zahl in die deutschen Missionshäuser weist, so hat eben — das ist unser fester Glaube — auch die deutsche Mission im Plane der göttlichen Vorsehung ihre Zukunft. Das Wie und Wo überlassen wir ruhig dem ewigen Hirten der Völker.

Mit diesem Vertrauen weihen wir weiter unsere Arbeit und unsere Kraft dem Missionswerk. Möge das deutsche katholische Volk trotz der betübten und armseligen Zeiten den Missionshäusern auch fernerhin sein Gebet und sein Almosen nicht versagen! P. A.



Unsere gefallenen Helden



† Scholastiker Georg Moeßmer

Soeben sind die letzten Klänge des Seelenamtes in den weiten Hallen der Kirche entschwunden. Schweigend verläßt die Klostergemeinde das Gotteshaus. Es war der letzte Tote, hart an den Stufen des Altares stand er, nun ist sein Name „Held". Wir hatten große Hoffnungen auf ihn gesetzt, sie sind alle zu nichte geworden.

Georg Moeßmer, am 12. Februar 1893 zu Rheinau U. E. geboren trat sehr früh in die Missionsschule St. Florenz zu Zabern ein; ein temperamentvoller, bescheidener, launig- froher Charakter. Für welchen unschuldig- neckischen Knabenstreich war er nicht zu haben? Die schönen Erfolge in der Klasse, zeitigten nach seiner Übersiedelung nach Knechtsteden recht eigentlich die volle Frucht. Der Gefallene zählte stets (zumal in Mathematik) zu den besten Schülern. Das schon zu Ende gehende Noviziat wurde jäh unterbrochen von dem Kriegslärm der unweit bei Saarburg tobenden Schlacht. Wehmut im Herzen, nahm die kleine Novizenschar Abschied von der traulich- stillen Kapelle. Wie glücklich war Moeßmer, daß er in Knechtsteden seine Probezeit vollenden und sich durch die ersten Gelübde seinem Heiland hingeben durfte. Nun, da die Gestellung noch auf sich warten ließ, warf er sich mit vorbildlichem Eifer auf die höheren Studien, empfing sogar im März 1916 die hl. Tonsur. Das Vaterland rief ihn kurz darauf zum Waffengang in Not und Tod.

In Düren, dem Ausbildungsort, war der junge Krieger von Kameraden und Vorgesetzten geliebt und geschätzt; er erhielt bei Besichtigungen manche

Belobigung durch den Bataillonskommandeur. All sein Streben trug eben diesen Zug aufs Große und Ganze. Von Jülich, der zweiten Garnison, aus bestand der nimmer rastende Student mit Erfolg die Abiturientenprüfung am Gymnasium zu Neuß. Dann wurde er Sanitäter und als solcher in den Lazaretten Dau-Schule und Kolpinghaus von Köln tätig. Die Feuerprobe wartete seiner in Rußland. Um Dünaburg wogte der Kampf, von dort schrieb er begeisterte Briefe, hellauf lohte der innere Drang der Seele im Herbst 1917 beim erfolgreichen über Riga hinaus getragenen Vorstoß.

Der Winter führte die Truppe gen Westen; die Frühjahrsoffensiven im Vorjahre sahen den Jünger Äskulaps bei Péronne und an der ganzen ausgedehnten Kampffront. Aus der „Hölle von Hangard" kam ein letzter Gruß, dann wurde er seltsam still, der fleißige Schreiber — Zu Pfingsten ereilt uns die Hiobspost — „Vermißt". Der Klassenfreund Lazarus wollte wissen, daß dort „alles niedergemacht worden sei." Wir hofften wider alle Hoffnnng, aber kein Lebenszeichen erreichte uns. Nun zählen wir auch diesen hoffnungsvollen Theologen zu den Gefallenen. Leb' wohl — treuer Weggenosse! Have annima pia! L

Wir schließen hiermit die Liste unserer lieben toten Helden ab, und legen ein nimmerverwelkendes Vergißmeinnicht auf all die Gräber in Ost und West, Süd und Nord. Es sind 57 Gräber, an denen dieser Kranz des treuen Gedenkens niedergelegt wird von unzähligen Händen. In unsern Schmerz mischen sich die Tränen der Angehörigen, denen ein Stück Hoffnung, die Lebensfreude, vielleicht das anspornendste Lebensziel entrissen ward. Die Trostpredigt, groß und tiefdringend, hält der Heiland der Wunden. „Eine größere Liebe hat niemand, als wer sein Leben hingibt für seine Freunde." (Jo. 15. 13.) Aber die Liebe, allseitig und umfassend, ist ja unser Leben, und der Lohn im Himmel ist lauter Entgelt für unser Lieben. Drum „strömen wir über von Freude bei all unserer Trübsal" und werden still, fügen uns, wie Gott es will. Aber auch, weil sie es wollten. Die toten Mitbrüder sind für Freunde in den Tod gegangen, für die deutschen Volksgenossen; aber auch — das spricht aus ihren Frontbriefen — für die Freunde im fernen Heidenland. „Für Christi Reich" stand auf ihrer Fahne. Sie sind Apostel und ihre Grabhügel Apostelgräber, wir buchen diese schweren Verluste in der Missionschronik unter dem blutig-leuchtenden Stichwort „Besiegeltes Heldentum." Nun sollen sie ruhen von Schmerz und Leid, ihre Werke bleiben bestehen. Vielleicht quillt aus diesen Blutopfern der Mission der reichste Gottessegen für die Tage des Friedens. P. B.

Du sagst mir, du seist kein Mann des Gebetes, du wüßtest zwar gut mit den Menschen, aber nicht gut mit Gott zu verkehren. Das tut nichts; quäle dich nicht darüber. Halte dich nur mit dem göttlichen Heiland vereint, ruhe aus an seinem Herzen. Weißt du nicht, was du ihm sagen sollst — so begnüge dich damit, ihn zu hören! Das wird dir mehr nützen, als mit ihm zu reden. Er weiß dir besseres zu sagen, als du ihm sagen könntest.

Ehrw. P. Libermann. Briefe III, 220.



Aus unsern Missionen



Umschau in Mittel-Nigeria

4. Igbariam — Katechistenschule — Fortschritt und Apostelfreuden

Igbariam wurde im Jahre 1912 gegründet und seither haben Kirche, Schule, Magazine und Hühnerhof etwas Leben in diese Grasebene gebracht. Das Gut ist geräumig, der Boden fruchtbar und kann mit der Zeit für uns eine bedeutende Einnahmequelle werden. — Ein anderer Vorteil ist die wundersame Einsamkeit; dennoch ist Onitsha zu Wasser wie zu Lande leicht zu erreichen. All diese Umstände bestimmten den Missionsobern dazu, in Igbariam eine Art Seminar ins Leben zu rufen, eine Schule für zukünftige Lehrer-Katechisten —

Ziel dieses neuen Gotteswerkes ist die Schulung von Hilfskräften, für die Missionare, die der sie belastenden Arbeit seit langem nicht gewachsen waren. Wir wollten diesem wissensdurstigen, fähigen Volke Leute schaffen, die sein unbedingtes Vertrauen besaßen und hinter seinen Erwartungen nicht allzuweit zurückblieben. Ist auch ihr Benehmen nicht in allem untadelig und mustergültig, so sind sie doch von lobenswertem Eifer erfüllt und stellen die andersgläubigen Fachgenossen in Schatten. —

Es muß zugegeben werden, daß die Protestanten uns lange Zeit ein gut Stück Weges vorausgeeilt waren. Der sich mehr und mehr weitende Einfluß ihrer Kandidaten hat uns mächtig angeregt, ihnen auf diesen Erfolg verheißenden Pfaden zu folgen. — Vertrauensleute benötigen wir zumal auf den zahlreichen Nebenposten —

Die Besten unserer christlichen Schüler siedelten als erste in das neue Heim über. Wider Erwarten schnell gewöhnten sich diese sonst sorglosen und leichtlebigen Naturkinder an die neue, anfänglich starr und eisern anmutende Schulordnung. Man tat aber auch alles, um in das einförmige Leben ein gerütteltes Maß von Freuden und Freudenmehrern hineinzubringen. Spiel, Arbeit und die edle Musika lösten sich im Schulplan ab; helle Freude weckt in den Gemütern das Bewußtsein und beglückende Gefühl, „Studenten" zu sein, auf welchen Namen alle nicht wenig stolz sind. „Im Nebenamt" hat das junge lerneifrige Völkchen uns schon Tausende von Jamswurzeln, (Schlingpflanzen mit knolligen Wurzeln) Maniokstäucher und Bataten pflanzen helfen.

Nach Ablauf des ersten Jahres gingen bereits zwölf der Schüler

als »certificated teacher (staatlich geprüfte Lehrer») aus dem Seminar hervor. Sie haben Anspruch auf ein monatliches Gehalt von 40 Mk und eine andere nach dem Maß der Arbeitsleistung abgestufte Entlohnung.

Zu Beginn des neuen Schuljahres liefen so viele Anmeldungen ein, daß wir eine größere Zahl derselben zurückstellen mußten, da es an den notwendigen Räumlichkeiten fehlte. Wäre nicht der alles hemmende Krieg gekommen, so hätten wir längst bauen müssen; doch hoffen wir in Bälde diese so nötige Arbeit in Angriff zn nehmen. Wir tragen uns nämlich schon lange mit dem Gedanken, unter der auserlesenen Schülerschar eigentliche, vollwertige Inspektoren heranzubilden. Dieselben sollen ihre ausgezeichnete Begabung und das Fachwissen in den Dienst besonders der Hauptstationen stellen. Welch eine Erleichterung wird es für den Missionar bedeuten, wenn solch willige und fähige Hilfsapostel ihm zur Seite stehen; die Arbeit schreitet allerorten rüstig vorwärts; lange hatten wir nach der Stunde ausgeschaut, wo Igbariam eine Pflanzstätte für junge eingeborene Lehrer würde; heute ist es dies längst geworden. Nun steht ein anderes, leuchtenderes Ideal vor den Augen der nie rastenden Missionare, das höchste Ideal, das jede Missionsarbeit letzen Endes erstrebt; eingeborene Missionare zu erhalten, die als Vorbilder und Edelblüten ihres Volkes dem Herrn die Wege bereiten in den Seelen der Naturkinder.

Das Dorf Igbariam wurde trotz der Umbildung der Station nicht verlassen. Im Gegenteil; gewaltig groß ist der Zustrom der Gläubigen zu den Gottesdiensten an den Sonntagen — die Studenten nehmen den regsten Anteil an denselben. Mancher Pfarrer aus Europa würde erstaunt sein über die Erhabenheit und Schönheit, die Ceremonien und Gesang verraten. Nicht selten erfreuen die sangesfreudigen Katechistenschüler aller Herzen und Gemüter durch den mustergültigen Vortrag zwei- drei- oder vierstimmiger Messen und Sakramentslieder.

„Die Räume wachsen, es dehnt sich das Haus;" die Missionare von Nigeria sind frohbeglückt über die gegen alle Hemmungen sich sieghaft durchsetzende Apostelfreude über die bisherigen Erfolge. — Die 109 Taufen, 24 Firmungen, 28 Erstkommunionen sind beredte Künder ihrer Opfer und Mühen. Dies Werk lobt den Meister, der es gegründet und den Höchsten, der seinen Himmelssegen dazu gespendet hat.

Nteje — Viel Dornen und wenige Rosen

„Mag auch die Regierung unsere Stadt in Brand stecken, aber unsere Gesetze müssen gewahrt bleiben, so befiehlt es der Geist." Unvergeßlich ist der Tag in den Analen der Station Nteje, an dem

diese mannhafte Worte gesprochen wurden. Es handelte sich um das Vergehen eines unserer Kinder, das wir kurz erzählen wollen. Der ganze Busch stand in hellen Flammen. Erschreckt fliehen Ratten, Schlangen und das andere Getier aus der grasreichen Umgebung. Einer vertreibt all die Tiere, ein anderer lauert auf dieselben bei dem überstürzten Fluchtversuch; da freuen sich die Jungens



Sonntagstrachten, wie sie der Verkehr mit Europäern mit sich bringt.

schon auf den Festschmaus heute Abend. — Aber — o weh — bei dem Sturmangriff auf eine große Ratte wurde ein Kind durch den unglücklichen Hieb eines Messers getötet. Da war guter Rat teuer. Zwar suchte man den unglücklichen Missetäter von der schlimmsten Schuld reinzuwaschen. Es half nichts. Der Arme sollte dem Landesgebrauch gemäß sich erhängen. Indes kam es nicht so weit. Der Pater nahm den Kleinen an der Hand, führte ihn in die Mission und bedrohte jeden mit den schärfsten Strafen der Regierung, der seinem Schützling ein Haar krümmen wollte. Bei dieser Gelegenheit nun stieß der Betroffene den obigen Fluch aus.

Der Leser kann sich hieraus ein Bild machen von der Eigenart dieser eingefleischten, hartnäckigen und nichtswürdigen Heiden. Bei so braven Pfarrkindern kann man sich auf allerlei Wechselfälle gefaßt machen. Alles haben wir schon erlebt. Die Schüler gingen

auf und davon. Die Taufbewerber legten sich auf eigene Faust Ferien zu. Trotzdem ist der größte Teil treu und standhaft geblieben. Allmählich weicht auch die Furcht vor den Zauberern und kehren größere Scharen heim in den Schafstall der Kirche Gottes. Das Herz Jesu, dem unsere Station geweiht ist, wird den Sieg behalten.

Die Vorsehung hatte ihre ganz eigenen Absichten mit uns. Nach der Weisung des Heilandes zogen wir in andere Gegenden und erzielten herrliche Erfolge. Im Jahre 1914 riefen uns sieben Städte zu sich und im Jahre 1916 zählten wir bereits 23 Nebenposten, heute sogar 32. Bald werden wir mit Stolz und Genugtuung die Stadt des göttlichen Herzens uns nennen dürfen.

Nach den aufreibenden Arbeiten in Kirche und Schule bringt nichts dem Missionar größere Erquikung als die Beschäftigung im Gar-



Karawane setzt über einen Fluß - Das Seil dient als Halt gegen die Strömung

ten und der Pflanzung. Auch da hatten wir nicht geruht, Garten und Pflanzungen standen in schönster Pracht, eine Allee von Mangobäumen sollte in einigen Jahren Kühle und Labung bieten in den Tagen der unerträglichen Tropenhitze. Aber das war den Götzendienern und rachsüchtigen Negern ein Dorn im Auge. An einem schönen Morgen waren alle Bäume bis zu ebener Erde fein säuberlich abgehauen. Eine laute Antwort der Fetischdiener und Rache

für den Gehängten. Nun hieß es wieder von vorne beginnen; wir taten es sogleich.

Schwer zu beackern und dornig ist unser Arbeitsfeld, doch Tröstung und Mut bringt uns der Gedanke, daß bald auch die Dornen Rosen tragen.

6. Ozubulu — Volle Garben, reif zur Ernte.

Es geht eine mächtig vorwärtsdrängende Bewegung durch dieses Volk, hin zum Christentum und zur Gesittung. Die Zahl der Stationen mit einheimischen Katecheten beläuft sich auf mehr denn vierzig. In den meisten Schulen ist gut eine Hälfte aller Schüler reif für den Empfang der hl. Taufe, und dieser Ruf nach dem Bad der Wiedergeburt ertönt laut und stürmisch an das Ohr der glücklichen Missionare. Auch wenn wir den halben Tag mit dem Rad die Gegend durcheilen, gelingt es uns nicht, den einzelnen Stationen auch nur einen flüchtigen Besuch zu machen. Deshalb haben wir seit längerer Zeit zwei Hauptstationen errichtet, Uli und Ihiela. Einmal monatlich kommen die Katechisten des Bezirks zusammen um ihre Anweisungen entgegenzunehmen. Der Zudrang zu der dabei stattfindenden hl. Messe ist so groß, daß sie unter freiem Himmel gefeiert werden muß. Entzückt lauschen alle den Melodien der Meßgesänge, von neuem Eifer beseelt ziehen sie nach Hause. —

Ein guter Geist lebt in den Gemeinden. Von allen Seiten verlangt man Katechisten. Die Frohbotschaft des Evangeliums beginnt die Herzen zu erobern. Eine schöne Erntezeit ist angebrochen; St. Michael, unser Schutzpatron, hat uns Segen über Segen gegeben. Wenn Zahlen reden können, so wollen wir das Ergebnis der Arbeit freudig buchen.

605 Taufen, Erstkommunionen 404. 504 Firmungen, Eheschließungen 28.

Rückblick

Als P. Libermann in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts seine Söhne mit seinem Segen in diese Länder sandte, lag noch Volk an Volk in Finsternis und Todesschatten. Die afrikanische Erde war wüst und leer. Und der Geist Gottes schwebte über dem Abgrund der Verwilderung und des Unglaubens. Die Söhne des ehrwürdigen Dieners Gottes, die sich nach dem Hl. Geiste benannten, haben das Reich des Glaubens und der Liebe gegründet und erweitert. Heute zurückschauend auf die Erfolge, die Gott gegeben, steigt ein innig flehendes Gebet auf die Lippen der Gotteskämpen, — Komm Schöpfer Geist, erneuere das Angesicht der Erde — Es sollen dich anbeten alle Völker des Erdkreises."

Fern im Süd — Bilder aus unserer Mission am Amazonenstrom

Nach den amtlichen Berichten zusammengestellt von P. P. Büffel C. S. Sp.

Unsere freundlichen Leser haben in früheren Jahren nach den ermüdenden Wanderungen durch afrikanische Steppe und Urwald immer auch einen lohnenden, durch seine mannigfachen Reize lockenden Abstecher gemacht an den großen Amazonas, wo die Väter vom Hl. Geist unter Opfern und Mühen ein schönes Werk aufgerichtet haben, das nun beginnt, Früchte zu zeitigen und nach neuen Mitarbeitern ruft.

Einer derjenigen, die dort in dem fieberschwangern Gebiet ihre Apostelarbeit freudig getan haben und dann krank und siech heimgekehrt sind, ruht nun aus von den Strapazen im stillen Klosterfriedhof von Knechtsteden, Bruder Donatianus Hofmann. Er hatte in der Heimat Genesung zu finden gehofft, mußte aber in der Mitte seines Lebens und auf der Höhe seines Schaffens die ewige Feierruhe antreten. — Ein anderer unverdrossener Arbeiter im fernen Amerika ist Br. Raphael, der an dem Aufbau der deutschen Provinz als geschickter Baumeister wesentlichen Anteil hat und seit etlichen Jahren wieder im liebgewonnenen Brasilien tätig ist. — So sind es Lebende und Tote auf dem „Gottesacker,“ die unser Interesse für ihren Wirkungskreis in Anspruch nehmen wollen. — Unsere Buchbinderei in Knechtsteden beherbergt einen dritten Missionar vom Amazonas, Br. Cornelius, der noch eben vor Kriegsausbruch in der rheinischen Heimat ankam und seither durch die Kriegsverhältnisse an der Rückreise gehindert war. — — Im folgenden soll ein Rückblick geworfen werden auf die Entwicklung des Missionsgebietes in der Zeitspanne von 1913 — 1918.

1. Saure Wochen, frohe Feste

In Amazonien hat des Dichters Wort wahrbehalten. Wie alle großen Gotteswerke, entwickelte sich diese Mission nur langsam, unter stetigen Hemmnissen und oft unüberwindlich scheinenden Schwierigkeiten. Die Missionare hatten einen erbitterten Feind in dem manchmal geradezu mörderischen Klima, das viele Blutopfer gekostet hat. Die Naturgewalten, heftige Cyklone, haben manchmal alles, rein alles entrissen, so daß wir am Grabe unserer Habe standen. Gott sei Dank sind bei diesen Orkanen noch keinerlei Menschenleben umgekommen — Allmählich strömt aber auch reicher Segen aus all den Opfern, die wir gebracht — Zwei festliche Tage, die ein wirkliches Fest für unsere Gemeinde waren, sollen hier Erwähnung finden.

Im August 1913 hatten wir die schöne Feier der ersten hl.

Messe des hochwürdigen Herrn Alencar, eines Kindes dieser Berge. Von fern und nah kamen die zahlreichen Verwandten des Neupriesters nach Teffe, besonders auch die ehemaligen Mitschüler aus Bocca do Teffe. Bei dem gemütlichen Zusammensein im Familienkreise frischte P. Alencar alte Jugenderinnerungen auf aus dem Kolleg von Teffe, und Lehrer und Schüler überboten sich in Anerkenung der gegenseitigen Verdienste. Das gutmütige Völkchen des Landes fühlte sich nicht wenig geschmeichelt durch die Ehre, die ihm in dem jungen Apostel zuteil geworden. — Der Hochw. Herr P. Präfekt selbst geleitete die Festteilnehmer wieder zurück an Bord des alten, aber immer diensteifrigen Dampfer San Salvador. Die Freude des P. Alencar und der Klostergemeinde von Teffe erreichte ihren Höhepunkt bei der feierlichen Ablegung der ewigen Gelübde durch den treuen Mitbruder, im Herbst 1917.

Ein anderer Erfolg und eine köstliche Freude war uns die Bekehrung eines 26 Jahre alten Juden, den P. Superior unterrichtet hatte. Derselbe war, von Sturm und Unwetter verschlagen, im Paralande bei einem Kaufmann aus seiner Verwandtschaft. Nach kurzer Zeit verlangte er die hl. Taufe. Am 17. Juni 1917 nahm der apostol. Präfekt, im Beisein einer großen Volksmenge, die hl. Handlung vor und spendete dem glücklichen Fremdling die hl. Kommunion und Firmung. Nun trägt er sich mit dem Gedanken, seine umfangreiche Bildung zu erweitern durch das Studium des Lateinischen, und dann Priester zu werden und vornehmlich die Bekehrung der Juden aufzunehmen. Das war den leiderpropten Teffeseelsorgern Freude über Freude nach langen Monaten der Prüfung und langsamen Fortschreitens. — (Forts. folgt).

Ein wahrer Zauberer?

Eine wirkliche Begebenheit erzählt von P. H. Trilles C. S. Sp.

Gibt es denn wirklich wahre Zauberer?

Um offen und frei meine Meinung zu sagen, bemerke ich gleich, daß ich bisher nie an einen wahren Zauberer geglaubt habe; aber jetzt, jetzt? ... Na, der Leser möge selbst darüber urteilen. Ich erzähle nämlich eine Geschichte, die wirklich passiert ist und wovon ich Augen- und Ohrenzeuge gewesen.

Eines Morgens hatte ich Nkoneki Franz.-Kongo verlassen, um eine Missionsreise anzutreten. Wir waren unser sechs. Fünf Katecheten, die mein Reisegepäck, Zelt, Feldbett, Kochgeschirr usw. trugen und dann meine Wenigkeit, die anstandshalber nichts trug. Unser Reiseziel war Okola, ein Dorf, dessen Bewohner noch nie einen weiß-

sen Mann gesehen hatten und dessen Häuptling, ein altehrwürdiger Greis, mich einst gebeten hatte, ihn einmal zu besuchen.

Es war gerade die trockene Jahreszeit. Leichten Schrittes eilten wir durch die Steppe. Als der Häuptling Kunde von meiner nahen Ankunft erhalten hatte, kam er mir entgegen und führte mich feierlich in sein Dorf, wo er mir eine Hütte anwies und mich dann verließ. Ich kramte meine 7 Sachen aus, und wollte mich eben etwas ausruhen, als der alte Herr schon wieder auf der Bildfläche erschien und mir Geschenke überbrachte, die ich natürlich um den doppelten und dreifachen Wert bezahlen mußte. Mein Koch machte sich mittlerweile an die Arbeit. Er schleppte einen Kochtopf herbei, rupfte das Huhn, welches mir der Alte gegeben, reinigte einige Bataten, ließ sich Feuer bringen, und bald qualmte und brodelte es in der Hütte. Wiederum verließ mich der Häuptling, der wahrscheinlich Eile hatte, die erhaltenen Geschenke unbeobachtet einer Prüfung zu unterziehen.

Da ich mich auf meinen schwarzen Koch verlassen konnte, benutzte ich die Zeit bis zum Abendessen, um mich im Dorfe ein wenig umzusehen. Mein erster Gang war zum Rathaus, wenn ich so die Hütte nennen darf, wo sich alltäglich die Gemeindemitglieder versammeln, um die wichtigen Tagesfragen zu erledigen und die Zeit „totzuschlagen". Haus- und Feldarbeit überlassen sie nämlich den Frauen, während die Männer dem süßen Nichtstun nachgehen.

Als ich eintrat, nickten mir die Anwesenden zu, schienen sich aber weiter nicht um mich zu bekümmern, sondern plauderten ruhig weiter. Ich setze mich in eine Ecke und hörte dem Gespräche zu.

„So ist es also sicher, daß er heute Abend kommt?"

„Ja, und er soll den Kopf einer Schildkröte haben." (Die Schildkröte ist beim Stamme der Fang das Merkzeichen der Weisheit.)

„Was du sagst! einer Schildkröte? nein — von zwei, drei Schildkröten!"

„Aber wie geht es mit dem Kranken?"

„Mit dem ist es bald zu Ende, denn er hat keine Kraft mehr, um die Ecke seines Hauses zu gehen." (Gewöhnlicher Ausdruck bei den Fang, um den nahen Tod anzudeuten.)

„Wie ist das möglich, er war doch so stark!

„Na, na, kann nicht eine einzige Kugel einen Elefanten töten?"

Dieses Gespräch interessierte mich, weil es sich um einen Schwerkranken handelte; ich wollte gerade um nähere Erklärungen bitten, als einer aufsprang und rief: „Da kommt er! Da kommt er!" Im Nu hatten sich alle erhoben und verließen die Hütte. Ich folgte ihnen.

Um die Ecke bog ein kleines altes Männchen, dem man von weitem den Zauberer ansehen konnte, und der sicher zu dem Kran-

ken gerufen wurde, von dem soeben die Rede war. Den Kopf des Zauberers bedeckte eine hohe Mütze, die aus einem schwarzen Affenfelle sorgfältig hergestellt war und viel Ähnlichkeit mit der Kopfbedeckung der Grenadiere des „alten Fritz" hatte. Das Gesicht des Zauberers war mit weißen und roten Linien bemalt. Der Blick wild und selbstbewußt. Um den Hals trug er viele Kettchen, in denen Amuletten in Gestalt von Antilopenhörnern, Leopardenkrallen, Löwenzähnen usw. herabhingen. Eine Schnur aus lauter Menschenzähnen gebildet, fiel mir besonders auf. Der Zauberer sang eine ganz eigenartige Melodie, die kein Notenkünstler niederzuschreiben vermag. Dabei sprang er bald schneller, bald langsamer, schwang in der linken Hand eine Peitsche und schlug mit der rechten auf einen kleinen Tamtam, der ganz rot gefärbt war und an seiner Seite hing. Die dumpfen, abgebrochenen Tamtamklänge harmonierten mit seinem Gesange, seinem Tanze, seinem ganzen Wesen.

Als der Zauberer an mir vorbei kam, warf er mir einen verächtlichen Blick zu und ging dann in eine Hütte, wo wahrscheinlich der Kranke wohnte. Ich wollte dem Zauberer nachgehen, aber die Leute hielten mich zurück. Unter den gegenwärtigen Umständen hätte ich auch nichts erreicht. Darum zog ich es vor, auf meiner Hut zu sein und abzuwarten.

Der Leser glaubt vielleicht jetzt, den Ausgang der Erzählung schon erraten zu können und stellt sich bereits vor, wie auf einen Wink des Zauberers der Kranke frisch und gesund aus der Hütte springen wird.

So leichtes Spiel hatte der Zauberer nun doch nicht. Stundenlang tanzte er um die Hütte des Kranken, fuchtelte wie rasend mit seiner Peitsche umher, lief zeitweise in die Hütte und sang Beschwörungsformeln. Ich beobachtete ihn nur kurze Zeit und ging dann in meine Behausung. Tiefe Dunkelheit umhüllte das Dorf, immer noch hörte man die Tamtamschläge, und immer rauher wurde die Stimme des Alten. — Als der Morgen zu grauen anfing und ich aufwachte, war der Lärm verhallt, und der Kranke — gestorben! — — — — — — — — — — — — — —

Also war der Zauberer doch nur ein Betrüger! Hat man ihn denn nicht fortgejagt?

Keineswegs. Der Zauberer hatte die Erklärung abgegeben, daß hier kein natürlicher Tod vorliege, sondern daß ein gewisser Mann — und er nannte den Namen des armen Schluckers, der später sein Leben deßhalb lassen mußte — daß der die Seele des Schwerkranken „gegessen" habe. Hätte man ihn eher gerufen, so wäre vielleicht noch eine Rettung möglich gewesen usw. So wissen diese Gauner sich stets zu helfen.



Afrikanischer Zauberer

Ich hatte gerade mein Morgengebet beendet und dachte an die armen Schwarzen, die immer noch im Banne des Unglaubens dahinkriechen, und über die der Teufel eine so große Macht besitzt, als plötzlich meine Katecheten in die Hütte traten und mir zuriefen:

„Pater, komm schnell mit uns!"

„Was gibts denn?

„Der Zauberer sagt die Zukunft voraus."

Das versprach ja interessant zu werden, ich folgte den Katecheten.

Mitten im Dorfe saß mein Zaubermann. Die eigenartige Kleidung von gestern hatte er abgelegt. Vor ihm stand ein großer irdener Topf, mit Wasser angefüllt, in dem einige Blätter und sonstige Bestandteile schwammen. Dann wurde die Zaubermischung gekocht; neugierig hatte sich eine dichte Menschenmenge herangedrängt, um gegen ein Entgelt die Zukunft zu erfahren. Die Gaben wurden in einen Korb gelegt, der neben dem Zauberer stand. Entsprachen sie nicht den Anforderungen, die der Neugierige stellte, mußte er nach Hause gehen und neue Gaben holen, was oft genug vorkam. Jedenfalls machte der Zauberer gute Geschäfte.

Jedesmal, wenn der Zauberer sich anschickte, eine Frage zu beantworten, gerieten die Schwarzen in fieberhafte Unruhe. Fiel die Antwort günstig aus, so war der Fragesteller außer sich vor Freude, verkündete aber der Alte mit zitternder Baßstimme Unheil und Verderben, so fuhr ein jäher Schrecken in die Glieder des Betroffenen, der eiligst den Platz verließ.

Unterdessen hatte ich mich vorgedrängt und kam in die nächste Nähe des Zauberers, der mich erblickte und frug:

„Will der weiße Mann mich nicht auch um die Zukunft befragen?

Die Gelegenheit war zu günstig, ich beschloß den alten Schwefelpeter auf die Probe zu stellen.

„Mein Freund!" begann ich, „die Zukunft will ich nicht von dir wissen. Die liegt in Gottes Hand. Er mag über mich verfügen wie er will, denn ich stehe in seinem Dienste. Es wäre mir indes angenehm, zu erfahren, ob du auch die Vergangenheit kennst, denn wer in die Zukunft blicken kann, muß auch einen Rückblick auf die Vergangenheit werfen können."

„Mir ist kein Ding verborgen."

„Willst du also in meine Vergangenheit sehen?"

„Wenn du es wünschst, ja."

„Gut! Ich bin jetzt Missionar, was war ich vorher?"

Immer dichter umstanden uns die Schwarzen. Sie verschlangen uns gleichsam mit ihren Blicken, so sehr hatte sich die Neugierde aller Gemüter bemächtigt. Der Zauberer wollte mir jedoch seine Kunst nicht umsonst vorführen, er hielt mir deshalb den Korb hin,

in den ich ein Geschenk warf, das er mit schmunzelnder Miene betrachtete. Das besagte mir, daß ich ihn zufriedengestellt. Dann schaute er nach dem Feuer, bückte sich, blies dreimal aus verschiedener Stellung in dasselbe und rief unter trauerklödigem Gesange seinen Geist an. Obschon ich genau Acht gab, konnte ich doch nur wenige Worte verstehen, wie: „Komm, o Geist, der du mir beistehst, der du meinen Befehlen gehorchst, komm! . . .“ In der Hand hielt er einen kleinen Spiegel, den er über das siedende Wasser hin- und herbewegte und dann hinein schaute . . .

„Du trugst,“ antwortete er mir, „vorher Waffen und hattest eine andere Kleidung.“

Das stimmte; ich war Soldat gewesen.

„Wie viel Jahre trug ich denn Waffen?“

„1 Jahr.“ Das stimmte auch.

„Was tat ich vorher?“

Wiederum fuhr der Zauberer mit dem Spiegel über die Dämpfe, wischte den Hauch ab, sah hinein und gab mir zur Antwort:

„Du hast in Büchern gelesen und hast geschrieben. Auch sehe ich viele andere Kinder, welche wie, du lesen und schreiben.“ — Ich dachte an meine Missionskinder.

„Siehst du denn auch das Haus, das ich bewohne?“

„Ja, ich sehe es, es ist sehr groß.“

„Siehst du denn auch mein Bett?“

„Ja, es steht an jenem Orte.“ Er bestimmte den Platz ganz genau.

„Wie viele Brüder und Schwestern habe ich denn?“

„Du hast keine Brüder, aber zwei Schwestern.“

Die Antworten waren richtig.

„Was tut jetzt meine Mutter?“ — „Sie weint.“

„Was tut jetzt mein Vater?“

„Dein Vater liegt in einer großen langen Kiste unter der Erde. Er ist gestorben.“

„Diesmal habe ich dich erwischt, mein Freund,“ fuhr ich den Zauberer an, „denn es sind keine vierzehn Tage her, daß mir mein Vater geschrieben hat.“

„Mag sein, aber er ist jetzt tot.“

Weiter frug ich nicht, denn der Gedanke an die Möglichkeit, daß mein Vater gestorben sein könnte, hatte mich in traurige Stimmung versetzt.

Acht Tage später war ich wieder in der Mission und als die nächste Post aus Europa ankam, brachte sie mir die Trauernachricht von dem Tode meines Vaters. Er war in der Tat an dem vom Zauberer bezeichneten Tage gestorben.



Aus Kirche und Welt



Tragischer Tod eines Ostafrika-Missionars

Die Grippe, der in der Heimat soviele zum Opfer gefallen sind, hat auch in den Reihen der Missionsarmee empfindliche Lücken gerissen. Im Osten und Westen des schwarzen Erdteils starb manch wackerer Arbeiter an den Folgen dieser epedemieartig auftretenden Krankheit. Geradezu tragisch zu nennen ist der Tod des unsern Lesern wohlbekannten P. Alfons Balthasar C.S.Sp., des Gründers der blühenden Paremission am Kilima-Ndscharo. Am 30 November holte ihn der Herr über Leben und Tod heim ins himmlische Vaterhaus, den liebenswürdigen Mitbruder, den ausgezeichneten Missionar und bewundernswerten Arbeiter. Nur fünf Tage hatte ihn die Krankheit ans Bett gefesselt. Nach qualvollen Stunden eines unblutigen Martyriums — zu der Krankheit hatte sich noch ein hartnäckiges Asthmaleiden gesellt — war eine kleine Besserung eingetreten. Am Tage vor seinem Tode hatte der väterlich besorgte Missionar den schwarzen Kindern ihre Arbeit angewiesen, dann schien ein Rückfall wieder alle Hoffnung zu nichte zu machen. — Am darauffolgenden Tage kamen die treuen Wapare wieder zu seiner Wohnung, um ihre Arbeitsaufträge engegenzunehmen. Stürmisch pochten sie an die Zimmertüre; der gute Vater ließ sie nicht herein; man hörte nur unverständliche Worte flüstern; dann tiefes Schweigen — Todesstille. — Unruhig, beklommenen Herzens stiegen die Neger ans Fenster; die Augen der Geängstigten suchten ihren Vater. — Aber welch ein Bild bot sich ihnen dar! P. Balthasar saß in seinem Lehnstuhl; das Kruzifix hielt seine Hand umklammert; das Gesicht dem Herz-Jesu Bild an der Wand zugewendet — — Tot — —

Wer beschreibt den Schmerz der guten Wapare, als sie dieses Bildes ansichtig wurden. Sie erbrachen die Türe, drangen ins Zimmer, und legten den Leichnam auf das Bett, und bekleideten den heimgegangenen Gottesmann mit Chorhemd und Stola. Alle Sorge um den Toten lastete auf den Negern, denn Br. Polykarp lag ebenfalls zum Tode krank darnieder. Die trauernden Kinder zimmerten ihrem Vater einen Sarg und trugen ihn am folgenden Tage zu Grabe. Diese traurigen Umstände erfuhr P. Metzler in der achtzehn Stunden entfernten Nachbarstation. Er brach sogleich auf und nach einem Marsch von früh 3 Uhr bis Abend 8 Uhr kam er in der Mission an. Dort hielt er die hl. Messe und segnete die Grabstätte ein — Br. Polykarp starb zehn Tage nach P. Balthasar an der Eisenbahnstation Lembeni, als man ihn zur Erholung nach Gare bringen wollte. —

„Kostbar in den Augen des Herrn ist der Tod seiner Heiligen" und „ihre Werke folgen ihnen nach." (Nach einem Briefe von P. Albrecht C.S.Sp.)

Aufruf des Franziskus-Xaverius-Vereins zu Gunsten der Bonifatius-Jubiläumskirche in Fankfurt a. M.

Dankbarkeit ist eine schöne Tugend; sie läßt im Geber den Wunsch rege werden, weiteres Gute zu tun — Die deutschen Missionskreise haben eine

große Dankesschuld abzutragen an all die freudigen und freundlichen Helfer des Missionswerkes, die trotz Krieg und Not an die Missionen dachten und ihnen ihre Unterstützung liehen. — Nun rüsten wir dankbare Missionäre uns zur Aufrichtung eines steinernen Wahrzeichens des Dankes der Mission an die Heimat — der Xaveriu -Verein hat die Werbearbeit angeregt und einen warmen Appell an die Missionsvereine und Zeitschriften gerichtet, die zur Sammlung von Geldern für die Bonifatius-Jubiläumskirche in Frankfurt a. M. auffordert. Am 15. Mai waren 1200 Jahre vollendet, seitdem der angelsächsische Mönch die deutschen Gaue betrat und unter seinem Segen und als Frucht seiner Mühen die christlichen Gemeinden, Schulen und Klöster emporblühten. — Als Jubelgabe bringt die Armee der Missionskämpen die eifrige Mitarbeit am Entstehen der so notwendigen Großstadtkirche dar und will gerne die Herzen der Gläubigen entflammen helfen zur Beisteuer für dieses Denkmal katholischer Liebestätigkeit.

Auch unsere Zeitschrift ist gern bereit, Gaben mit der Bestimmung: „Deutsche Jubiläums-Missionsspende" entgegenzunehmen, und dem hochwürdigsten bischöflichen Generalvikariat zu Limburg a.d. Lahn zu übeweisen.

Kriegsopfer der Mission

In den „Katholischen Missionen" April 1919 bespricht der bekannte Indienmissionar Alfons Väth S. J. „Die Missionsweltlage nach dem Weltkrieg." — Betrübend sind die Angaben die der Verfasser macht über die Anzahl der den deutschen Missionen durch kriegerische Maßnahmen entzogenen Missionskräfte. Sie beläuft sich anf 318 Priester, 296 Kleriker und Brüder und 320 Schwestern. Die deutschen Missionare haben den Kelch der Prüfung getrunken. Die einzige, tröstende Hoffnung ist die, daß aus dem Kreuze und der Leidensnacht letzten Endes Heil und Segen erfließt. — Das Buch vom Heldentum dieser erpropten Dulder ist ein Ehren- und Ruhmesblatt im Buch des Lebens.



Für Mußestunden



Geschichte eines Europäers, der Neger wurde

Eine wahre Begebenheit

Wie sollen wir den Helden unserer Erzählung nennen? . . . Meinetwegen: Herr Dingskirchen, genannt Ritter ohne Furcht. Hiermit mache ich nur einen Vorschlag, denn den wahren Namen darf ich nicht nennen, weil ich mein Wort gegeben habe. Damit sich aber der Leser nicht unnötigerweise den Kopf zerbreche, um hinter den Schleier des Geheimnisses zu kommen, möchte ich bemerken, daß unser Held nicht in Deutschland beheimatet ist.

Unser angeblicher Dingskirchen, genannt Ritter ohne Furcht, rühmte sich, Mitglied der geheimen Sekte zu sein und war nach Gabun, an der Westküste Afrikas, gefahren, um von dort aus den Kulturkämpfern in der Heimat wichtige Aktenstücke zur Bekämpfung des sich immer weiter ausdehnenden Einflusses der Missionare zu verschaffen. Er war ferner Berichterstatter der

größeren Zeitschrift „Die Emanzipation“ und hoffte durch interessante und zeitgemäße Artikel, die dazu noch den Stempel eines Augen- und Ohrenzeugen tragen würden, sich eine gute Zukunft zu sichern und — Gott weiß noch welch fette Pöstchen in der lieben Heimat zu ergattern.

Herr Dingskirchen hielt sich nicht lange an der Küste auf, denn alle Küsten Afrikas gleichen sich mehr oder weniger; aber weiter im Innern des dunklen Erdteils hoffte er, die Missionare Lügen strafen zu können und reichlich Material gegen sie zu sammeln.

In einer Missionszeitschrift hatte er gelesen, daß der Stamm der Pahuin den Missionen viel zu schaffen mache und große Vorliebe für Menschenfleisch hege. Geflunker ists, hatte er gesagt, Lüge und Prahlhanserei, maßloses Geprotze der Missionare, die dem gutmütigen Volk solche Räubergeschichten aufbinden, einfach, um die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken und dem leichtgläubigen Publikum Geld zu entlocken!

Da er gerade in Gabun war und Gelegenheit hatte, den Pahuin-Stamm aufzusuchen, war es selbstverständlich, daß er Träger anwarb und dem Führer der Karawane die Weisung gab, ihn auf dem kürzesten Wege nach der katholischen Mission bei den Pahuin zu führen.

Herr Dingskirchen, genannt Ritter ohne Furcht, erreichte ohne besonderen Unfall die Mission der Väter vom Hl. Geist, bei denen er liebevolle Aufnahme fand.

Auf seinen Wunsch hin, die Pahuin näher kennen zu lernen, um deren Sitten und Gebräuche niederzuschreiben, gaben ihm die Missionare einen Dolmetscher mit auf den Weg. Mutig stieg Herr Dingskirchen in ein Negerboot und fuhr direkt auf die vermeintlichen Räuber und Menschenfresser los.

Zwei, drei Tage vergingen, ohne daß sein Leben bedroht wurde. Er hatte schon in sein Tagebuch eingetragen: Missionare in Gabun sind Großtuer, Prahler, Ruhmrassler — als ihm am vierten Tage ein Gerücht hinterbracht wurde, das ihn erblassen machte. Der Häuptling eines pahuinischen Dorfes wäre plötzlich gestorben, und die Zauberer des Landes beschuldigten den weißen Mann, der ihre Gewässer befahren, als den Urheber seines Todes, weil er im Vorüberfahren mit seinem Schirme gewinkt habe.

„Was ist da zu machen?“ frug der erschrockene Herr Dingskirchen, genannt Ritter ohne Furcht.

„Ich wüßte augenblicklich keinen Rat“ erklärte der Dolmetscher. „So viel ich die Leute kenne, wird man dir bei deiner Rückkehr auflauern und du mußt dann nach den Gesetzen des Landes für den Tod des Häuptlings büßen. Es kann sein, daß sie dich umbringen und daß sie mir sogar das schöne Tuch wegnehmen, das du mir gegeben hast.... Aber warum hast du eigentlich die Pahuin aufgesucht, wenn du nicht Missionar bist?“ — — Darauf gab er keine Antwort, sondern fragte:

„Wie wäre es, wenn wir acht Tage warteten? Dann wird sich der Sturm der Entrüstung etwas gelegt haben.“

„Acht Tage warten? . . . Wir haben ja nicht einmal für zwei Tage Lebensmittel an Bord! . . . Aber sag, warum kamst du denn überhaupt zu den Pahuin?

„Sollen wir das Boot nicht verlassen und den Landweg einschlagen?“

„Das ist unmöglich, denn hier zu Lande gibt es keine Wege — nichts als Sümpfe, Leoparden, Krokodile, Schlangen, . . . schauerliche Ausdunstungen. . . . Aber sag, warum hast du eigentlich die Pahuin aufgesucht?"

„Gut! Wir könnten uns aber während der Nacht an diesem Dorfe vorbeischleichen."

„In der Nacht? Mit einem solchen Vollmond, wie wir ihn jetzt haben, kann von Nacht keine Rede sein; und dann mußt du bedenken, daß die Pahuin Wachposten stellen. Uebrigens begreife ich garnicht, warum du hierher gekommen bist, ohne Missionar zu sein!

Dem Herrn Dingskirchen, genannt Ritter ohne Furcht, flimmerte es vor den Augen. Er war einer Ohnmacht nahe. Tausend Gedanken stürmten durch sein Gehirn: „Wie komme ich aus der Falle? Was soll ich anfangen? Bleibe ich hier, muß ich morgen sterben; kehre ich zurück, werde ich unterwegs ermordet. Gibt es denn gar keinen Ausweg? Ich bin doch wahrhaftig nicht zu den Pahuin gekommen, um als Martyrer zu sterben, wie jene überspannten Köpfe in der Mission . . . ! Verwünscht und verteufelt! Und schließlich, liegt die ganze Schuld woran anders, als an diesen Missionaren? Warum haben sie die schwarze Bande nicht schon längst bekehrt! Ist doch wirklich eine Gemeinheit sondergleichen, das menschliche Leben nicht höher einzuschätzen und ein hervorragendes Mitglied der Presse so niederträchtig zu behandeln!"

Solche und ähnliche Erwägungen, die ich nicht alle wiedergeben kann, stellte er an, als sein Blick zufällig auf den Teertopf fiel, den man vorsichtigerweise mitgenommen hatte, um etwaige Beschädigungen am Boot leichter ausbessern zu können. Und blitzschnell fuhr ihm der Gedanke durch den Kopf: „Du mußt ein Neger werden!" — — — — —

Ohne seinen Rettungsplan dem Dolmetscher mitzuteilen, ließ er sich den Teertopf holen, nahm Kleidungsstücke, wie sie die Schwarzen tragen, mit sich, und verschwand mit Topf und Stoff hinter dem Gebüsch.

Die Mannschaft wartete lange, sehr lange auf ihn. Die Leute teilten sich schon ihre Befürchtungen mit, getrauten sich aber nicht, nach dem gestrengen Herrn nachzuschauen, als plötzlich ein großer Neger aus dem Gebüsch hervorkam; es war — Herr Dingskirchen, genannt Ritter ohne Furcht.

Zuerst überfiel Alle ein gewaltiger Schrecken, denn sie glaubten einen Geist vor sich zu haben. Als sie aber Herrn Dingskirchen erkannten, brachen sie in ein so lautes Lachen aus, daß Papageien, die auf den Bäumen saßen, kreischend aufflogen.

Mit Mühe und Not stellte Herr Dingskirchen die Ruhe wieder her und sagte dann zum Dolmetscher:

„Frage einmal meine Leute, ob ich noch ein Weißer bin."

„Nein, nein!" war die Antwort.

„Gut, dann können wir die Rückreise antreten."

Jeder nahm wieder seinen Platz im Boot ein, und stromabwärts ging die Reise. Immer höher stieg die Tropensonne am Horizont empor, und immer ungemütlicher wurde es dem Herrn Dingskirchen in seinem ungeschützten Kahn. Er ließ sein Schultertuch etwas sinken; da kamen weiße Stellen zum Vorschein. In der Eile und Verwirrung hatte er sich nämlich Gesicht, Haar, Arme, Füße und Beine schwarz gefärbt, dabei aber den Rücken zu färben vergessen, weil er ihn nicht gesehen hatte.

„Was willst du mit einer solchen Haut anfangen?" rief erschreckt der Dolmetscher. „Kein Mensch wird uns mehr aufnehmen wollen! Es ist wohl erlaubt, schwarz zu sein; es ist auch gestattet weiß zu sein, das kann niemand bezweifeln, aber schwarz und weiß zu gleicher Zeit . . . so etwas ist noch nie dagewesen!"

Die Bemerkung des Dolmetschers war sehr richtig, und das sah Herr Dingskirchen auch ein, aber daran war nichts zu ändern, denn er hatte den ganzen Teer verbraucht. Es blieb ihm nur übrig, sich gut in seinen Stoff einzuhüllen, um nichts vom Weißen zu zeigen, und das tat er auch.

Bei Anbruch der Nacht kamen sie in die Nähe des gefürchteten Dorfes. Wer nicht ganz scharf zusah, konnte Herrn Tingskirchen beim matten Schein der Sterne nicht erkennen, denn der Mond stand noch tief am Horizont und sandte nur hie und da sein mildes Licht durch die Wipfel der Bäume.

Plötzlich erscholl der Ruf: „Das Boot des Weißen." Leute liefen ans Ufer; das Boot mußte anlegen und der neue Häuptling frug den Dolmetscher:

„Wo ist der Weiße?"

„Was für ein Weißer?"

„Wo habt ihr ihn denn gelassen? Es war doch ein weißer Mann bei euch, als ihr den Fluß hinauffuhrt!

„Was geht uns der Weiße an? Wir reisten mit ihm, weil er uns gut bezahlte."

Der Häuptling ließ sich aber auf kein weiteres Gespräch ein, sondern untersuchte das Boot. Der falsche Neger lag ganz still auf dem Boden und rührte sich nicht. „Wenn sie mir nur nicht auf den Rücken sehen," dachte er bei sich und zitterte vor Angst, während er sein Tuch fester um sich schlang.

Dieses Gebahren entging dem Scharfblicke der Pahuin nicht. „Das ist wohl ein Sklave, den ihr weiter oben am Flusse gekauft habt?"

„Ja."

„Verkaufst du ihn?"

„Nein, jetzt noch nicht."

„Dann nehmen wir ihn mit Gewalt, denn du hast eine Strafe verdient, weil du den Weißen hier vorbei fuhrest, der unseren alten Häuptling durch seine Zaubereien getötet hat."

Die Lage verschärfte sich, obschon der Dolmetscher sein möglichstes tat, um den Europäer zu retten. Da man sich nicht einigen konnte, stiegen alle ans Land, wo die Verhandlungen fortgesetzt wurden.

„Mein Gott!" sagte der falsche Neger, „wenn sie mir nur nicht auf den Rücken sehen."

Die Menge wurde immer größer und der Lärm immer lauter. Herr Dingskirchen, genannt Ritter ohne Furcht, merkte bald, um was es sich handelte: „Die Leute wollen einen Sklaven haben, d. h. mich selbst, den sie zum Andenken an den verstorbenen Häuptling verspeisen wollen." Dicke Schweißtropfen perlten auf seiner Stirn; sein Herz schlug heftig, wie wenn der Schmied mit dem Hammer auf den Amboß schlägt. Und es dämmerte allmählich in seinem Hirn. „Die Spitzbuben von Missionaren haben doch Recht, wenn sie schreiben, daß man sich vor den Zähnen der Pahuin in acht nehmen müsse. Aber was nutzt mir das jetzt? Ich sitze leider in der Falle und nicht die

Missionare ... Vielleicht geht noch alles gut, wenn mir die Pahuin nur nicht auf den Rücken sehen!"

Die Angst gab ihm neue Kraft. Er zog seinen Stoff fester an und ... und ... zerriß ihn, so daß ihm zwei Teile in den Händen blieben.

„Barmherzigkeit!" rief der unglückliche Dingskirchen und warf sich auf die Kniee. „Mein Gott, verzeih mir meine Sünden! Ich will dich nicht mehr beleidigen! Mein Leben will ich ändern und Buße tun! Wenn du mir hilfst und mich aus der Gefahr errettest, will ich barfuß den Hügel zur Mission hinaufgehen!"

Als die Neger den Rücken des angeblichen Negers sahen, riefen sie erschreckt aus: „Das ist ja ein Aussätziger! ein Aussätziger!" und sie flohen nach allen Richtungen.

Herr Dingskirchen, genannt Ritter ohne Furcht, war der Gefahr entronnen. Sein Rücken hatte ihn gerettet.

Wer am andern Tage den Bananenfeldern der Mission einen Besuch abgestattet hätte, dem wäre ein schönes Schauspiel zuteil geworden. Unser Held stand da und wischte sich mit aller Kraft die schwarze Farbe weg. Ein Missionar war ihm dabei behülflich, der aber von Zeit zu Zeit ein leises Kichern nicht unterdrücken konnte. Es kostete viel Arbeit und es ward viel Oel verbraucht, bis das letzte Teerplätzchen verschwunden war, was übrigens ganz begreiflich ist, denn es handelte sich darum, aus einem Neger einen Europäer zu machen — eine gewaltige Aufgabe!

Herr Dingskirchen wurde weiß an Hautfarbe, und, was tausendmal wichtiger ist, weiß auch an der Seele, denn er legte eine gute Generalbeichte ab. D.



Bücher und Blätter



P. Joh. Jos. Laux C.S.Sp. **Der hl. Kolumban, Sein Leben und seine Schriften.** Mit 7 Bildern. Herder Freiburg, 1919. Mk 7.80

Ein überaus ansprechendes Lebensbild eines der großen Missionäre des ausgehenden sechsten und anhebenden 7. Jahrhunderts aus der Feder eines Fachmannes, der vor etlichen Jahren bei Gelegenheit der dreizehnten Jahrhundertfeier mit einem prächtigen Lebensbild in englischer Sprache hervorgetreten ist. Auf Grund eingehenden Quellenstudiums und unter Benützung der gesamten erreichbaren Literatur entrollt der Verfasser ein Zeitgemälde von gewinnendem Reiz und ein Charakterbild des Heiligen, das Licht und Schatten gerecht verteilt. Mit liebender Sorgfalt sind die hervorstechendsten Eigenschaften des „Helden" herausgearbeitet. Die klare, durchsichtige Darstellung vermittelt ein fesselndes Bild des Bekehrungswerkes unseres Heiligen im Frankenreich (2. Teil.) in deutschen Landen (3. Teil.) und im Langobardenreich (4. Teil). In der Lösung strittiger Fragen bekundet P. Laux eine, durch begründete Beweise gestützte Selbständigkeit und feines Gefühl für die Deutung ungeklärter Einzelfragen. Möge das Buch die gebührende Beachtuug finden besonders von seiten der Missionswissenschaftler. Es ist geeignet, die allenthalben auflohenden Feuer der Missionsbegeisterung zu nähren und zu entfachen. Der Verfasser scheint berufen, bald wieder mit neuen Beiträgen zur mittelalterlichen Missionsgeschichte uns zu erfreuen. P. B.

Kinder-Missionskalender 1919, XI. Jahrgang. Herausgegeben von der St Petrus Claver-Sodalität. 32 S. 8. Portofrei Mk —.50. St Petrus-Claver-Sodalität, Cöln, Maria Ablaßplatz 10 a

Menschensorge für Gottes Reich. Gedanken über die Heidenmission. Von Norbert Weber O.S.B., Erzabt von St Ottilien. 2. u. 3. Aufl. Buchschmuck von G. Kölnsperger. 8. (VIII und 310 S.) Freiburg 1918, Herdersche Verlagshandlung. Mk 4.40; kart. Mk 5.60

Das Erwachen des Missionsgedankens im Protestantismus der Niederlande. Von Dr P. Maurus Galm, O.S.B., Lektor der Theologie in der Erzabtei St Ottilien. Missionsverlag St Ottilien, Oberbayern, 1915. 84 S. 8. Mk 1.50

Die Mission im Festsaale. Grundsätzliche Darstellungen mit einer reichhaltigen Sammlung von Gedichten, Liedern, Schauspielen und Programmen für außerkirchliche Missionsfeiern von Bernard Arens S. J. (Gehört zur Sammlung „Missions-Bibliothek".) gr. 8. (VIII u. 216 S.) Freiburg 1917, Herdersche Verlagshandlung. Mk 4.50; in Pappband Mk 5.50

Friedensfreudenquellen von Otto Hartmann, (Otto v. Tegernsee). 3. verb. Aufl. 7.—10. Tausd. Verlagsanstalt vorm G. J. Manz, Regensburg. Brosch. Mk 6.—, in Pappbd. Mk 8.—

Eines der Bücher, die berufen sind, am grossen Werk des Neubaues der Verhältnisse Führerarbeit zu leisten. — Friedens- und Freudenquelle ist das Buch selbst; denn es weist den Weg zu den Bornen dieser Geistesfrucht: Familie, Heimat, Natur, Volkstum, Versöhnung und Gesittung. Möge dem Buch frohe, erfolgreiche Fahrt ins Land beschieden sein. Es klagt an, mahnt, rüttelt auf, erquickt, schlägt den willigen Leser mächtig in seinen Bann. P. B.

Dichters Werden. Bekenntnisse unserer Schriftsteller. Herausgegeben v. Maria Köchling. 8. (VIII u. 308 S.; 28 Bilder.) Freiburg 1919, Herdersche Verlagshandlung. Mk 6.50; geb. Mk 8.—

Die Ehrengarde unserer besten kath. Schriftsteller marschiert in dem Buche auf. Sie wirbt um unser Verständnis und wirkt Wunder in der Seele schon durch die Offenlegung ihres Werdens. Ein Buch vom lachenden Lenz unseres Schrifttums. Es macht uns stolz und zukunftsfroh. Wann kommt die Reihe der H. Mazzetti, Dörfler, Federer usw. Wir wollen sie nicht allzulange mehr missen. P. B.

Im hohen Norden. Reiseskizzen aus Schottland, Island, Skandinavien u. St Petersburg. Von Alexander Baumgartner S. J. Herausgegeben von Josef Kreitmaier S. J. (Aus aller Welt. Eine neue Bücherei der Länder- und Völkerkunde). Mit 10 Bildern. 8. (VIII u. 240 S.) Freiburg 1919, Herdersche Verlagshandlung. Mk 4.50; geb. Mk 6.—

Kein besseres Andenken an P. Baumgartner gibt es für weite Kreise, als dies Wander- und Wunderbuch eines geistvollen Reiseschilderers. Wir sind ja an Reisebüchern von Wert und Eigenart nicht allzu reich. Die Schweizer Baumberger und Baumgartner ringen um die Palme. P. B.

Dämmerstunden. Erzählungen v. Peter Dörfler. Buchschmuck von Rolf Winkler. 1.—5. Tausend. 8. (VI u. 202 S.) Freiburg 1916, Herdersche Verlagshandlung. Mk 2.60; in Pappband Mk 3.40

Stunden der Stille. Sonntagsgedanken. Von Dr Alfons Heilmann. 1.—4. Tausend. 8. (VIII u. 238 S.) Freiburg 1919, Herdersche Verlagshandlung. Mk 4.60; kart. Mk 5.80

„Jungmädchenjahre." Erinnerungen von Paula Kravogl. Mit drei Einschaltbildern, 270 S. Mk 3.20 Verlagsanstalt Tyrolia Innsbruck.

Das Kleid — In großer Zeit. Von Franz X. Kerer. 8. (VI und 104 S.) Regensburg 1915, Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz. Broschiert Mk 1.20

Der Himmel auf Erden. Von Pfarrer J. Haw. 2. u. 3. Auflage. Morgen-Verlag, Leutesdorf (Rhein). Mk —.40

Abriß der Geschichte der deutschen Literatur. Zum Gebrauche an höheren Unterrichtsanstalten und zur Selbstbelehrung hergestellt von E. M. Hamann. Siebte, gründlich neubearbeitete Auflage (27.—30. Tausend). gr. 8° (VIII u. 328 S.) Freiburg 1918, Herdersche Verlagshandl. Mk 4.—; geb. in Halbleinw. Mk 4.80

Domenico Ghirlandajo. (Die Kunst dem Volke, Nr. 19.) Herausgegeben von der Allgemeinen Vereinigung für christliche Kunst. Mit Text von Dr Walther Bombe und 53 zum Teil ganz- und halbseitigen Abbildungen auf Kunstdruckpapier. Preis des Heftes Mk —.80, im Abonnement jährlich 4 Hefte Mk 3.—; für Vereine und Ortsgruppen bei gemeinsamem, direktem Bezug von etwa 20 Exemplaren je Mk —.50 nur von der Allgemeinen Vereinigung für christl. Kunst, München, Karlstr. 33.

Die Bergstadt Monatsblätter, herausgegeben v. Paul Keller. Bergstadtverlag Wilh. Gottl. Korn, Breslau. Monatl. ein Heft, Preis vierteljährl. Mk 4.—, Einzelnummer Mk 1.50. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen u. Postanstalten. 7. Jahrgang Heft 8 Mai 1919

Aus dem Maiheft lacht der blühende Lenz uns entgegen. Der Wiener Roman: „Nanni Gschaftlhuber" von Anna Hilaria v. Eckhel, ist eine Verheißung. Die Wienerin soll ja bald mit ihren Gedichten hervortreten. In der „Bergstadt" wollen wir sie dann wie eine Königin einführen. M. v. Senger plaudert mit Maienluft über den Maibaum. Janoske schreibt vom Jockel im Lazarett mit urtümlicher Lust. Der „Burgemeister" fabuliert über den Maikäfer in seiner köstlichen Art. E. M. Hamann weist Wege zu den Früchten neuesten Frauenwerks. Maienglanz liegt über den farbigen Beilagen v. O. Günther, Naumburg, und H. Krause und selbst dem „Unglück" v. H. Petersen. Zieh' hin, du frühlingsfrohes Heft und lade neue Bergstädter zum nächsten Feste. P. B.

Briefkasten

Ungenannt: Haaren Bez. Minden. — Herzlichen Dank für die gesandten Heidenkinder: Bernhard, Dominikus, Fabian, Magaretha, Odilia, Katharina. — Gott vergelt's!

Liebeswerk vom Hl. Geist. In allernächster Zeit werden unsern Förderern und Förderinnen die neuen von Oswald Völkel kunstvoll ausgeführten Aufnahmebildchen für das Liebeswerk vom Hl. Geist zugehen. Sollten infolge, der schwierigen Verkehrsverhältnisse Unregelmäßigkeiten in der Zustellung eintreten, so wolle man bitte umgehend Nachricht geben. Die Förderer und Förderinen mögen bei Einsendungen immer genau die Anzahl der eingeschriebenen Mitglieder angeben. — Den eifrigen Helfern im Liebeswerk drängt es uns auch an dieser Stelle innigen Dank zu sagen. —

Für die Schriftleitung verantwortlich: P. Peter Büffel C. S. Sp., Missionshaus Knechtsteden. Druck u. Verl.: Missionshaus Knechtsteden, Stat. Dormagen (Rhpr.)
Postscheckkonto Cöln 3543

Erscheint mit Erlaubnis der britischen Behörden

Sept.-Okt. 1919 20. Jahrgang Heft 9 u. 10

Echo aus den Missionen der Väter vom Heiligen Geist und unbefleckten Herzen Mariä

Und neues Leben blüht. . .

Eine Herbstpredigt im Plauderton über die neue Missionsliebe.
Vom Schriftleiter.

Wenn diese Zeilen zu Euch kommen, liebe Echoleser, zieht mählich der Herbst ins Land. Noch einmal kleidet er zum Abschied Baum und Strauch in ein golden Gewand; manche der ganz eitlen Erdengeschöpfe umgibt er gar mit flammendem Rot. Dann läßt er Frau Sonne heraufziehen, die all dem Gleißen und Glänzen die rechte Weihe gibt und die Talbewohner auf Feld und Flur beglückt aufschauen läßt ob des Schönen, das diese wahre Feierstunde ihnen vor Augen stellt. Aber alles Herrliche ist nur dafür da, um von weniger Erfreulichem abgelöst zu werden, und gar Schönes wird uns nur vorübergehend gezeigt, damit wir uns vor Sehnsucht die Augen rot weinen nach der entschwundenen Pracht.

Der Herbst singt ein klagendes Lied vom Sterben und Verderben, von Leiden und Scheiden, seine Predigt ist ein einziges, erschütterndes: „Denk ans Sterben — all Glück geht in Scherben.“ Nicht umsonst rückt die Kirche in ihrer seelentiefen Kennerart die Allerseelentage mit ihrer langen „Oktav“ in den rechten Herstnebel hinein. Geht es dir nicht auch so, freundlicher Leser, mir kommt der Herbst entgegen wie die Erfüllung furchtbarer Tage, die hinter uns liegen, der Leiden daheim und draußen, der Zersetzung und Zermürbung bester Volkskräfte, getäuschter Erwartungen, zerschlagener Hoffnungen. Unsere unsäglich- traurige Lage könnte kein treffenderes Gegenbild aufweisen in der Natur, als den Hintergrund des Herbstes. So sind wir denn ganz in Nacht und Nebel versunken? Gewiß, wir haben Grund zu trauern. Wie schwer und hart drückt

es auf unsere Gemüter. – Wir Missionsleute betrachten hier nur uns Naheliegendes, die Kirche Gottes, und diese wieder mit Vorliebe in ihrer Entfaltung nach außen, insofern sie Missionskirche ist und sein muß und niemals es nicht sein kann. Ja, sie hat furchtbar gelitten, als das Reich Gottes in seinen Verkündern Vergewaltigung erlitt, deren sie sich nicht erwehren konnte; denn wenn ein Glied leidet, bluten andere mit; das ist schon St. Pauli Meinung. Die Dulder des Weltkrieges stehen bei uns im schönsten Ehrenbuch, im echten und rechten „Weißbuch“ von der Unschuld der Geopferten. Die Leiden der gefangenen Missionare in Ahmednagar, Sidi-Bishr, und anderwärts, ihr Heimsehnen nach den fernen Christen, die Sorge für die Gemeinden, deren Hirt geschlagen war und seine Herde in der Zerstreuung zurückließ. Wie viele Missionen haben ihre schwerste Opferstunde durchlebt, als sogar feindliche Geschütze ihren Mauern zusetzten. Entweder waren die Missionare in den Krieg gezogen, gehorchend der Not und weltlichem Gebot, oder sie wurden den Missionen entrissen, um kaltgestellt zu werden. Und daheim leerten sich die Missionsschulen und entsandten den Großteil der Theologen, Brüder und Schüler in den stets die Besten verschlingenden Krieg. Die Verbindung zwischen Heimat und Mission, vordem so rege und segensreich, wurde fast gänzlich abgeschnitten. Mancher eifrige Apostel, der einer längeren Erholung in der Heimat dringend bedurft hätte, wurde genötigt, lange noch die Härten des noch erschwerten Missionslebens zu ertragen, und fand infolge dessen einen frühzeitigen Tod. Und erst die Not der unzähligen Seelen, die keinen Vater fanden, der ihnen den Weg zur himmlischen Heimat wiese! In Westafrika, in Indien, sind starke Bewegungen zu verzeichnen, die der Kirche Christi sich ungestüm nähern, als ob eine unsichtbare Hand die mächtig wogenden Fluten ins große Flußbett der wahren Kirche leitete. Manches Gute blieb ungetan, da die Verhältnisse über menschliches Mühen obsiegten.

Das Ende des Krieges brachte uns den schweren Verlust der Kolonien. Es ist, als ob einer sorgenden Mutter, die lange Jahre ein schwaches, schwer nur aufblühendes Menschenkind, betreute, durch einen jähen Schicksalsschlag das Kind der Liebe ihres Herzens entrissen würde. Was kaum glaubhaft erschien, ist bittere Wahrheit geworden. Eine neue Prüfung für das Duldervolk. Sollen wir nun alle Arbeit für die Mission ruhen lassen, uns in engherzigem Volksbewußtsein auf die heimatlichen Aufgaben mutlos zurückziehen? Ich frage dich, lieber Leser, denkst du wirklich so eng und einseitig von dem weltweiten Werk der Glaubensverbreitung? Wie sagt denn die Kirche und läßt sie uns singen am Feste des Kostbaren Blutes Jesu Christi: „du hast uns erlöst in deinem Blute; aus jeglichem

Stamm, jedem Volk und allen Nationen!" Solche Kleinstaaterei im Gottesstaat, den Christus gegründet hat, ist eines Christen unwürdig. Die Mission hat gern in den deutschen Kolonien gearbeitet, denn es wehte Heimatluft in diesen Gauen, aber sie ist auch



B. Kuglen M. Gladbach

Die Schmerzensmutter

Welcher Mensch wird da nicht weinen, Da er hier in solchen Peinen
Jesu Mutter stehen sieht!
Wer kann ohne Schmerzen sehen Sie vor Schmerzen schier vergehen,
Da sie mit dem Sohne litt?

(Stabat Mater)

bereit, bei veränderten Zeitverhältnissen, unter Leistung größerer Opfer, die Aufgaben des Gotteswerkes an andern Orten wahrzunehmen. „Er muß herrschen", der starke Gott, dem die Erde und all ihre Fülle zu eigen gehört, und wir antworten auf diese Forderung des hl. Paulus mit dessen stürmischem Tatenruf: »Caritas urget nos,« die Liebe drängt uns, die Liebe, die da nimmer aufhört. Nun hat die Weltmission wieder den umfassenden Charakter bekommen, der sie hinaushebt über alle bloß auf Länder und Völker gründenden Unternehmungen weltlicher Art. Darum, liebe Freunde, unterstützet nach wie vor mit derselben warmen Liebe die Missionen. Gott Dank, noch viele Förderer und Förderinnen haben ihre Missionsliebe zutiefst in dieser Glaubensgrundlage verankert. Statt jeden Beweises setzen wir da eine Stelle aus einem Briefe eines treuen Echoförderers hierher, die in ihrer schlichten Unmittelbarkeit den Schreiber ehrt und uns wahre katholische Liebe lehrt.

> „Der Krieg ist vorüber und da wird hoffentlich das Missionswerk wieder reichlich blühen, und wenn auch materiell unsere Kolonien dahinfahren, sie haben uns viel zur Verwaltung gekostet und würden uns für die Zukunft noch viel gekostet haben. So wird die Liebe zu den armen Heiden uns nicht weniger interessieren, vielmehr wird es uns der liebe Gott noch mehr lohnen, weil wir dann nicht aus irdischem Interesse arbeiten."

Meint ihr nicht, liebe Leser, es ist doch etwas Rührendes um den katholischen Sinn im Christenherzen? „Geh' hin und tue desgleichen;" handle treu nach diesem Rezept, dann werden wir gute Freunde bleiben.

Also einverstanden, „wir haben keine Zeit müde zu sein;" missionsmüde zu werden, solange noch Millionen Tränen weinen beim Gedanken an ihre jammervolle Lage, solange noch Seelen schmachten in Elend, trüb und kalt, solange noch Christi Blut beim hl Opfer im goldenen Kelch fließt und Gottes Ehre und Menschenliebe nicht tote Begriffe sind.

Wir wollen indes dem eigenen Volkstum und Heimatinteresse auch fürderhin sein gutes Recht lassen und diesen Hebel nicht gänzlich ausgeschaltet wissen. Das Ungeheure, das allerdings in greifbare Nähe gerückt schien, nämlich die Vertreibung der deutschen Missionsarmee, ist in letzter Stunde nicht in Wirklichkeit umgesetzt worden. Die deutschen Missionsarbeiter dürfen auf dem Posten bleiben. Freudig überschreiben die „Berliner Missionsberichte„ ihren Artikel: „die deutschen Chinamissionare bleiben" (Juni 1919 S. 88) Wer sollte nun nicht gerne die Hand reichen, die sich hilfesuchend entgegenstreckt und einschlagen in die deutsche Bruderrechte. Ja, wir werden sie nimmer vergessen, die als Helden ihre Stellung behauptet, deren Blicke auf uns gerichtet sind. Den deutschen Missionaren

werden wir mit steter Treue Hilfe und Unterstützung angedeihen lassen.

Sieh, das ist das neue Leben, das erblüht aus Ruinen, so sicher, wie der ewig grüne Efeu die morschen Burgzinnen wuchernd umsäumt, so sicher, wie jedes Jahr auf dem fernsten Erdenwinkel der Frühling seine Arbeit tut und alles in frisches, frohes Leben verwandelt. Viele Ströme können sie nicht auslöschen, — die Liebe — auch die Missionsliebe, die aus dem Glutofen des göttlichen Herzens Jesu hervorbrach. Darum auf zur Tat!

„Lasset uns lieben, Brüder, Schwestern, nicht allein mit der Zunge, in Worten, nein in der Tat und Wahrheit.“ (Jo) Liebende Menschen sind nie verlegen um Gelegenheiten, deren innern Drängen Ausdruck zu geben. Kennst du das Liebeswerk vom Hl. Geist? Wir sind daran, die Reihen enger zu schließen; werbet doch alle für dieses der Liebe in der Gottheit geweihte Werk, das den Hl. Geist erfreuen will durch Unterstützung der Missionen. Verlangt die Fördererlisten und erwärmet andere für Gottes Werk und der Seelen Wert. Der jährliche Beitrag von 50 Pfg macht auch Minderbemittelten den Beitritt möglich. Auf drum ihr lieben Seelen, „lasset leuchten euer Licht vor den Menschen, damit sie eure Werke sehen und den Vater preisen, der im Himmel ist!“ (Mt.)

Ihr Echoleser, wie steht es mit eurer Zahlung? Die Druckerei stellt das Blatt unter sich stetig steigernden Kosten her; der Preis ist wahrlich der denkbar niedrigste — 1.50 Mk — Und doch, ja hört nur — und doch sind ach so viele seit Jahr und Tag mit der Zahlung im Rückstand. Besinne dich, ob du dein Schuldkonto abgetragen hast, im gegebenen Falle sende deine ausstehenden Gelder baldigst ein. — Dann noch eins! — Du mußt dir eine Freude daraus machen, dem Echo neue Leser zu gewinnen. Wir wollen wieder volle Friedensstärke erlangen und hoffen im kommenden Jahr schon in der äußern Aufmachung und den Erscheinungsfristen die vor dem Kriege gewohnten Ziele einzuhalten. Tue jeder seine Pflicht, so warm ihn die Liebe heißt, gewinne ein jeder 5—10 neue Bezieher, dann soll Euch allen ein herzliches „Vergelt's Gott“ gesagt werden. Neues Leben blüht. Das Blühen soll nicht enden, wir sorgen dafür.

Nun hebt den Blick hinauf zu unsern himmlischen Schutzpatronen, die da sind der Hl. Geist selber, die wesenhafte Liebe, das Sammelbecken, der Urquell jeglichen Lebens, und die schmerzhafte Mutter, deren Gnadenbild so manche leidbeschwerte Pilger vor ihr Antlitz zwingt. Welch herrliche Tröster! Der Gottesgeist, der in uns betet mit unaussprechlichen Seufzern, der uns das Zeugnis gibt, daß wir liebe Kinder Gottes heißen und sind, auch wenn wir leiden, dann besonders und in höherem Grade. Die Schmerzensmutter,

Trösterin der Betrübten! Schau sie an auf dem Bilde. Das Schwert kommt gleichsam herangeschwirrt, um ihr Herz zu durchbohren. Weh' dir, Mutter! Da denk ich an den Einzug der ersten feindlichen Truppen in Köln. Durch das Aachener Tor sprengten Kavalleristen heran im Glanze der Waffenrüstung. Schon zücken sie die langschäftigen Lanzen und halten sie in den Händen. Da ging mir ein Stich durchs Herz. Dein Simeonsschwert, o Volk! Denkt an die schwertdurchbohrte Mutter unseres lieben Herrn, am kommenden Schmerzensfeste. Wir tun's für Euch alle, wenn die Pilger zum Bilde wallen. Seht, was Liebe leiden, opfern kann um der Seelen willen. Heute grüßen wir Maria als aller Himmel Königin.

Alle Wege enden im Lichte! Denkt daran, Mut, ihr Herzen, hoch die Fahne! Wie sangen doch unsere scheidenden Jungapostel im hohen Chor: „Für Gott und die Seelen, getreu bis zum Tod."

Wie man bei der hl. Messe für die Missionen beten kann

(Fortsetzung)

Von P. Franziskus Perger C. S. Sp.

Nach Beendigung des Stufengebetes, des großen Schuldbekenntnisses, steigt der Priester, immer noch im selben Sinne weiter um Gottes Verzeihung betend, den Altar hinan. Da verweilt er ein wenig, küßt den Altar, der ihm ebenso heilig ist als das Kreuz, an dem Christus der Herr gestorben, und geht dann zur rechten Seite des Altares. Da liest er aus dem Meßbuche den sogenannten Introitus, d. i. den Eingang, oder sinngemäßer übersetzt, die Einleitung zu der betreffenden Tagesmesse. Diese Einleitung ist wie das Motto oder die Ueberschrift eines Aufsatzes. Sie enthält den Kerngedanken, die Leitidee, die den Priester und auch das Volk während der ganzen Messe beherrschen soll. Das sind meist sehr kraftvolle, herrliche Worte aus der hl. Schrift, die einen oft begeistern und erheben für die ganze Dauer der hl. Messe. Doch kann ich hier nicht weiter darauf eingehen, da ich mich an solche wende, die ohne Buch, einfach mit Augen und Ohren und der betrachtenden Seele dem hl. Opfer folgen.

Nun schreitet der Priester zur Mitte des Altares. Du weißt und hörst es, wie er abwechselnd mit dem Meßdiener, der das Volk vertritt, Kyrie eleison, Herr erbarme dich unser, betet. Dreimal betet er so Kyrie eleison. Damit wendet er sich an Gott den Vater. Dann betet er in ähnlicher Weise dreimal Christe eleison. Diese Bitte richtet sich an Gott den Sohn. Die drei nachfolgenden, letzten Kyrie eleison gelten Gott dem Hl. Geiste. In Rom wurde in älterer

Zeit dieser Kyriegesang von Klerus und Volk so oft und so lange wiederholt, bis der Priester das Zeichen zum Aufhören gab. Diese öftere wie auch die jetzige neunmalige Wiederholung soll die Inständigkeit und die unermüdliche Beharrlichkeit andeuten, mit der wir, arme Menschen, im Gefühle unserer Sündhaftigkeit und Ohnmacht die heiligste Dreifaltigkeit um Gnade und Erbarmen anflehen müssen. Alles aber, was man so oft wiederholt, wird leicht gewohnheitsmäßig, und mitunter eilfertig rasch und gedankenlos dahergesagt. Darum mahnte schon Dionysius der Karthäuser, man solle gerade das Kyrie eleison bedachtsam und um so inniger und andächtiger beten, je öfter man es wiederhole. Das ist eigentlich selbstverständlich, daß man eine Bitte um Erbarmen an einen mächtigen Herrn mit der größten Innigkeit vorbringt. Gerade diese schlichte Bitte nun eignet sich wie kaum ein anderes Gebetswort zum Flehruf um Gnade und Erbarmen für die armen Heiden. So beten ja die Gläubigen an manchen Orten den Rosenkranz für die armen Seelen und fügen stets den Satz ein: „Der sich der armen Seelen erbarmen wolle." Dieser Rosenkranz ist zwar nicht praktisch, weil damit keine Ablässe verbunden sind, was nur bei dem freudenreichen, schmerzhaften und glorreichen der Fall ist, aber man sieht daraus doch, wie man auch hier beten könnte: „Herr erbarme dich der armen Heiden, Christe, erbarme dich der armen Heiden, Herr erbarme dich der armen Heiden." Wenn einer da sein ganzes Herz, alle Liebe und Innigkeit seines Gemütes hineinlegt, dann geht dies Gebet durch die Wolken, und vom Himmel hoch, da steigt es als Gnade Gottes in die Herzen der armen Heiden, so wie Jakob im Traume die Engelein auf der einen Seite der Leiter hinauf und auf der anderen hinabsteigen sah, und die Engelein sind in unserm Fall all die Gebete, die Erbarmensbitten und die Gnaden.

Wenn es dir nun zu viel wäre, diese Bitte neunmal zu wiederholen, oder wenn der Priester vor dir fertig wäre, so bete jede Bitte nur einmal, aber dann ganz besonders innig und warm, so ungefähr wie ein hl. Einsiedler der Wüste einmal eine bekehrte arge Sünderin beten lehrte. Thais hat sie geheißen und ein böses Sündenleben der schlimmsten Art geführt, ehe sie sich bekehrte. Da nun jener fromme Altvater der Wüste ihre Seelenleitung übernahm, sagte er zu ihr: „Du bist gar nicht wert, daß du Gott mit seinem hl. Namen anredest. Du sollst einfach sagen: „O Du, der du mich erschaffen hast, erbarme dich meiner." Das mag hart erscheinen, was der Einsiedler verlangte, aber jene bekehrte Sünderin war demütig genug, es stillschweigend anzunehmen. Sie betete so bis an ihr Ende und starb als Heilige. Könntest du nicht in ähnlicher Weise für die armen Heiden beten beim Kyrie eleison der hl. Messe: „O du, der

du sie erschaffen, erbarme dich ihrer! O du, der du sie erlöst hast, erbarme dich ihrer! O du, der du sie heiligen willst, erbarme dich ihrer!" Wieviel Inbrunst und Inständigkeit vermag eine fromme gottliebende Seele in diese Bitten hineinzulegen. Das muß zum Herzen Gottes dringen, das kann die ärmsten Heiden zu Heiligen umwandeln.

Bis jetzt ist rechte Adventsstimmung in der hl. Messe gewesen, ein Seufzen zu Gott um Erbarmen, um Erlösung aus dem Sündenelend, so wie es uns aus dem alten Testament entgegen klingt. Nun aber wird's Weihnachten. „Gloria in excelsis Deo," betet der Priester, „et in terra pax hominibus bonæ voluntatis!" „Ehre sei Gott in der Höhe und Frieden auf Erden den Menschen, die guten Willens sind!" In dem ersten Teil dieser Gebetsworte ist der hauptsächlichste Zweck des Missionswerkes ausgedrückt. Viele Menschen denken, wenn sie von den armen Heiden hören, zuerst und ausschließlich an deren zeitliche und ewige Nöte, aber das ist nicht der Grund, warum ein zielbewußter Missionar hinaus geht. Haben wir doch im eigenem Lande der sittlich gefährdeten Menschen gerade genug, zumal in unseren Tagen, da die Schrankenlosigkeit des Krieges alle Schlechtigkeit ans Oberwasser gelockt hat und so viele ins zeitliche und ewige Elend zieht. Nein, unser erster Zweck beim Missionswerk ist, die Menschen auf Gott hinzuweisen, damit sie Gott erkennen und anerkennen. Auf letzteres kommt es an und darin liegt die Ehre, die Gott da gewünscht wird. Unlängst sagte mir einer, der mit seinem schwachgebauten Glaubensschifflein auf des Lebens hoher See gewesen und Schiffbruch gelitten: „Ein höheres Wesen gibt es sicher, aber — — — — — —" „Bitte," sagte ich ihm, „Sie sind Vater. Nun sagt man ihrem Sohne, einem sonst einsichtigen Menschen, der als Kind von Hause fort kam und jetzt zurückkehrte: „das ist Dein Vater." Er hat es auch selbst in etwa geahnt. Da schaut er einmal flüchtig nach Ihnen und sagt: „So, das ist mein Vater. Es ist recht." Dann wendet er sich wieder andern Dingen zu, ohne sich weiter um Sie zu kümmern. Wie tut Ihnen das?" „Ja, sagte mir der andere, ich will als Vater auch anerkannt sein, darauf kommt es doch an." „Aha," sagte ich, „alle Vaterschaft im Himmel und auf Erden kommt von Gott, wie der Apostel sagt, Eph. 3, 15. also will er auch anerkannt sein, also kommt es auch bei ihm darauf an und auch für Sie. Und darauf gerade wiesen die Engel die Hirten hin, und um das wollen wir bitten, wenn wir sagen: „Ehre sei Gott in der Höhe" und dann wollen wir dabei zumal die armen Heiden ins Auge fassen. Es ist kein Stamm auf Erden, auch nicht in Afrika, der nicht ein höheres Wesen annähme, den großen Geist nicht kännte, der alles erschaffen hat. Da er aber ein guter Geist

ist, der ihnen nichts Uebles tut, kümmern sie sich nicht um ihn, und das sollen sie doch, auf die Anerkennung kommt es doch gerade an. O du fromme Seele, so lege auch in diese Worte dein ganzes liebe- und andachtglühendes Herz, sprich es mit dem Sehnen eines Seraphs: „Ehre sei Gott in der Höhe auch von den armen Heiden. Alle Geschlechter der Erde sollen ihn lobpreisen, ihn anbeten.“ Ist das erreicht und erfüllt, so verwirklicht sich das andere, der zweite Zweck des Missionswerkes, von selbst. Dann wird den Menschen von selber Friede. Dafür hast du doch Beweis genug in unsern Tagen. Die allgemeine Gottlosigkeit von oben bis unten, vom Universitätsdusel bis zur Proletarierraserei, von der Gier aller Geldwölfe in oberen und unteren Schichten bis zur Verschwendung der oberen Zehntausend und der armen Großtuer, all das bringt und fördert den Unfrieden, weil es von Gott trennt, Gott entfremdet. Gewisse Sünden tun das am schlimmsten, machen friedlos und zerrissen im tiefsten Innern der Seele, und nicht nur gewisse Sünden, nein alle Sünden. Die Sünde macht die Völker unglücklich, besonders die Heiden. Es ist und bleibt bitter und böse, Gott zu verlassen, ihm ferne stehen, ihn zu vernachlässigen, seine Gebote nicht zu beachten, seinen Willen nicht zu ehren. Gott gab die Gebote ja auch nur, um uns vor Schaden zu bewahren, nicht um sich zu schützen. Wer sie in seinem eigenen Interesse beachtet, Gott dadurch anerkennt, der ehrt ihn, der hat den Frieden. Und daran sollen wir denken, darum sollen wir bitten, wenn wir sagen und flehen: „Friede, o Herr, den Menschen, Friede den armen Heiden.“



Aus unsern Häusern



Die Kriegsopfer der deutschen Provinz

Fünf Jahre ist es her, seitdem das deutsche Volk begeisterungsfroh in den Krieg gegen seine Feinde zog. War das ein überwältigendes Schauspiel in den Augusttagen, als Deutschland sich zur Wehr setzte, als wie ein Ungewitter die Heere gegen die Grenzen rollten, begleitet von den Gesängen, Gebeten und heißen Wünschen der Daheimgebliebenen. „Das Volk steht auf,“ und mit ihm wuchs der Opferwille riesengroß. Auch die Missionshäuser wurden von den lohenden Flammen dieser Volksbewegung erfaßt, sie opferten, bluteten mit dem Duldervolke um die Wette. Die nachstehenden Zahlen reden — etwas spät freilich — von den Opfern der Mission, von ihrem Dank an die Heimat, von ihrer werktätigen Liebe zu den Unvergeßlichen, unsern Kriegern, die Unmenschliches, das auf ihnen lastete, mit heldischem Mute getragen.

Heute füllen sich die Herzen mit Wehmut, da wir die deutsche Heimat anschauen. Es sträubt sich die Feder, wie ein Alp liegt es auf den Gemütern. Hätten wir nicht den Anker des Glaubens, wäre nicht all unser Hoffen bei Gott hinterlegt, wir müßten zusammensinken. Bei dem jähen Absturz der Stimmung könnte man vielleicht die gebrachten Opfer weniger hoch einschätzen als früher. Aber die in denselben beschlossenen Werte von Liebe und Heldenmut sind Ewigkeitswerte; sie kann uns kein Friedensschluß, keine würgende Vergewaltigung rauben, sie sind auch die Bausteine der neuen Zeit. Auch die Mission schaut mit diesem festen Blick in die weltweit sich dehnenden Missionsfelder. Die Heimat und die Apostel an der Erde Grenzen verbindet fortan das starke, unzerreißbare Band gemeinsam erduldeten Volksmartertums. So sollen denn die Zahlen selber zum Leser sprechen und in etwa den Geist verdeutlichen, der diese Opfer möglich machte.

I. Im Dienste des Vaterlandes

Feldgstl.	Laz.-Gstl.	Gefangnen seelsorger	Krankenpfleger	Verpflegte Soldaten	Verpflegungstage	Lazarette	Betten
17	6	2	29	9994	519 338	4	550

II. Aktiver Militärdienst bis November 1918

1. In Feld u. Garnison				2. Gefallen				3. Krankenpflege			
Im Ganzen	Kl. Schol.	Brüder	Gr. Schol.	Im Ganzen	Kl. Schol.	Brüder	Gr. Schol.	Im Ganzen	Kl. Schol.	Brüder	Gr. Schol.
250	88	123	39	**57**	20	29	8	**29**	4	17	8

III. Im Dienste

A. Verwundet				B. Erkrankt				C. Gefangen			
Im Ganzen	Kl. Schol.	Brüder	Gr. Schol.	Im Ganzen	Kl. Schol.	Brüder	Gr. Schol.	Im Ganzen	Kl. Schol.	Brüder	Gr. Schol.
72	14	41	17	**18**	1 gest.	15	2	**28**	13	9	6

IV. Auszeichnungen

Im Ganzen	EK I.	EK II.	Rot-Kz-M.	Verd.-Kz.
38	2	31	3	2

Aufruf des Vereins für das Missionshaus Knechtsteden zugunsten einer Orgel für die Abteikirche

„Herr, ich liebe deines Hauses Zier." Diese Losung, die in den Psalmenworten sich ausspricht, hat der Verein für das Missionshaus Knechtsteden stets zu der seinen gemacht. Manches Schöne ist geschaffen worden, das uns den rührigen Herrn vom Vorstand gegenüber zu innigstem Dank verpflichtet. Gleichwohl beschleicht den Besucher stille Wehmut, wenn er diese erhabenen Hallen durchwandert, denn ach so manches ist noch ärmlich, mitleiderweckend. Orgel, Beichtstühle, Bänke, Kanzel, und besonders ein würdiger Hochaltar für das heilige Opfer, muß in den kommenden Jahren zur Anschaffung gelangen. Der Verein, dessen Aufruf wir mit den wärmsten Empfehlungen zum Abdruck bringen, will als Jubiläumsgeschenk eine Orgel bescheren helfen. Freundliche Leserin, lieber Leser, es gilt der Verherrlichung Gottes, zumal des göttlichen Gnadenspenders, des Hl. Geistes, es gilt der Schmerzensmutter ein erhabenes Kunstwerk zu weihen. „Die Hände auf, die Herzen auf," daß ein würdiges Werk den Meister lobe — ! Sendet Eure Gaben am besten mit Zahlkarte zur Gutschrift auf das **Konto Nr 51764.** Geh. Baurat Heimann Köln, Viktoriastraße 5.

Das Echo wird jeweils über die eingegangenen Gaben ausweisen.

„Gebet und es wird euch gegeben werden, ein volles, gerütteltes Maß wird man Euch in den Schoß legen."

Den edlen Spendern sei schon im voraus herzliches „Vergelt's Gott" gesagt.

Jm Jahre 1920 vollenden sich 25 Jahre, dass die Kongregation der Väter vom Hl. Geist »Knechtsteden« von der Stadt Köln erworben und auf den Trümmern der alten Prämonstratenser Abtei das Missionshaus errichtet hat. Der bisherige Provinzial der Kongregation, Pater Acker, lieh seine eiserne Energie diesem grossen Werk, und der am 19. Juli 1895 gegründete Verein für das Missionshaus Knechtsteden hat bis zur heutigen Stunde ihm getreu zur Seite gestanden.

Der Schatzmeister des Stiftes von St Andreas in Köln, Christianus, begann das majestätische Gotteshaus im Jahre 1138 nach seinen Plänen zu bauen. Am 7. September 1802 verordnete ein Dekret Napoleons die Aufhebung der Abtei. Am folgenden Tage pachtete Kanonikus Winand Kayser Klostergebiet und Kirche von der französischen Regierung. Diese schritt jedoch trotzdem bald zu deren öffentlichem Verkauf, der am 5. Januar 1810 zu Aachen stattfand. Kayser kaufte das ganze Anwesen für 77 000 Franken, stellte

Kirche und Prälatur wieder her und erwarb für erstere 1815 in Jüchen eine Orgel zum Preise von 350 Taler, die jedoch bei dem grossen Brande von 1869 zu Grunde ging.

Im Jahre 1879 bildete sich der Neusser Verein zur Wiederherstellung der Kirche unter dem Vorsitze des Landrates von Heinsberg und zu gleichem Zwecke in Köln, der Knechtstedener Bau- und Reparaturverein unter dem Vorsitze von Anton Scheben. Am Dreifaltigkeitssonntag 1890 konnte die wiederhergestellte Kirche durch Dechant Heimbach aus Dormagen eingeweiht werden.

Als der hochselige Kardinal Krementz bei der Einweihung des neuen Missionshauses im Jahre 1896 zum erstenmal das Gotteshaus betrat, war er ganz erstaunt über den mächtigen Eindruck des Innern und sprach seine Ansicht dahin aus, dass er es für schöner erachte als dasjenige der Abtei Maria Laach, aber leider fehle der Kirche eine entsprechende Orgel. Dem damaligen Abt dieses Benediktiner Klosters, dem nachmaligen Bischof Benzler von Metz, wurde diese Äusserung des Kardinals gelegentlich der Konsekration des ersten deutschen Bischofs von Deutsch-Ost-Afrika, Msgr Allgeyer, bekannt. Er erwiderte: »Darin hat der Kardinal ganz recht; das Innere der Kirche ist so harmonisch, es kommt mir vor wie ein steinernes Gedicht.«

Heute sind die ehemaligen Klostergebäude zu neuen Zwecken ausgebaut, die Kirche steht wieder in alter Schönheit da, aber sie entbehrt immer noch der Orgel.

Daher hat der Zentralvorstand des unterzeichneten Vereins beschlossen, am Jubeltage des 25jährigen Bestehens des Missionshauses Knechtsteden und seines langjährigen Leiters Pater Acker, sowie zur Feier des silbernen Vereins-Jubiläums, das hehre Gotteshaus mit einer Orgel auszustatten.

Unsere Bitte geht nun an die Bewohner der Rheinlande, uns hierbei tatkräftig unterstützen zu wollen und uns so in die Lage zu setzen, der Abteikirche das seit 50 Jahren Heissersehnte zu schenken.

Die Empfänger dieses Bittgesuches werden freundlichst gebeten, auch im Kreise ihrer Bekannten, die Herren Pfarrer in ihren Gemeinden, dieses unser Vorhaben gütigst fördern zu helfen. Jede Spende, ob gross oder klein, ist herzlich willkommen; den Gebern wird der Segen des Allerhöchsten gewiss nicht ermangeln, zu dessen Verherrlichung die Königin der Jnstrumente ihre Klänge durch die Hallen des Gilbacher Domes erschallen lassen soll.

Der Zentralvorstand des Vereins für das Missionshaus Knechtsteden

Se Eminenz Kardinal Dr Felix von Hartmann, Protektor
Königl. Staatsminister a. D. Freiherr von Schorlemer, Weihbischof und Domdechant Dr Josephus Müller, Weihbischhof Dr Lausberg, Bischof Emil Allgeyer von Ticeli, Bischof Franziskus Xaverius Vogt, Apostol. Vicar von Bagamoyo, Bischof Aloysius Munsch, Apostol. Vikar von Kilimandscharo, Pater Amandus Acker von Knechtsteden und Dompropst Msgr Dr Middendorf, Ehrenmitglieder des Zentralvorstandes. Geheimer Baurat F. C. Heimann, 1. Vorsitzender, Rentner H. Pilartz, 2. Vorsitzender, Fritz Schlagwein, Kassierer und 1. Schriftführer, Rechtsanwalt C. Cusdodis, 2. Schriftführer, Verleger Robert Bachem, Domkapitular Prälat Dr W. Blank, Landgerichtsrat H. Brogsitter, Pfarrer M. Lentzen, Pater Provinzial L. Klerlein von Knechtsteden, Stadtverordneter, Architekt Th. Ross, Rechnungsrat Scheben, Kaufmann J. Schmitz-Valkenberg und Verleger H. Theissing, Mitglieder des Zentralvorstandes.

Vorstände der Zweigvereine.

Aachen: Pfarrer Bohlen, Kaufmann W. Bohlen. **Barmen:** Dechant Taepper. **Bergrath** b. **Eschweiler:** Pfarrer Kleinermanns, Jos. Bökes. Hauptlehrer Karsten. **Bonn:** Pfarrer Dr Cusdodis, Dechant Böhmer, Rechtsanwalt Justizrat Dr Georg Schuhmacher II. **Brühl:** Dechant Msgr Bertram, M. Britz. **Dormagen:** Pfarrer Böckels, Notar Dr Richter, Hauptlehrer Römer. **Düren:** Rel.- und Oberlehrer Lüdenbach, Stadtv. Th. Hagen, Pfarrer Odentahl. **Düsseldorf:** Pfarrer Frischen, Ehrenkämmerer Baron von Aix, H. Schagen. **Eilendorf:** Pfarrer Hausmann, Jos. Bartz, H. Dupont, Jos. Schieren. **Elberfeld:** Rector Fritz Jorde. **Elberfeld-Sonnborn:** Pfarrer Klauser, Fabrikant Aug. Ruminski, Jacob Schmitz. **M.-Gladbach** Rel.- und Oberlehrer Prof. Dr Schmalohr, Aug. Bause, Lehrer H. Braukmann, Stadtv. Oscar Kühlen, Fabrikant Th. Müller. **Köln-Mülheim:** Dechant Færster, Ludwig Börsch, Geh.

Studienrat Dr Brüll, Stadtv. Fritz Feinhals, Medizinalrat Dr Meerbeck, Schulrat Mennicken, P. Springmühl, Sanitätsrat Dr Paul Wirtz. **Krefeld:** Religionslehrer Boschbach, Rechtsanwalt F. Angerhausen, Dechant Msgr Flecken, Vikar J. Göttsches, Kaufmann Carl Maurenbrecher, Kaufmann Peter Morsches, Oberlehrer Dr Rehker, Hauptlehrer A. Zöhren. **Neuss:** Kaplan W. Pütz, Chefredakteur und Stadtv. Jos. Grunau, Fabrikant B. Richen. **Vossenack:** Pfarrer Esch, Arn. Wirtz. **Wevelinghoven:** Pfarrer Dr Kann, Jacob Schäfer. **Zons:** Pfarrer Dr Schmitz.



Aus unsern Missionen



Apostolisches Vikariat Bagamoyo

Früher waren wir gewohnt, an erster Stelle und mit Vorliebe von den beiden Missionsgebieten Bagamoyo und Kilimandscharo zu berichten, weil jeder Deutsche stolz und freudig vom Uebersee-Deutschland gerne las und hörte. Die Ereignisse der letzten Wochen, vorab der demütigende Friedensvertrag, der unser Volk bettelarm nach Hause schickte, hat den Namen Deutsch-Ost-Afrika wohl für immer ausgelöscht. Die Schicksale der schönen Kolonie, die nun begann, Früchte reifen zu lassen und die gebrachten Opfer zu entlohnen, sind einstweilen besiegelt. Eine W.-B.-Meldung aus Amsterdam besagt unter dem 18. Juni nach der holländischen Zeitung Telegraaf; „England wird seine Zustimmung hierzu erteilen, daß Belgien das Mandat über den Teil Deutsch-Ostafrikas erhält, der an den belgischen Kongo grenzt, dieser Teil wird jedoch nicht das ganze Gebiet umfassen, das von den belgischen Truppen besetzt ist. Belgien wird den Teil, der nicht an Tanganyka grenzt, an England abtreten, wodurch der Wunsch Englands nach einer Bahnverbindung Kairo-Kap und einer Verbindung zwischen Rhodesia nnd Uganda erfüllt wird. England wird Belgien für den Durchgangsverkehr durch Britisch-Ostafrika und Deutsch-Ostafrika besondere Erleichterungen gewähren, damit so die Ostgrenze der belgischen Kolonie eine gute Verbindung mit dem Indischen Ozean erhält."

Eine spätere Nachricht (Köln. Volksz. Nr. 502 vom 30. Juni 19) W. Z. B. London 28. 6. 19 ergänzt obige Angaben wie folgt: „Der Pariser Korrespondent der Mornig Post meldet, daß Lord Milner und der belgische Vertreter ein Uebereinkommen bezüglich des Mandates für Deutsch-Ostafrika unterzeichnet haben. Belgien wird das Mandat für Ruanda und Urundi (Nordweststrecke der Kolonie) und

Großbritannien das Mandat für den übrigen Teil der Kolonie erhalten. Diese Abmachung ist jedoch wahrscheinlich nur eine vorläufige, da die endgültige Regelung bezüglich Zentralafrikas von allen dafür in Betracht kommenden Ländern, auch Portugal, getroffen



Straßenbild von Morogoro (Ap. Vikariat Bagomoyo)

werden muß. Das Uebereinkommen zwischen England und Belgien muß vom Viererrat gebilligt werden."

Weitere Nachrichten stehen bis zur Stunde noch aus, können uns ja heute auch nichts Neues mehr sagen. Wie aber auch die

Zukunft von Deutsch-Ost sich gestalten möge, ein süßer Trost ist uns geblieben: die deutsche Mission soll von der Neuordnung nicht berührt werden. Dank der energischen Stellung des Msgre Ceretti auf dem Friedenskongreß ist in letzter Stunde der Kirche ihr göttlich-verbrieftes Recht geworden. Die deutschen Missionare werden in dem liebgewonnenen Lande bleiben können, wenn die Verhältnisse auch so reichlich unergötzlich sein werden.

Die Leser des „Echo" werden auch fernerhin gerne den Missionaren lauschen, die, „fremd unter Fremden," von ihren Arbeiten in fernen Landen erzählen. So mag denn dieser verspätete Bericht über Bagamoyos Mission die alten Freunde einladen zur besinnlichen Rückschau auf harte Opfertage. Vielleicht wird dann überm Lesen eine alte verhaltene Sehnsucht wach und entbrennt die Missionsliebe zu lichter Lohe. — 1913 bis 1918 — steht auf den Meilensteinen. Komm mit, und laß uns wandern!

I. Bagamoyo – Mission U. L. Frau.

1. Allgemeines, Kriegswirkungen in den Seelen.

Der Geist und die seelische Verfassung der Christen hat unter den Schicksalen der letzten Jahre erheblich gelitten. Der Sakramentenempfang wird immer geringer, öffentliche Vergehen der Christen sind keine Seltenheit mehr. Der Krieg, von dem ja auch die Heimat eine Läuterung und Erhebung der Seelen erhoffte, hat hier nichts weniger als günstig eingewirkt. Der Hochw. H. Generalvikar P. König, der in der Heimat vom Krieg überrascht wurde, hatte noch einige Erfolge erzielt; wir vermissen diesen wahren Hirten seiner Herde gar sehr. Die Kriegswirren haben dann die ohnehin schwankenden Gemüter ganz aus dem Gleichgewicht gebracht. Zu wiederholten Malen strömten so ziemlich alle Vertreter der Einwohnerschaft Bagamoyos: Inder, Araber und Eingeborene, in der Mission zusammen, um vor dem hereinprasselnden Granatregen Schutz zu suchen. Der Verkehr mit diesen eingefleischten Bekennern des Islams und rohesten Heidentums hatte geradezu entsetzliche Wirkungen. Unsere jungen Internatsschüler von sechzehn und mehr Jahren packte der Drang nach Freiheit; sie verlangten außerhalb der Mission übernachten zu dürfen. Da man den Bitten willfahrte, litt so mancher unfeste Jüngling Schiffbruch im Glauben und wir hatten manche „Verluste" zu beklagen.

Unser vordem eifrig besuchtes Hospital ist fast bis zur Bedeutungslosigkeit herabgesunken; kaum als Armenapotheke mag man es ansprechen. Die meisten Kranken ziehen es vor, sich im städtischen Spital pflegen zu lassen, wo ihnen mehr Freiheit gewährt wird. Selbst das Aussätzigenheim zählt bedeutend weniger Bewohner als früher. Einige haben uns trotz ihres kranken Zustandes verlassen,

andere hat der Tod hinweg gerafft; neue sind bisher noch nicht hinzugekommen. Wie wenig dieses Heim in Anspruch genommen wird, geht aus dem Umstand hervor, daß die Aussätzigen erst ganz zuletzt, wenn die Familie sie verlassen und das Elend ihnen keinen anderen Ausweg offen läßt, an uns herantreten. Die Neger sind betreffs des Zusammenlebens mit Aussätzigen nicht sehr empfindlich, vorausgesetzt, daß die Krankheit noch nicht allzuweit fortgeschritten ist. Sie ziehen es vor, die armen Geschöpfe in einer alten Hütte abzusondern, eher als dieselben uns zuzuführen. Die sechzig bis siebzig Christen unter den Aussätzigen haben eine schöne, dem hl. Sebastian geweihte Kapelle, worin an Sonn- und Feiertagen die hl. Messe gelesen wird.

2. Die Landschulen rund um Bagamoyo

Das zwischen Bagamoyo und den Nachbarstationen Lugoba und Mandera gelegene Land droht mehr und mehr durch den Islam verseucht zu werden. Diese bedauernswerte Tatsache ließ die Patres den Entschluß fassen, im Umkreis der Mission einige Katechetenposten zu errichten, um dem verheerenden Umsichgreifen der Sektierer einen Damm entgegenzustellen. Die ersten Versuche waren wenig ermutigend und blieben ohne jeden durchgreifenden Erfolg. Da machte man einen Angriff von Lugoba und Mandera aus, die ihre Katechetenposten weiter vorschoben. Aber schon war auch der Islam wieder auf dem Plan, und die Lehrer dieser Regierungsschulen sammelten einen großen Teil der Jugend um sich. Zum Glück nahmen die Benediktiner von Daressalaam die ehemals von P. Maurus gegründeten Schulen im Uzaramogebiet wieder auf; wir arbeiteten uns gegenseitig in die Hände. Trotz des später einsetzenden Krieges zog P. Gattang am Abend des Herz-Mariäfestes aus, um das wichtige Unternehmen weiter zu leiten und zielbewußt zu fördern. An jenem Tage erhielten wir auch die amtliche Nachricht von der bevorstehenden Beschießung der Stadt. Da war guter Rat teuer. Wir hißten die Rote Kreuz-Flagge und befahlen uns in Gottes Schutz. Es war am 23. August 1914. Unter dem Segen des Oberhirten reiste der Missionar gleichwohl ab. Nach einer Woche konnte er bei seiner Rückkehr über die Gründung von vier neuen Katechetenposten berichten und am Ende des Jahres waren es zehn, heute sogar fünfzehn Schulen mit nahezu 450 Kindern. Ueber die Schwierigkeit der Lage geben wir uns keiner Täuschung hin, aber wir sind jetzt auf dem Posten und dürfen hoffen, daß die Erfolge der kommenden Jahre hinter der aufgewandten Mühe nicht allzuweit zurückleiben werden.

3. Schlußwort

Die vorstehende Schilderung gewährt einen Einblick in das opferreiche Leben der Ostafrika-Missionare. Schon der Gedanke an

die überstandenen schweren Tage der Mission ist geeignet, das wärmste Interesse zu wecken für diese Helden des Glaubens. Möchte auch fernerhin das missionsliebende Volk gerade diesen geprüften Stationen seine Liebe und Unterstützung zuwenden.

Unter Lettow-Vorbecks Fahnen – Kriegswehen in Ostafrika

Von Br. Sebastianus C. S. Sp.

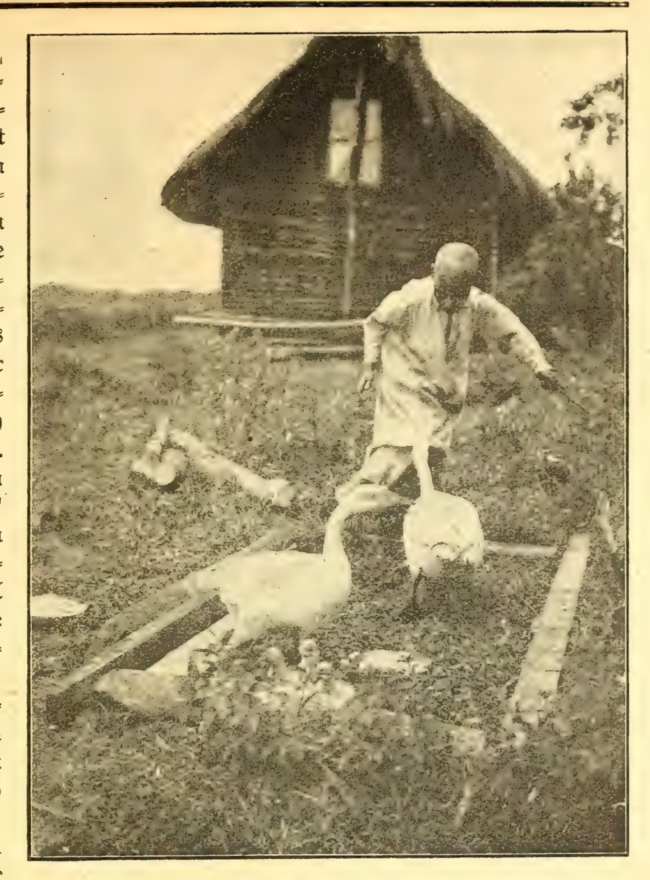
Wir sind in der glücklichen Lage, einige Tagebuchblätter aus den Kriegserlebnissen eines Ostafrikakämpfers zu veröffentlichen, die unsere Leser sicher erfreuen werden. Neben Hindenburg, dem erkorenen Liebling des deutschen Volkes, hat kein Feldherr sich in dem Maße den Dank und die Liebe weitester Kreise verdient, wie v. Lettow-Vorbeck, dem auch die mehrfach überlegenen Feinde ihre Bewunderung nicht versagen konnten. Bruder Sebastianus, der Erste der sehnlichst erwarteten — Ostafrikaner, der sehr lange Zeit zum „Fähnlein der Aufrechten" gehörte, will uns, soweit die Verhältnisse und sein leidender Zustand es gestatten, Einiges aus der Heldenzeit berichten, die er bei der Schutztruppe erlebte. Es sei ihm auch an dieser Stelle dafür herzlich gedankt. Die Schriftleitung.



Fideler Diener in Abwesenheit seines Herrn

1. Es geht los

In den ersten Tagen des Monats August 1914 schwirrten allerlei Gerüchte im Lande umher, die zu Besorgnis Anlaß geben konnten. Man sprach von Eingeborenen-Aufständen, andere wollten sogar von Ermordungen einiger Europä-



Gänsemama verteitigt ihr Nest

er gehört haben, aber etwas bestimmt Verbürgtes ließ sich nicht feststellen, geht ja doch immer die alleswissende Frau Fama großen, wie Unwetter hereinstürzenden Ereignissen, voran. Es erwies sich später alles als gewohnter Buschklatsch und Dorftratsch. Die amtlichen „glaubwürdigen" Nachrichten kamen bald vom Bezirksamt Wilhelmstal und zerstreuten die allerorts auftretenden Gerüchte. Es sei möglicherweise mit einem Kriege in Europa zu rechnen und da könnten sich Schwierigkeiten in der Bezahlung der Pflanzungsarbeiter ergeben, wenn das nötige Hartgeld ausbliebe und die volle Entlohnung der Arbeitskräfte in Frage stellte. Papiergeld war in der Kolonie nie im Umlauf, und das Hartgeld war auch vom europäischen Gelde verschieden. All das könne zu Unzuträglichkeiten führen und eine Bedrohung von seiten der Eingeborenen immerhin befürchten lassen. Wenn Gefahr im Anzug sei, sollten sich die Weißen mit Frau und Kindern auf die Boma (Bezirksamt) zurückziehen, wo für Unterkunft und Verpflegung gesorgt würde. Wie man sieht, war das nur eine Vorsichtsmaßregel, Anlaß zu Beängstigung und Schlimmerem war nicht vorhanden.

Als dann am 6. oder 7. August die Kriegserklärung einlief, dachte niemand auch nur im entferntesten daran, daß die Kolonie ebenfalls in Mitleidenschaft gezogen würde, denn nach der Kongoakte sollten kriegerische Verwicklungen in Europa nie und nimmer auf außereuropäische Schauplätze hinübergespielt werden. Hier sollte es anders kommen. Feindseligkeiten setzten bald ein, sodaß man Mobilisierung der Europäer anordnen mußte. Auch ich wurde eingezogen und bekam Befehl, mich in Wilhelmstal zu melden. Dort wurde

ich dem Hauptmann v. Prince zugeteilt, dessen „Heeresabteilung" sich aus den Europäern von Tanga, Wilhelmstal und Moschi zusammensetzte. Als ich mich bei meinem Hauptmann meldete, sagte dieser mir noch: „Weihnachten wollen wir hier die Friedensbowle trinken." Aber Hauptmann v. Prince erlebte nicht einmal Weihnachten, und wir andern hatten auch nicht die ersehnte Freude, den Frieden in unserer so schönen Kolonie zu feiern. So ist es ja; stets kommt es anders, als man denkt.

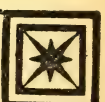
2. Krieg im Busch – Der erlesene Führer

Am 15. August 1914, dem schönen Marienfeste, nahmen unsere Leute die Grenzstation Taveta ein und hatten dabei auch den ersten Verlust zu beklagen. Ein Europäer, der begeisterungsfroh unserer Abteilung sich angeschlossen hatte, war unter den Unterhändlern, die eine friedliche Uebergabe fordern sollten. Plötzlich fielen einige Schüsse, und er sank tot nieder. Dieser denkwürdige Tag war der Auftakt zu neuen Kämpfen. Der Krieg brach richtig los. Wir fingen an, uns zu verschanzen, d. h. wir zogen ein paar Schützengräben, umgaben diese mit 1 bis 2 m Dornverhau, und die Befestigung war vollendet. Von jetzt ab wurden auch immer Patrouillen ausgesandt, die zwei bis drei Tage ausblieben. Das war, besonders im Anfang, mit das Härteste, denn bei Tag und Nacht, ohne Weg und Steg, vielfach mitten durch dichtes Dorngestrüpp, mit einer oder höchstens zwei Feldflaschen Wasser oder Kaffee versehen, dem Feinde auflauern, das kann nur der verstehen, der es miterlebt hat. Wasser fanden wir unterwegs fast gar keines, oder wenn man schon solchem begegnete, waren es graugrüne Pfützen. Die geringen Mengen Wasser, die wir bei uns hatten, mußten zum größten Teile beim Kochen Verwendung finden.

Unsere Lage besserte sich erheblich, als der Kommandeur der Schutztruppe, damals noch Oberstleutnant v. Lettow-Vorbeck nach Moschi kam und die Leitung des Feldzugs übernahm. Noch meine ich ihn zu sehen, den lieben Kommandeur, mit seinem Manchesteranzug ohne Achselstücke, ich glaube nicht, daß er während des ganzen Feldzuges auch nur einmal solche getragen hat, seinem üppigen Vollbart: eine gewinnende, durch und durch edle Persönlichkeit. Den Feldspaten in der Hand, besichtigte er das Lager. (Forts. folgt).



Aus Kirche und Welt



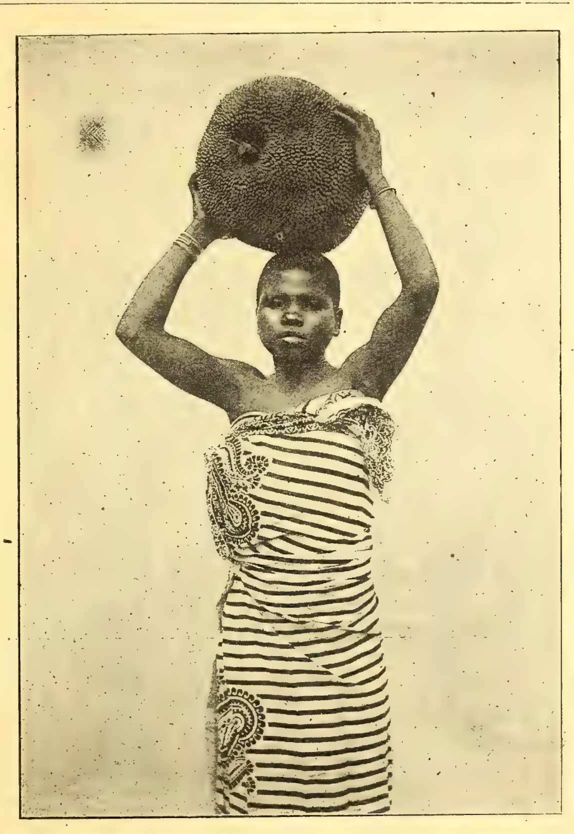
Nachrichten von der Petrus-Claver-Sodalität.

Unter den allertreuesten, stets hilfsbereiten Missionshelfern nimmt die bekannte Sodalität eine hervorragende Stelle ein. Das im Sommer begangene Jubelfest gab Anlaß zu Ehrungen und Huldigungen, die Zeugnis ablegten von dem Danke, der soviele Missionare und Missionarinnen diesem Unternehmen gegenüber verpflichtet. Die deutsche Zweigstelle konnte sowohl bei der weltlichen als auch geistlichen Feier des Jubiläums eine sehr große Zahl ergebener Freunde um sich scharen. In St Andreas-Kön lauschten Hunderte den Worten des geistlichen Beirates Prof. Pohl, der Missionsunterstützung als Glaubens- Dankes- Ehren- und Liebespflicht ans Herz legte. Im großen

Saal der Bürgergesellschaft übertraf der erzielte Erfolg die kühnsten Erwartungen der Veranstalter. Prof. Dr Dieninghoff-Köln widmete in seiner Festrede der Claver-Vereinigung herzliche, warme Worte des Dankes und der Ermunterung, die bei den Zuhörern in das Versprechen eifriger Missionshilfe sich umsetzten. In szenischen Darbietungen: „Von Hütte zu Hütte," einem Missionsspiel der hochverdienten Generalleiterin, und den gesanglichen Teilen, wurde dank den Leistungen des Jungfrauenchores von St Aposteln die Wirkung noch vertieft und verstärkt. Möchte jetzt besonders, in der schweren Zeit

Die Jack- oder Stinkfrucht

Sie ist eine Lianenart, die wie unsere Gurken am Boden kriecht. Sie wächst am Rande der Steppe wild, wird sie aber in den Garten verpflanzt, veredelt sie von selbst wie die Ananas. Die kürbisartige nach außen stacheliche Frucht riecht sehr übel, aber die in der Frucht zellenartig aufeinanderliegenden Feigen haben einen guten Geschmack, besonders wenn die Europäerin sie mit Zucker eingemacht hat. Denkt man an die anderen Tropenfrüchte, Paßaia, Feigen, Dattel, Mango, Ochsenherz Apfelsinen und Zitronen, Bananen, so wird man gestehen müssen, daß der liebe Herr Gott den Nachtisch der Schwarzen sehr wohl bestellt hat. — —



der Neuanfänge so mancher Missionen, diese Heimarbeit fürs Gottesreich, von Himmelssegen betaut, weiter wachsen und gedeihen!

Wie wir hören, hat der hochwürdigste Herr Kardinalpräfekt der Propaganda, van Rossum, nunmehr, getreu den Satzungen, auch den Ehrenvorsitz in der Claver-Sodalität übernommen. Aus Rom lief unter dem 19. April folgendes Schreiben in Salzburg ein:

„Hochgeborene Frau Gräfin! Sehr gern nehme ich ihre Bitte entgegen, das Protektorat über Ihr geschätztes Institut, gemäß den Konstitutionen der St Petrus-Claver-Sodalität, zu übernehmen. Auch danke ich für die Gefühle

kindlichen Gehorsams, die in ihrem Briefe zum Ausdruck kommen und im Vertrauen, daß der Herr die Sodalität segnen wolle und ich in bescheidener Weise zu ihrer immer größeren Blüte beitragen könne, wünsche ich Ihnen die auserlesensten Gnaden des Himmels. Ergebenster Diener G. M. Kard. van Rossum, Präfekt, C. Laurenti, Sekretär."

Rückwandererhilfe

Gerne bringen wir, dem Wunsche der Geschäftsleitung entsprechend, den beifolgenden Aufruf zugunsten deutscher Brüder, die nun zurückströmen in die langentbehrte Heimat. Denn wer vermöchte besser die Gefühle zu würdigen, die diese fernherkommenden Deutschen erfüllen! Auch wir empfehlen die edlen Bestrebungen aufs wärmste.

„Der Strom der vertriebenen Auslanddeutschen hat sein Ende noch nicht erreicht.

Täglich kehren deutsche Rückwanderer in ihre Heimat zurück. Kostbare Menschenleben sind zugrunde gegangen; ihr Hab und Gut, ihre mühsamen Ersparnisse wurden zwangsweise verwaltet und verschleudert. Der Rückwandererhilfe E. V., Berlin, Schöneberger Ufer 21, ist vom Staatskommissar für die Regelung der Kriegswohlfahrtspflege in Preußen die Genehmigung zur Veranstaltung einer öffentlichen Sammlung, beginnend am 1. Juni 1919, gegeben worden. Die Vereinigungen, die sich in den Dienst der Rückwandererhilfe gestellt haben, benötigen erheblicher Geldmittel.

Es gilt, Gebrechlichen, Schwachen und Greisen, die aller Hoffnungen bar, nach Deutschland zurückkehren, eine angemessene Unterstützung zu gewähren. Es gilt, treue, starke Arbeiter, die um ihr Lebenswerk gebracht worden sind, zu neuem Schaffen zu stärken.

Der Aufruf wird sicherlich in allen deutschen Herzen seinen Widerhall finden."



Unsere Toten

Wir empfehlen dem hl. Opfer unserer Missionare, dem Gebete unserer Klostergemeinden und aller unserer Leser nachfolgende Verstorbene

Maria Huber, Katharina Urban, Theresa Pihl, Eckberg, Anna Rahmen, Heinrich Cohnen, Barbara Frenzen, Johannes Mispelbaum, Katharina Kops, Agnes Heidefeld, Joseph Tillenberg u. Frau Gülpen, M.Gladbach. Peter Rosendahl u. Franz Rosendahl, Horrem Bez. Ddorf. Schw. Luzilla Steinle, Saulgan. Maria Nolten, Driburg. Frau Conzen, Rote-Erde. Frl. Anni Franken, Elisabeth Nelles, eine eifrige Förderin, Elli Heiermann und Emma Brändli, Köln-Ehrenfeld. Frau Ader, Essen-Ruhr. R. I. P.



Für Mußestunden



Seht, wie sie leiden!

Friedliche Erinnerung an eine Großstadtschule
von Egbert.

Was mir eine Straße und eine Schule erzählt, ist soviel des Unvergeßlichen, Leidvollen und Herzbewegenden, daß diese Zeilen nicht einmal annähernd den Eindruck wiedergeben können, der den Besucher gefangen nimmt und schmerzlich aufzucken läßt beim Anblick der Bilder, die einem da entgegentreten. Immer wenn ich dieses Haus betrat, um die Sonne übernatürlichen Trostes, menschlich=warmer Teilnahme mithineinzunehmen, die nur schwer durch die dunklen Mauern sich stahl, gedachte ich des Wortes, das beim großen Seher Dante über den Pforten der Hölle in flammenden Buchstaben steht: »Lasciate ogni speranza! Laßt jede Hoffnung fahren," die feste, nicht getäuschte Hoffnung auf völlige Genesung; denn diese Erfahrung macht man bei einem Großteil der Kranken, die auf solch eine Insel des Leids verschlagen wurden. Mancher und manche wankten keuchend, nach Atem ringend, über die Schwelle des weittorigen Eingangs, die nach kurzer Zeit in dem leichten L.=wagen still=schweigsam hinüberfuhren in eine große Halle, die im üppigen Gartenflor so eigenartig sich ausnimmt. Dort gehen gute Freunde ein und aus, weinen Mütter unstillbare Tränen, schleichen Kinder beklommen fort.

„Auf der Heid' ein Wolkenschatten
Fährt dahin das Menschenleben —
Zittert, in des Lebens Mitte
Sind vom Tode wir umgeben" (Weber)

so schluchzen die Vögelein im Hospitalgarten, der sich einen Deut schert an die blassen Gestalten, die durch seinen Blumenwald und über seinen Schnee=teppich getragen werden.

Kennst du die Geißel der Menschheit? Sie beherrscht den ganzen Erd=kreis und fordert jährlich allein mehr Opfer als alle andern Seuchen zusammen. Sie nennt sich kurzerhand »Tbc.« Wir haben auch ganz eigene Namen für diese Erscheinung, die Junge und Alte schreckt, wenn wir sehen, daß ein lieber Mitmensch gar zu sehr erbleicht und ein leichtes Hüsteln, dann schmerzliches Würgen, schließlich entsetzliches Mühen um ein bißchen Lebensluft, zu Besorg=nissen Anlaß gibt. Nun denk, dir mal ein Haus, wo die Opfer dieser Gottes=geißel liegen, Reihe an Reihe, eine endlose Kette von Geprüften, Schrecklich leidenden Menschen. Im Kriege waren es Feldgraue und Heimatkranke, die vielfach auch infolge der erbärmlichen Verpflegungsverhältnisse den Todeskeim in sich groß werden fühlten. Eine Schule war das Gebäude; drin saßen fröh=liche Knaben und Mädchen und lauschten den belehrenden Unterweisungen der Erzieher, bald ward dann eine Hochschule des Leidens daraus. Sind sie nicht alle mehr oder weniger gute Lehrer, diese Beispiele hinopfernder Geduld, die da Tage und Nächte ausharren auf dem Schmerzenslager, weiß Gott unter

welch seelischen Qualen, oft unter Aufbäumen des ganzen sinnlichen Menschenwesens, gegen die Hoffnung an die Hoffnung glauben.

Beglückend-schön war der Tag, an welchem über diesen Stätten blutenden Leids die Sonne aufging in leuchtender, mild-tröstender Schönheit, Jesus im Tabernakel, der Arzt aller wunden Seelen. Wo früher das Podium für den Lehrer seinen Platz hatte, stand fortan der bescheidene Altar, und die Lampe lud mit sanftem Schein zur beschaulichen Einkehr beim Heiland mit dem liebeglühenden Herzen. Wie grüßt sein herrlich Bild gewinnend vom Altar hernieder. Kommt alle zu mir, Mühselige, Beladene, „ich will euch erquicken." „Herz-Jesu Schule" müßte sie heißen, denn dem Heilandsherzen ist das traute Kapellchen geweiht. Wäre nicht der erste Freitag gewesen, wieviel Segen, Trost, Erhebung hätte da den Kranken fern bleiben müssen. Fast vollzählig kamen oft die ergrauten Krieger, mit einer Selbstverständlichkeit, die rührend war. Manches Bündel drückender Seelenlast ist da abgelegt worden. Oft auch packte die kranken Leiber ein süßes Grauen, geheimes Weh'n, als knieten viele ungeseh'n und beteten mit ihnen. Da glänzte beim Gedanken an Weib und Kind, eine harrende Braut, eine Träne im trüben Auge. Wie schallte es aus sonst so müden Kehlen mächtig anschwellend zum Altar: Sieh' wir kommen — als Kranke zum Arzte — und viele, viele kamen und gingen gehoben, gefestigt vom Tische des Herrn.

Die Rundgänge vor der hl. Messe zur Austeilung der hl. Kommunion, voran die Schwester oder der Meßjunge mit dem Glöcklein, waren Freudengänge für die bettlägerigen Kranken. Wer möchte die Seligkeit solcher Menschen schildern, die Wochen und Monate den siechen Leib dahinschleppen, mit einem erschreckend- geringen Körpergewicht, nur wenig Hoffnung mehr geben. An Festtagen trugen wir sogar das große Kreuz voran, zwei allerbrävste „Jungens" begleiteten den Priester mit brennenden Kerzen. Im Saal blüht ein Tisch vor lauter Rosen, Lilien oder anderen Blumen. Der König ziehet ein: „Seht doch das Lamm Gottes, das der Welt Sünde trägt." Die Schwester, die stets die Vorläuferarbeit geleistet, dem Herrn ein vollkommenes Volk zu bereiten, betet mit Kindeszartheit vor. So hielten wir's stets. Die hervorbrechenden Tränenbächlein, die das fahle Gesicht benetzen, künden beredt von unfaßbarem Glück, das die Herzen erfüllt. Wie manche Bekenner anderer Glaubensgemeinschaften konnten sich der aufquellenden Rührung nicht erwehren. Ja, wenn der Arzt kommt, freut sich jedes gramgebeugte Herz!

Die Kinder, diese Lieblinge des segnenden Gottmenschen, fehlen nicht. Ein ganzer Saal beherbergt dieselben, zumeist aus Familien, wo die Krankheit, die wir auf den Totenzetteln eine heimtückische nennen, zu Hause ist und nimmer von der Schwelle weicht. Mutter und Kind, Brüderlein und Schwesterlein, sind hier ins gleiche Schicksal verwickelt. Wenn eines der Kleinen, das der Todesengel gar zu gerne haben möchte, dies wünscht, und genügend unterrichtet ist, kommt sein schönster Tag, die Erstkommunionfeier. Da schweben lauter weiße Engelein durch den Saal, als hätten sie, eben vom Paradies gekommen, im Saal 22 sich ein Stelldichein gegeben. Die Knaben stehen nicht zurück; sie tragen grüngoldene Schärpen wie alte Fahnenträger. Der Freudentag ist da. Das Versehglöcklein klingt durch alle Gänge und Zimmer. Allgemein ist die Wonne, mit fortreißend die Bewegung, die keinen ruhen läßt;

dort stehen sie, die Kleinen, die Sängerinnen mit der spielfrohen Schwester, die jeden Tag fernher kommt, um Freude mehren zu helfen. Der überglückliche Seelsorger segnet die ganze Schar ein und dann beginnt der Triumphzug durch das Haus. Klein-Karlchen trägt ein epheuumranktes Schild: „Seht doch, er kommt, er naht, bereitet ihm den Pfad." Todkranke Menschen stehen da, sie müssen es sehen. Die Türen stehen weit offen, damit möglichst alle vom Glanz und Glück des Tages etwas mitbekommen. Wir wollen schnell weiter ziehen, damit den sehnenden Zuschauern das Herz nicht allzuschwer werde vom bittern Meidenmüssen. Da gehen die weißen Kinder wie Königinnen im lockigen Haar, zwei Engelein, ein unzertrennliches Pärchen: Paula-Mariechen schreiten fürbaß der Kapelle zu, wo die Räume nicht fassen der Schauenden Menge und die Seligkeit, die alle Gemüter ergriffen. Unvergeßliche Stunden! Heute sind manche der Engelein und das begnadete Kind längst aus dem Erdental fortgezogen, um mit den himmlischen Genossinnen dem Lamme zu folgen, wohin es geht.

Solche Tage sind seltene Lichtpunkte im dunklen, nebelverhangenen Alltagsgrau der qualvollen Tage. Welche Gefühle müssen einen beschleichen, wenn eine Zimmergenossin nach der andern heimkehrt in der Blüte der Jahre, ganze Säle sterben aus, Kinder, Mädchen, Männer und Frauen, werden hinweggerafft. Niemals sehen sie den nahenden Frühling, ringsum heitres Lachen und tolle Ausschweifungen betörter Großstadtkinder. Wie tut es diesen weh, die des Lebens Faust so hart und unsanft angefaßt. Wie martert der Gedanke das Hirn der Armen: Warum soll ich denn nun stets des Glückes Stiefkind sein? — Da lösen die Foltergedanken nicht selten einen Strom von Tränen aus: Im Buch des Lebens stehts geschrieben. „Selig die Trauernden, denn sie werden getröstet werden."

Arme und doch beneidenswerte Seelen, von der ewigen Weisheit selig gepriesen zu werden. Haltet still, vielliebe Kreuzträger, ihr sollt ein prangendes Kunstwerk im Tempel Gottes werden!

Und du, Leser, denke in deiner Freude an die Trauernden, beim Schlafengehen an die von Schmerzen Wachgehaltenen. Wie heißt's denn im unsterblichen Abendgebet:

„Kranken Herzen sende Ruh,
Nasse Augen schließe zu."

„Gott segne, stärke euch, und sende euch Hilfe auf eurem Schmerzensbette." (Ps.)

Liebe um Liebe

Von Elisabeth Hoffmann

Gertrud von Albers saß, mit ihrer Tante Margaret angeregt plaudernd, an dem gedeckten Abendteetisch. Die schweren Fenstergardinen waren fest zugezogen, sodaß das Zwielicht des lauen Sommerabends ausgesperrt war und sich nicht störend in die helle Beleuchtung, die von dem elektrischen Kronleuchter ausging, einmischen konnte. Aber hinter den Gardinen waren die Fensterflügel geöffnet, um einem erwarteten Schall von draußen freien Zutritt zu gewähren.

Bis jetzt waren die beiden Damen in prächtiger Stimmung, besonders

Gertrud sprühte von Geist und Fröhlichkeit. Sie konnte keine fünf Minuten ruhig sitzen, sondern hatte alle paar Augenblicke noch etwas anders im Zimmer zu ordnen; hier einen Sessel anders zu rücken, dort die roten und weissen Rosen in der Bronzevase anders zu gruppieren. Dazwischen lief sie immer wieder horchend zum Fenster und kam dann nach einem Weilchen enttäuscht zurück: „Man hört noch immer nichts, Tante Margret."

Diese war allmählich einsilbig geworden. Sie hatte schon zum zweiten Mal frisches Wasser in die Teemaschine nachgegossen, die leise und eintönig über der Spiritusflamme sang. Aber als es jetzt gar zum dritten Mal nötig wurde, schüttelte sie energisch den grauen Kopf, sodaß das schwarze Spitzenhäubchen in bedenkliches Schwanken geriet und sagte halb ärgerlich, halb bekümmert:

„Nein, diese Unpünklichkeit! Jetzt ist es schon eine halbe Stunde über die festgesetzte Zeit. Worin diese Verspätung nur ihren Grund haben mag?!"

„Weiß ich's, Tantchen? Vielleicht nur eine Geduldsprobe seitens meines zukünftigen strengen Eheherrn, damit meine Sehnsucht nach ihm wächst", versuchte Gertrud zu scherzen, obwohl es ihr selbst plötzlich innerlich gar nicht so leicht, sondern im Gegenteil, recht bang, wie unheilahnend, zu Mute war.

Eine Weile saßen dann die beiden Damen stumm einander gegenüber, jede ihren eigenen Gedanken nachsinnend. Aber auf die Dauer war dieses Schweigen unerträglich, es bedrückte die Stimmung noch mehr, die Stille war so beängstigend. Darum gab Gertrud sich Mühe, wieder ein Gespräch in Gang zu bringen, um die trüben Gedanken zu bannen.

„Weißt du, Tante Margret, wer mir das vor einem halben Jahr prophezeit hätte, daß ich Walter heut Abend sozusagen als Braut erwarten würde, den hätte ich für nicht ganz normal gehalten."

„Ja freilich, Trudel. Fast unglaublich ist es schon. Und ich denke auch jetzt noch manchesmal, vielleicht hättet ihr eure Verlobung besser noch hinausgeschoben, bis ihr ganz sicher waret, daß die Gesundheit Walters auch tatsächlich wieder völlig hergestellt ist."

„Aber Tantchen, das sind wir doch jetzt schon. Als wir vor vier Wochen Walter besuchten, sprach ich mit Geheimrat Kerschel selbst über sein Befinden und er antwortete mir wörtlich: „Ich muß gestehen, gnädiges Fräulein, ein derartiger Erfolg ist mir, seit ich das Sanatorium leite, noch nicht begegnet; und ich habe in den dreißig Jahren meines Hierseins schon unzählige Lungenkranke in Behandlung gehabt. Aber daß dieser Lungenschuß so tadellos verheilt, haben wir doch größtenteils der kerngesunden Natur des Patienten zu verdanken, unsere Waldluft allein hätte das nicht vermocht."

„Und siehst du, Tantchen," setzte Gertrud hinzu, „nach solch günstiger Auskunft hatte ich doch keinen vernünftigen Grund mehr, die flehende Bitte Walters, endlich unsern Verlobungstag festzusetzen, abzuschlagen. Der arme Junge hat lange genug gewartet."

„Und du Trude, sehnst dich auch danach, glückliches Bräutchen zu werden?" frug die Tante mit leisem Lächeln.

„Klar, Tantchen! Und zudem — dann wirst du auch die Verantwortung für mich los, wenn du sie in die Hände meines künftigen — Mannes legen kannst."

„Gott wolle dein Glück und deine Zukunft in Seinen Schutz nehmen!"

sagte die Tante ernst und blickte nach der Uhr, deren Zeiger schon wieder um eine halbe Stunde weiter gewandert waren.

Sie teilte die Sorglosigkeit ihrer Nichte, deren Vertrauen in die Gesundheit Walters, nicht so restlos, und der Gebetsseufzer von eben war nur ein Ausdruck ihrer heimlichen Befürchtung gewesen. Sie hielt es nicht für möglich, daß der schreckliche Lungenschuß, wie die Ärzte ihn selbst bezeichnet hatten, den Walter zu Ausgang des fürchterlichen Krieges davongetragen hatte, so glatt verheilen sollte. Trotzdem konnte sie den Bitten der beiden jungen Leute, die sie um ihre Einwilligung zu ihrer Verlobung gebeten hatten, nicht länger widerstehen.

Als Gertruds nächste Verwandte hatte sie nach dem frühen Tode deren Eltern an der kleinen Waise Elternstelle vertreten und war ihr innig zugetan, wenn auch ihre Erziehungsweise eine strenge, fast männlich herbe gewesen war. Viel Freude hatte Gertrud als Kind nicht kennen gelernt, früh schon war ihr Leben beherrscht von den Begriffen: Standesbewußtsein, Pflichtgefühl. Von diesen beiden ausgehend, lief die Erziehung der Tante besonders darauf hinaus, Gertrud zu einer tüchtigen, künftigen Hausfrau zu machen, die in ihrem ererbten großen Besitztum gut Bescheid wußte. Daneben pflegte sie dann noch den lebhaften Wunsch, sie an einen ebenbürtigen, tüchtigen Gatten zu verehelichen.

Zum Glück kam Gertruds Neigung den Wünschen der Tante im letzten Punkte voll entgegen. Sie liebte Walter von Billing, den zweiten Sohn der besten Freundin Tante Margrets. Diese Freundin weilte mit ihren Kindern oft wochenlang auf Schloß Albersruh und so lernten die jungen Leute sich schon früh kennen und schätzen. Als Walter dann ein junger, blonder Hüne und Gertrud ein erwachsenes junges Mädchen geworden war, förderte Tante Margret gern die Neigung der beiden. Trotzdem aber stellte sie sich einer Verlobung der jungen Leute energisch entgegen, als Walter in den Krieg mußte, so sehr sie auch von beiden Seiten mit Bitten bestürmt wurde. Und da Gertrud damals noch minderjährig war, setzte die Tante auch ihren Willen durch.

„Zur Verlobung ist es noch früh genug, wenn Walter gesund wiederkehrt", war die Antwort der Tante, bei der sie besonderen Nachdruck auf das Wort „gesund" legte. Denn nur einen starken, *gesunden* Mann sollte Gertrud heiraten, der ihr großes Besitztum zu womöglich noch höherer Blüte bringen konnte.

Diese Betonung war Gertrud nicht entgangen, aber sie tat, als höre sie dieselbe nicht. Denn sie war entschlossen, auf keinen Fall von Walter zu lassen, auch nicht, wenn er als Krüppel wiederkehren sollte.

„Aber, Gott sei Dank!" dachte sie jetzt bei sich: „Walter ist nach seiner Verwundung schon jetzt so gut wie völlig gesund, bald wird er kommen und Morgen feiern wir Verlobung." — —

Die Wartezeit heute Abend schien ein Stück der Ewigkeit zu sein. Der Gesprächsstoff war erschöpft und wieder herrschte die beklemmende Stille von vorhin in dem hohen Raum. Nichts war zu vernehmen als das regelmäßige Ticken der hohen Standuhr und das leise Singen des Wassers im Teekessel, das die Tante schon wieder einmal nachgefüllt hatte. Und leise arbeitete ein Holzwurm im Getäfel.

Auch von draußen drang kein lauter Ton herein. Nur eine einsame Nachtigall in den dichten Jasminbüschen des unter den Fenstern sich hinziehenden Gartens schluchzte ihr Lied.

Da schrillte die Glocke durch's Haus.

Gertrud und Tante Margret, die beide gedankenverloren dagesessen hatten, zuckten zusammen.

„Ob er jetzt kommt?" sprach die Tante, mehr zu sich selbst.

„Man hat nichts gehört, er wollte doch mit dem Auto kommen", bemerkte Gertrud, erhob sich und horchte zur Tür hinaus.

Nach wenigen Sekunden kam das Stubenmädchen mit einer kleinen silbernen Platte: „Ein Telegramm für das gnädige Fräulein."

Mit zitternden Fingern erbrach Gertrud das Siegel und las:

„Baron von Billing erkrankt, wünscht Sie zu sehen. Kerschel."

Gertrud wurde es schwarz vor den Augen, sie mußte sich hinsetzen. Aber nur für eine Minute. Dann schüttelte sie die Schwäche ab und sagte fest:

„Tante, wir reisen. Um zehn Uhr geht ein Zug, den erreichen wir noch. Dann sind wir spätestens um ein Uhr im Sanatorium Waldheil. Geheimrat Kerschel wird uns auch bei Nacht einlassen."

Tante Margret hatte nichts gegen den Plan einzuwenden. Mitleidig umfaßte sie Gertrud und sprach mit ungewöhnlich sanfter Stimme:

„Armes Kind!"

Dann wiederholte sie die Worte, die sie vor einer knappen halben Stunde wie vorahnend gesprochen hatte: „Gott nehme deine Zukunft in Seinen Schutz!"

Eine viertel Stunde später saßen die beiden Damen im Wagen und fuhren der nahen Station zu.

Die etwa dreistündige Eisenbahnfahrt wurde schweigend zurückgelegt. Jede hing ihren Gedanken nach. Diejenigen Gertruds eilten dem Zug voraus, ihre bange Sorge ließ sie nur eines wünschen: Vorwärts, schnell vorwärts, — nicht zu spät kommen; Walter noch einmal sehen — mit ihm sterben. Denn wenn sie auch keine nähere Kenntnis von der Art seiner plötzlichen Erkrankung hatte, gerade das Plötzliche derselben bereitete sie auf das Schlimmste vor. Und das hätte sie so gern mit ihm teilen mögen. —

Die Tante fühlte den ganzen Jammer dieses jungen Herzens mit und verhielt sich aus Schonung ebenfalls schweigend. Aber in ihr Mitleid mit Gertrud, die von einem unerbittlichen Geschick rauh von der Schwelle irdischen Glückes zurückgerissen wurde, als sie gerade im Begriffe gewesen war, dieselbe zu überschreiten, mischte sich auch das Bedauern über das Scheitern ihrer eigenen Pläne. Denn auch für Tante Margret stand es fest, daß Walter ihrer Nichte Gertrud für diese Welt verloren war.

Und sie hatten sich in dieser Annahme nicht getäuscht. Als sie nach Mitternacht, von Aufregung und Furcht seelisch erschöpft ankamen und nun dem alten, gütigen Geheimrat gegenübersaßen, faßte dieser Gertruds Hand und sagte mit väterlicher Stimme:

„Er starb als Held, mein Kind! Zeigen sie sich seiner würdig!"

Wenn Gertrud nun auch auf Schlimmes gefaßt war — daß das Allerschlimmste, der Tod schon eingetreten sei, hatte sie doch nicht erwartet. Und mit einem Schmerzenslaut warf sie sich in die Arme der Tante.

Diese und der Geheimrat suchten ihr zuzureden, sie zu trösten. Letzterer erinnerte sie an die vielen Frauenherzen, die während des fürchterlichen Krieges gleiche und noch schwerere Opfer hatten bringen müssen. „Auch dies ist noch ein Kriegsopfer, meine liebe Baroneß," meinte er. „Bringen sie es mutig, wie tausend Andere ihres Geschlechts.

Tante Margret suchte ihm, wie um Gertruds Schmerz zu entschuldigen, zu erklären:

„Das arme Kind stand am Vorabend seines Verlobungstages mit dem so plötzlich Verstorbenen. Darum trifft es Sie doppelt hart."

„Ich weiß", erwiderte der Geheimrat. „Heut früh erst hat er mir alles erzählt."

Und als Gertrud ihn daraufhin fragend ansah, berichtete er weiter:

„Der Baron fühlte sich in letzter Zeit so wohl, daß ich ihm ohne Gefahr leichte sportliche Übungen erlauben konnte. Heute früh nun bat er mich um die Erlaubnis, auch einmal einen flotten Ritt unternehmen zu dürfen. Ich weigerte mich erst, bis er sagte: „Nun, so hören sie denn. Ich fahre heut Nachmittag zu Baroneß Albers und werde mich morgen mit ihr verloben. Da soll mein heutiger Ritt ihr und ihrer Tante den Beweis liefern, daß ein völlig gesunder Mann sich um sie bewirbt. Darum werde ich reiten, ob mit oder ohne Erlaubnis."

„Nun, da blieb mir nichts anders übrig, als einzuwilligen. Wie ich später von seinem Begleiter hörte, nahm er, trotz meiner Warnung, ein grosses Hindernis, setzte in kühnem Sprung über eine hohe Hecke. Kaum aber hatte sein Pferd auf der andern Seite den Boden berührt, kam ein jäher Blutsturz aus seinem Munde und machte seinem Leben ein schnelles Ende. Seine letzten Worte sollen gelautet haben: „Für dich, meine Gertrud."

Aufmerksam hatten die beiden Damen den Bericht angehört. Bei den letzten Worten aber rief Gertrud klagend: „Ich Unglückliche, so habe ich seinen Tod auf dem Gewissen!"

Der Geheimrat suchte sie zu beruhigen: Nicht doch, meine liebe Baroneß. Sie sind vollständig unschuldig daran."

„Ja, hat er denn nicht meinetwegen den Ritt unternommen, der sein Todesritt wurde?"

„Wenn auch. Dieser Ausgang war Gottes Fügung. Vielleicht, um Sie vor einem ähnlichen Schicksal zu bewahren, wenn Sie schon Gattin gewesen wären, das Sie entschieden noch härter hätte treffen müssen. Vielleicht, um Sie vor der Ehe überhaupt zu bewahren, weil er Ihnen andere, größere Aufgaben bestimmt hat — ich weiß es nicht. Aber Sie werden's einst erkennen."

Mit großen Augen sah Gertrud zu ihm auf. Plötzlich durchzuckte es sie: „Warum depeschierten sie, er wünsche mich zu sehen? Wenn er doch schon verschieden war?"

„Weil sie auf ihn warteten. Weil es barmherziger war, als die bittre Wahrheit. Und — wünschen **Sie** nicht, **ihn** zu sehen?"

Jetzt schon gefaßt, erhob Gertrud sich:

„Ja. Gehen wir." (Forts. folgt).



Bücher und Blätter



„Wachende Augen für Afrikas Glück" von P. Arno Bötsch, S.J., 24 S. 16°, Verl. der „St. Petrus Claver-Sodalität", Köln, Maria-Ablaßpl. 10a, sowie alle bekannten Abgabestellen derselben.

Statt jeder weiteren Empfehlung, führen wir hier nur eine Rezension aus der Feder der bekannten Schriftstellerin Enrika Baronin Handel-Mazzetti an: „Es ist schon eine ganze Literatur über die St. Petrus Claver-Sodalität entstanden, Kritik und Apologie; aber kaum je ist eine Apologie so ans Herz gehend, so überzeugend, so mitfortreißend gewesen wie diese." H.M.

Alte und neue Herderbücher

Das formschöne Missionsbuch des feinsinnigen Erzabtes N. Weber **„Menschensorge für Gottes Reich"** (VIII u. 310 S. Mk 4.40, geb. Mk 5.60) erscheint in 2. u. 3. Aufl. Der Buchschmuck von G. Kölnsperger ist eine neue Zier dieses so warmherzigen Werkes der Missionsliebe. P. Meschlers Schriften finden nachgerade größte Verbreitung. Die **„Leitgedanken katholischer Erziehung."** 4. u. 5. Aufl. kart. Mk 4.20, werden nie unzeitgemäß werden, denn sie sind in Ewigkeitstiefen verankert. Zum **„Charakterbild Jesu"** desselben Verfassers 4. u. 5. Aufl. kart. Mk 3.40 teilt alle Vorzüge der gründlichen Art dieses großen Meisters. Einen Siegeslauf nimmt durch das Land die anziehende Lebensbeschreibung der frühvollendeten Schwester Regina Most O. Pr. (9.—12. Aufl.) 17.—25. Tsd. kart. Mk 4.50. Was wir in dem neuen Anhang erfahren, zeigt die Kämpferin im Kloster in fesselnden, wahrheitsgetreuen Zügen **„Geh hin und künde"** noch weiteren Tausend, sie werden sich nicht müde lesen an diesem tröstenden Buche. Vom Dunkel ins Licht führen auch die in 4. u. 5. Aufl. herauskommenden Lebensbilder im 2. Bd. von **„Fügung und Führung"** (VIII u. 316 S.) geb. Mk 6.60. Reizvolle Seelengemälde; Schüler und Meister erstehen lebendig vor dem Leser. Eine rechte Trostgabe beschert uns Dr Jos. Wichard in den Vorträgen über den Himmel **„Der ewige Trost."** (VIII u. 60. S. kart. Mk 1.60. Ja er weiß zu trösten, kindlich-fromm, der Gottestrost im Gotteswort fließt reichlich mit hinein. P. J. Braun S.J. gibt die beliebten Betrachtungen des † P. Beißel. 4. Bdchen. **„Fastenzeit,"** 6. Bdchen **„Verherrlichung Unseres Herrn"** je in 3. Aufl. heraus.

P. v. Oer kann schreiben, über was er will, er hat seine eigene, einnehmende Weise. Seine **„Familienweihe ans hl. Herz Jesu"** ist erweitert als 2. Aufl. mit der klügste Mahner zu der neuerdings gepflogenen Art der Herz-Jesu-Verehrung. **„Eucharistische Funken"** (3. u. 4. Aufl.) ist wieder so ein köstlicher Edelstein zum Liebgewinnen. Eine Goldgrube herzlicher Frömmigkeit. Mit Freuden begrüßen wir die beiden kleinen aber feinen Schriften von Fürstbischof Bertram: **„Familiensinn"** 4.—8. Tsd. und **„Mein Firmungstag."** (7.—17. Tsd.) Mk 1.70; dies letztere ist eine Firmgabe, wie wir sie besser nicht denken können. Das ist mal eine würdige Ehrung des Gottesgeistes! Für den Kampf mit dem **„Wolf im Schafpelz"** ist eine brauchbare handfeste Waffe **„Sozialdemokratie und Christentum"**. Das 6.—16. Tsd., welches erscheint, zeugt von der bewährten Güte.

Tante Emmy wird nie vergessen werden, solange Kranke für Trost noch zugänglich sind. M. Müllers Lebensbild idealisiert nicht, sie bewundert aber den Heldenmut ihres Vorbildes. Die 2. u. 3. Aufl. wird nicht die letzte sein. Gediegendste Belehrung, rücksichtslose Warnung und schärfsten Tadel bietet Dr Schmitt's **„Des Priesters Heiligung."** Die ungekünstelte Form entspricht ganz dem erhabenen Inhalt. Ein Priesterbuch, wie wenige. Selber ein Wonnegarten und köstliches Kunstwerk ist die novellenartig geschriebene Briefausgabe: **„Der Dichterinnen stiller Garten,"** die Joh. Mumbauer besorgt hat. H. Mazetti und M. v. Ebner-Eschenbach treten uns greifbar nahe. Hier hat ein Großer große Seelen in das rechte Licht gerückt. Des beliebten

Svensson **„Aus Island“** ist ein bezauberndes Idyll; es klingt aus dem schmucken Bändchen wie ein einzig Lied: **„Aus der Jugendzeit.“** P. B.

Wahre Gottsucher. Von P. Hildebrand Bihlmeyer. 2. Bändchen.

Uns die großen Heiligen durch Züge ihres Wesens, die auch uns kleinen Menschen verständlich sind, nahe zu bringen, das ist P. Bihlmeyers, des feinen Heiligenforschers große Kunst. Er zeigt uns die lieben Heiligen in Lebenslagen, in die auch jeder Einzelne aus uns jeden Tag geraten kann. Und gerade darin besteht der Wert des Büchleins, daß die darin beschriebenen Heiligenpersönlichkeiten uns innerlich so nahe treten; daß wir nicht vor Größen gestellt werden, zu denen wir nur bewundernd aufsehen können, sondern die gelebt und gefühlt und gekämpft haben wie auch wir leben und kämpfen müssen und die uns darum ungewollt zum Vorbild werden. Dabei kein aufdringliches Moralisieren, aber es ist, wie wenn jeder und jede einzelne Heilige mit feinem Finger an unserer Seele klopfen und fragen würde: „Wie würdest du es an meiner Stelle gemacht haben, lieber Freund? Und dabei sind die 45 Heiligen des Büchleins, die über das ganze Jahr verteilt sind, so geschickt zusammengestellt, daß Vertreter jedes Alters, Standes und Geschlechts darunter sind; auch viele neuzeitliche Gottsucher und Gottfinder sind vertreten, was dem modernen Menschen besonders zusagen mag. So ist es durch seine ganze Art ein Buch, nicht nur für die „Frommen“ und für Sonn- und Feiertage, sondern für den tätigen, ernst strebenden und im täglichen Leben Gott suchenden Menschen. Der Schmuck und die Ausstattung des 100 Seiten starken Bändchens sind künstlerisch. E. H.

Die übrigen Neuerscheinungen führen wir nur in Kürze auf.

Neu-Deutschland und der Vatikan. Erwägungen über Artikel 3 des Entwurfs der neuen Reichsverfassung. Von F. Ehrle S. J. (18 S.) Mk —.60

Trennung von Kirche und Staat. Von O. Zimmermann S. J. (32 S.) Mk —.75

Sozialisierung. Von H. Pesch S. J. (32 S.) Mk —.75

Der Bolschewismus. Von B. Duhr S. J. (32 S.) Mk —.75

Uebungen des Geistes zur Gründung und Förderung eines heiligen Sinnes und Lebens. Von Bischof Johann Michael Sailer, neu herausgegeben von Dr Franz Keller. 2. u. 3. verb. u. verm. Aufl. (XII u. 380 S.)

Religion und Welt. Von P. H. Wilms O. Pr. 2. u. 3. verb. Aufl. 12⁰ (XV) u. 180 S.). Kart. Mk 3.50

Das Dorf entlang. Ein Buch vom deutschen Bauerntum. Von J. Weigert. 2. u. 3., verm. Aufl. gr. 8⁰ (XII u. 460 S.) Mk 10.—; geb. Mk 12.—

Pfalzgraf Hugo von Tübingen. Preisgek. hist. Erz. aus dem 12. Jahrh. von Kath. Hofmann. 2. Aufl. 12⁰ (VI u. 368 S.) Mk 4.20; geb. Mk 5.25

Deutsches Laienbrevier. Psalmen, Hymnen und Gebete. 4. Aufl. der Psalmenübersetzung von Dr Alois Lanner. 12⁰ (VIII u. 272 S.) Geb. Mk 3.80

Kind und Volk. Der biologische Wert der mütterlichen Stillpflicht. Von Hermann Muckermann S. J. 2., bedeut. verm. Aufl. 4.—7. Tsd. 12⁰ (VIII u. 152 S., 1 Tafel). Mk 2.—; kart. 2.40

Ich sehe den Himmel offen — Auf Sions Höhen — Bischof und Ministrant Der Unschuld Rettung — 4. Bändchen Erzählungen für jugendliche Erstkommunikanten von Konrad Kümmel je Mk 1.25, die auch in einem Vollband „Heilige Jugendzeit“ um Mk 4.40 erhältich sind.

Religionsunterricht und Heidenmission. Ein Weckruf zur Jugendmissionsbewegung. Von P. Odorich Heinz O. Cap. 8⁰ (X und 48 S.) Mk —.70

Das Männerapostolat. Seine Bedeutung und praktische Ausstaltung in der Jetztzeit. Zugleich ein kleiner Beitrag zur Geschichte der Seelsorge im 20. Jahrhundert. Von Dr Hermann Sträter, Pfarrer an St Joseph in Krefeld. 8⁰ (XII u. 168 S.) Mk 2.40

Im Heerbann des Priesterkönigs. Betrachtungen zur Weckung und Förderung des priesterlichen Geistes im Anschluß an das Evangelium des hl. Lukas. Von Karl Haggeney S. J. Sieben Teile. 12⁰

6. Teil: **Ehret Gott und seine Heiligen.** (Die Festtage des Kirchenjahres I). 1. u. 2. Aufl. (VIII u. 314 S.) 1918. Mk 4.—; kart. Mk 5.—;

7. (Schluß-) Teil: **Ehret Gott und seine Heiligen.** (Die Festtage des Kirchenjahres II). 1. u. 2. Aufl. (VII u. 418 S.) 1918. Mk 5.20; kart. Mk 6.20

Petrus Canisius. Ein Lebensbild von Otto Braunsberger S. J. Mit einem Bildnis des Seligen. 8⁰ (XII u. 334 S.) Mk 4.—; geb. in Pappb. Mk 5.—

Das Schwert des Geistes. Feldpredigten im Weltkrieg in Verbindung mit Bischof Dr Paul Wilhelm v. Keppler u. Domprediger Dr Adolf Donders, herrausgegeben von Dr Michael v. Faulhaber, Erzbischof von Mün-

chen-Freising. 3. u. 4. unveränderte Aufl. 8° (XIV u. 526 S.) Mk 7.—; geb. in Pappb. Mk 8.20

Mit Gott voran! Modernes Lehr- und Gebetbüchlein gegen die Genußsucht. Von P. C. Muff O.S.B. Mit 6 Vollbildern von V. Sommer 300 S. VII. Mk 2.10 und höher. Benziger, Einsiedeln.

Muff zu empfehlen ist unnützes Mühen. Er trifft den Volkston, wie nur ein echter „Pater" und kerniger Schweizer ihn treffen kann. Er macht es gründlich, schneidig fragt und antwortet er. Warum, wozu, wie, wer, mit wem voran? Alle, die in der Genußsucht, zumal im Alkohol, einen todbringenden Feind sehen, wollen diese Waffe sich nicht entgehen lassen. Die frischen, erquickenden Sommer-Bilder seien eigens erwähnt. P. B.

Aus dem Skizzenbuch meines Lebens von Anna, Freiin v. Krane. Verlag von J. u. A. Temming, Bocholt i. W.

Auch dieses zweite Bekenntnisbuch, das uns mancherlei Erkenntnisse vermittelt, ist von derselben, eigenartig-offenen Schlichtheit, die Schatten und Licht unparteiisch verteilt. Die ganze Darstellung verät, daß hier das Leben selbst seine „Skizzen" ausstellt. Man kann sich von solchen Büchern unschwer trennen, denn sie führen zu tief hinein in die Seelenwerkstatt andrer großer Menschen. Carmen Sylva und Liliencron kann man begegnen; die Worte in „Einfachheit" beschämen und verwirren uns förmlich. Wie tief und zahrtfühlend A. v. Krane sich einbaut in die Umwelt, zeigen „Mein Schornstein," „Großmutters Garten." Auch sie mußte die Hoffnung auf ein stolzes Deutschland zu Grabe tragen, im Buche steht sie noch ungebrochen da. Die „Schreibtischgeheimnisse" verstatten einen Blick in die edle, uradlige Künstlerin. Die störenden Druckfehler wollen wir den Kriegsverhältnissen zu gute halten. P. B.

Dr Jos. Tovini, Advokat in Brescia. Ein Mann des Glaubens und der Tat. 1841—1897. Deutsche Ausgabe besorgt von P. Leo Schlegel O. Cist. Schnell'sche Verlagshandlung Warendorf i. W. 1919 geb. Mk 4.—

Ein den kath. Männervereinen gewidmetes „Heiligenleben" eines noch nicht auf die Altäre erhobenen, aber echten Zeitapostels. Solche Bücher sind uns lieber als nach Wundern förmlich haschende „Auch-Bücher." Ein Held der Tugend, lange im Mailänder Missionsseminar weilend, erkennt er seinen Beruf und bleibt Laie, aber wird heilig. Er war ein Apostel der Eucharisti, Feuerseele voll flammenden Eifers. Recht, Freiheit, Gerechtigkeit hat er hochgehalten. Der Sprache wäre etwas mehr Schmiegsamkeit zu wünschen, sie ist oft spröde und voller Härten. Für eine wünschenswerte Neuaufl. möchten wir einige Druckfehler anmerken. S. 28. i fehlt; 36 V für B; 46 Ornens statt d; 53 urd = n; 55 ber = d; 59 machts = s; 61 steht 1995; 81 „einen Wicher" sollte in einem Buche fehlen; S. 151 das = ß.

Ein Buch für das „Männerapostolat" wie geschaffen. Die Borromäusbüchereien dürfen es sich nicht entgehen lassen P. B.

Die Bergstadt Monatsblätter, herausgegeben v. Paul Keller. Bergstadtverlag Wilh. Gottl. Korn, Breslau. Monatl. ein Heft, Preis vierteljährl. Mk 4.—, Einzelnummer Mk 1.50. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen u. Postanstalten. 7. Jahrgang Heft 9 Juni 1919

Das vorliegende Heft bringt den nahenden Abschluß der Nanni Gschaftlhuber. In der ganzen Bergstadt hallt es wider von jubelnden Zurufen. „Kehre wieder." Bald wird nun die köstliche Wienerart auch in Buchform weitere Leserkreise fesseln. Fritz Müller ist wieder mit entzückenden Beiträgen vertreten. Tiefe Sehnsucht packt den Leser in R. Kloses „Wenn sie nach der Heimat schauten," die Schweizer Internierten. Das deutsche Trutzlied v. P. Keller sollte uns trotz Unglück und Not durch die Seele klingen. Vertonung und Wortlaut sprühen und glühen in kraftvoller Art. P. Holke Dorfpolitiker Topper, Rhododendron, Kleinstadtidyll und Hirtenknabe sind frische, frohe Sommerkinder. Das ganze ein Sonnenstrahl in düsterem Nebellande. P. B.

Briefkasten

Eingesandt mit der dringenden Bitte um Veröffentlichung: Gebetserhörung:

„Gedenket der armen, verlassenen Seelen im Fegfeuer. In größter Lebensgefahr opferte ich alle Leiden Gott auf für die ärmsten, verlassensten Seelen im Fegfeuer und gelobte bei Rettung eine jährliche heilige Messe für dieselben und Veröffentlichung, damit auch andere der armen Seelen gedenken, worauf mir schnell, fast wunderbar, Hülfe wurde." Fr. G. H. H.

Für die Schriftleitung verantwortlich: P. Peter Büffel C. S. Sp., Missionshaus Knechtsteden. Druck u. Verl.: Missionshaus Knechtsteden, Stat. Dormagen (Rhpr.)

Postscheckkonto Cöln 3543

Preis durch Förd. bez. Mk 1,20, durch Post u. Buchh. Mk 1,50.

Erscheint mit Erlaubnis der britischen Behörden

Nov.-Dez. 1919 20. Jahrgang Heft 11 u. 12

Echo aus den Missionen der Väter vom Heiligen Geist und unbefleckten Herzen Mariä

Weihnachtswunsch und Bitte

Die Schriftleitung des „Echo aus den Missionen" sowie die deutsche Provinz der Väter vom Hl. Geist entbieten allen treuen Lesern, den eifrigen Förderern und Förderinnen in Stadt und Land, innige Glück- und Segenswünsche zum hohen Weihnachtsfeste. **„Ehre sei Gott in der Höhe und Friede den Menschen auf Erden!"** Haben wir Menschen neben diesen himmelerflossenen Wünschen überhaupt noch Anrecht, andere geltend zu machen? – Der ganze Missionszweck ist in den Worten der Engel ausgesprochen. Sie seien uns Wahlspruch, Leitstern und Ansporn in der Apostelarbeit. Unser herzlicher Dank geht an alle Missionsfreunde für die edle Mithilfe am Gotteswerke. „Ihre Namen stehen im Buche des Lebens." Zugleich fügen wir die Bitte an, im kommenden Jahre mit alter Treue zu uns zu stehen; **denn wir sehen uns genötigt, den Bezugspreis auf 2 Mk für den Jahrgang** (durch Post und Buchhandel,) **1.80 Mk** (durch Förderer) **zu erhöhen. Die Verteurung der Herstellungskosten zwingt uns, diesen „Zuschlag" zu erheben.** Hoffentlich scheitert die Gönnerschaft nicht an dem neuen Opfer, das wir verlangen. Schriftleitung und Verlag werden sich bemühen, durch öfteres Erscheinen und bessere Aufmachung die Leser schadlos zu halten.

Knechtsteden, November 1919 **Die Schriftleitung.**

Wie man bei der hl. Messe für die Missionen beten kann

Von P. Franziskus Perger C. S. Sp.

Das Staffelgebet mit seinen ernsten und tröstenden Buß- und Reuegedanken, mit seinem vertrauensvollen Aufblick zu Gott, das flehentliche Kyrie eleison und das himmelhoch jauchzende Gloria in excelsis Deo haben in dem Priester, der mit Sinn und Innigkeit die hl. Messe liest, eine derartige Stimmung erweckt, daß es ihm ganz aus der Seele gesprochen ist, wenn die hl. Kirche ihn nun veranlaßt, sich zum Volke zu wenden und aus der Tiefe und der Fülle seines Herzens den Gläubigen zu sagen: „Der Herr sei mit euch!" So sehr soll er selbst seines Gottes und von dessen Liebe voll sein, daß er dieses hohe Glück allem Volke, ja aller Welt nur sehnlichst wünschen mag. Ein Priesterherz muß wie ein Apostelherz, wie das Heilandsherz weit sein wie das Weltall; alle Menschen muß es umfassen, allen den Herrn mit seiner Wahrheit und Liebe, seinem Licht und seiner Gnade wünschen. Und dein Herz, mein treuer Missionsfreund, edle Missionsfreundin, muß ebenso weit sein, und dann magst du im stillen Innern deiner Seele im Andenken an die armen Heiden betend mit dem Priester denken: „Der Herr sei mit euch, ihr armen gottesfremden Heiden!" Dabei wird noch manche fromme Bitte mitklingen in deiner Seele, du wirst so manches Mal dem Herrn noch sagen wollen, inwiefern er mit jenen armen Menschen sein soll; denn wenn er nicht mit ihnen und den Missionaren ist, wenn er, der Herr, nicht das Haus, den Tempel des Hl. Geistes baut, dann schaffen die Werkleute umsonst, wie der Psalmist sagt. Und er selbst soll und will in all den neugeschaffenen Gottestempeln, in all den neubekehrten Heidenseelen wohnen. Dann beten wir: „Der Herr sei mit euch!" Nach jenem frommen Gruß und Wunsche siehst du den Priester sich wieder zum Altare wenden, wo er auf der rechten Seite aus dem Meßbuch besondere Bittgebete spricht, wie sie dem Feste oder der Zeit des Kirchenjahres entsprechen. Die Liebe ist erfinderisch, sagt das Sprichwort, die Missionsliebe ist es auch. Es wurde bei dem Segenswunsche: „Der Herr sei mit euch" schon so mancher Gedanke wach in der betenden Seele, jetzt hast du Zeit, diesen Gedanken nachzugehen und zu beten nach jeder Richtung hin, um Berufe, um Wohltäter, um Treue und Beharrlichkeit für die Neubekehrten und die Missionare usw. Du magst deine Gedanken und Bitten ruhig weiter spinnen, so lange du den Priester auf der rechten Seite des Altares beten und die Epistel lesen siehst.

Nun aber kommt etwas Neues, etwas Auffallendes. Der Meß-



Stern von Bethlehem – Von F. B. Doubeck

O Wunderstern von Osten,
Steig' auf im Siegesgang
Laß uns den Frieden kosten,
Davon der Engel sang. :-: :-: (G. Koch)

diener trägt das Buch auf die andere Seite des Altares, und der Priester folgt ihm und liest das Evangelium. Diese Ceremonie deutet direkt auf die Heidenmission hin. Sie erinnert zunächst an Jesu öffentliches Auftreten, nachdem er 30 Jahre in der Verborgenheit gelebt, und da die hl. Messe die ganze Menschheitsgeschichte und auch das ganze Leben und Leiden Jesu darstellt, müssen sowohl sein verborgenes Gebetsleben zu Nazareth wie auch seine im Dienste der Allgemeinheit stehende Lehrtätigkeit in der hl. Messe ihr Spiegelbild finden. Das ist auch der Fall. Er war gesandt, wie er sagte, zunächst zu den verlorenen Söhnen des Hauses Israel. Er erklärte dem Volke in der Synagoge zu Kapharnaum, von ihm gelte das Prophetenwort: „Der Geist des Herrn ist über mir; darum hat er mich gesalbt und mich gesendet, den Armen das Evangelium zu verkünden und zu heilen, die zerknirschten Herzens sind." So haben es vor der Hand auch die Apostel gehalten. Als aber das Judenvolk sich in seiner Mehrheit halsstarrig weigerte die Wahrheit anzunehmen, da erklärte ihnen Paulus offen und ehrlich: „Zu euch mußte zuerst das Wort Gottes geredet werden, weil ihr es aber von euch stoßet und euch des ewigen Lebens unwürdig erachtet, sehet, so wenden wir uns zu den Heiden." Zur Erinnerung an diese Tatsache wird das Buch auf die linke Seite des Altares getragen.

Eine erschütternd ernste Ceremonie, wenn mann bedenkt, wie dieses Wort des hl. Paulus auch für die modernen Menschen wahr werden könnte, die vielfach mindestens so große Materialisten sind wie die damaligen Juden. So wird das Evangelium tatsächlich von einem Volk zum andern, von einem Geschlecht zum andern getragen, um überall als Samenkörnlein ausgestreut, mit der Zeit hundertfältige Frucht zu bringen. Und während auf dem Neuland eine schöne, große, reiche Ernte heranreift, geht man vielleicht dort, von wo die Säleute kommen, den letzten Halmen und Ähren nach, die noch auf dem Acker verstreut zu finden sind. So kann es einmal für unser Vaterland, für das ganze schwache und glaubensmorsche Europa kommen. Nordafrika, wo einst blühende Bistümer bestanden, wo heute alles christliche und kulturelle Leben versumpft ist, kann als Beispiel gelten, und die Diaspora ist zum Teil auch ein Beweis versinkenden wahren Christentums. An all das denkt man leicht, wenn man sieht, wie das Evangelienbuch herumgetragen wird. Sehn wir aber auch am Ende des Evangeliums, wie der Priester in Ehrfurcht die hl. Worte, die er gelesen, küßt, und hören wir, wie der Meßdiener dabei sagt: „Lob sei dir Christus," dann wollen wir den hl. Vorsatz erneuern, auf keinen Fall in unserm Missionseifer zu erlahmen, und mögen die Zeitverhältnisse noch so übel sein. Ja wenn

alles sich gegen dieses hl. Unternehmen richten sollte, wie es die Freimaurerei in diesem Kriege in den Missionen getan, dann wollen wir doch nicht ablassen und noch mehr beten und wirken für die Missionen; denn er, der gesagt: „Gehet hin, lehret alle Völker usw., der hat auch die Schwierigkeiten gekannt und gesagt: „Mir ist alle Gewalt gegeben; ich habe die Welt überwunden; und ich bin bei euch alle Tage bis ans Ende der Welt." Also tragt sie weiter, die frohe Botschaft:

Für Gott und die Seelen
Getreu bis zum Tod!

Denn „das Evangelium ist eine Gotteskraft zum Leben einem jeden, der glaubt," sagt der hl. Paulus. Es ist eine Gnade zu glauben, aber es ist auch Sache des Willens, es ist die Lebensprüfung, und die entscheidet der Wille, der sich Gott und seinen unendlich weisheitsvollen Geheimnissen demütig unterwirft oder sich stolz gegen dasselbe auflehnt. Und wer in dieser vernünftigen Demut sich beugt und aus christlich gottsuchendem Herzen sagt: „Credo, Ich glaube," der wird der Gotteskraft inne, die in starker, opferfreudiger, heldenmütiger, ja auch feurig flammender Liebe aus dem Geiste des Evangeliums hervorwächst. Mit welcher Überzeugung und Andacht spricht solch eine Seele mit dem Priester bei der hl. Messe: „Credo, Ich glaube an Gott den Vater, den allmächtigen Schöpfer, an Jesum Christum, seinen Sohn, der uns erlöste, an den Hl. Geist, der uns heiligte, an die hl. katholische Kirche mit all ihren Sakramenten, an die Gemeinschaft der Heiligen und ein ewiges Leben. Amen!" Aber es gibt auch einen Glaubensgeist, und der ist noch mehr als der bloße Glaube. Der Geist ist es, der lebendig macht, so daß der Gerechte aus dem Glauben und nach dem Glauben lebt, daß ihm Gott und Christus, sein Eingeborener, wirklich alles ist. Der Mensch mit dem im hl. Pfingstfeuer flammenden Glaubensgeist hat kein sehnlicheres Verlangen, als daß dies hl. Feuer brenne und alle Herzen entflamme so wie das Christus der Herr selber auch wünschte. Und, ein Mensch, der dieses Glaubensgeistes voll ist, der in diesem Pfinstfeuer des Glaubens glüht, dem das Credo nicht nur bei der hl. Messe, sondern auch im praktischen Christenleben fortwährend wie ein Loblied aus der tiefsten Seele erklingt, der rastet und ruht nicht, auch allen andern Menschen, die ihm nahe stehen, diesen Glauben und diesen Glaubensgeist zu erbitten. Doch nicht nur den Nahestehenden, nein auch den armen Heidenvölkern erfleht er diese Gnade. In seinem demütigen Bekenntnis: „Ich glaube;" liegt die Bitte: „Herr gib auch den armen Heiden diesen hl. Glauben an dich, an Christus, an den Hl. Geist, an all deine Güte und Liebe, an deine Gnaden und Gnadenmittel, den Glauben an das ewige Leben. Amen."



Aus unsern Häusern



† Brudernovize Rochus Rödder

„Sieh, wie schön und lieblich ist es anzuschauen, wenn Brüder zusammen wohnen" ruft begeistert der königliche Sänger aus. Gilt dieses Wort schon von irdischem, geselligem Zusammensein, so gewinnt es eine noch viel tiefere Bedeutung für die unzertrennbare Gemeinschaft der Seligen des Himmels, zumal wenn Brüderbande beide umschlangen. Im vorigen Jahrgang brachte das Echo (1918 S. 83) unter den Gefallenen Br. Gebhard Rödder. Heute zählt auch der ältere Bruder, der damals in französischer Gefangenschaft weilte, zu den Toten. Wir hoffen, daß beide vereint am Throne Gottes vielfältig ersetzen, was sie uns hier nicht sein konnten. Josef Rödder stammte aus Duisdorf bei Bonn, wo er am 21. März 1894 geboren wurde. Nach dem Besuch in der Volksschule half er zu Hause auf Feld und Flur kräftig mit. Das Lesen frommer Schriften an stillen, traulichen Sonntagen, besonders der „Stadt Gottes," „St. Antoniusbote," ließ nach seinem eigenen Geständnis in ihm den Wunsch rege werden, sich dem Ordensstande zu widmen und seine Person ganz in den Dienst der Mission zu stellen. Im Sommer 1913 trat er in Knechtsteden ein und am 21. Juni 1914 ward er Novize. Der Jüngling reifte zum Ordensmann, bis der Krieg eine jähe Unterbrechung brachte. Während desselben geriet er 1915 in Gefangen-



† Brudernovize Rochus Rödder

schaft, deren Leiden und Opfer er mit starker Geduld ertrug. Lange hoffte er auf die Heimkehr, die Sehnsucht nach dem Kloster verlangte nach Befriedigung. Da raffte ihn eine Krankheit im August 1919 hinweg. Nun mögen die beiden, die demselben Ziele entgegengingen, im Himmel den Lohn der treuen Arbeiter empfangen haben. Gott tröste die Eltern, denen zwei solch edle Söhne entrissen wurden. Er hat die Hingabe auch angenommen und wird den Opfernden und Geopferten entgelten „mit Lohn der reichlich lohnt." R. I. P.

P. B.

Heimkehr

„Ach, die Ferien sind zu End'
Reicht zum Abschied mir die Händ'!
Vater spricht manch ernstes Wort,
Mutter wischt die Träne fort."

Ja zu End' waren sie, die schönen Ferien, und ob's auch schwer fiel: pünktlich trafen wir Kl. Scholastiker im lieben Kloster wieder ein. Trotz des Abschiedes vom Vaterhaus herrschte wenige Stunden vorher eine fröhliche Stimmung unter uns; man erzählt, man lacht — wie's denn halt da ist, wo viele Jungen beisammen sind. Noch winkten ja auch nicht die Schultage mit ihren tintenbeklecksten Fingern, noch trauerten die großen und kleinen Lehrbücher dickbestaubt hinter Schloß und Riegel und krümmten all ihre Blätter vor Sehnsucht nach den alten Bekannten, denen sie wieder Plagegeister werden wollten für ein ganzes, langes Jahr. Ja, trauert nur weiter! Vorerst heißt's für uns: „Hinaus Kameraden, hinaus, hinaus; in's Feld, in die Kartoffeln gezogen!" Viel Arbeit harrte nämlich unser. Wie jedes



† Schol. Georg Mößmer C. S. Sp. (S. Echo 7/8 S. 108)

Jahr, mußten wir auch diesmal fast vierzehn Tage lang auf Knechtstedens ausgedehnten Feldern Kartoffeln auflesen. Es war allerdings mühsam, aber schön war's doch! Mit Sang und Klang zog man aus, mit Sang und Klang kehrte man vom Felde heim! Glückliche Jugend! — Und als am 2. Oktober der Unterricht wieder begann, da war niemand, der murrte; froh und zufrieden nahm jeder die altgewohnte Arbeit auf, in der Liebe zu Jesus, in der Liebe zu seiner hl. Mutter, zur größeren Ehre Gottes.

Noch einer anderen Heimkehr müssen wir gedenken: der Heimkehr zweier kriegsgefangenen Scholastiker. Wie hatten sie sich gesehnt nach dem fernen Kloster, — monatelang, — jahrelang. Qualvoll hatte ihr Herz geschlagen in dem fernen, harten Lande, wo keiner ihre Muttersprache redete, wo alles fremd war. Und trauernd, erstickend war das Heimweh über ihnen gelegen, wie eine dunkle Wolke, die keinen Sonnenstrahl der Freude aufkommen ließ. Endlich, endlich konnten sie heimfahren, und das eintönige Rasseln und Schütteln des Zuges klang ihnen wie jubelnde Musik: Heimat, geliebte, zu Dir, zu Dir! — Nicht mit jauchzender Freude haben wir sie begrüßt. — Zu ernst waren ihre Gesichter geworden — nein, still nahmen wir sie auf und freuten uns, als es in ihren Augen wieder sonnig leuchtete, wie es geleuchtet, bevor sie in den mordenden Krieg zogen. Im Noviziat der Kleriker arbeiten sie nun weiter an ihrem hehren Ziele, und schon nicht mehr allzufern ist der Tag, wo sie sein werden Arbeiter im Weinberge des Herrn, wo alles, was sie Trauriges erlebt, hinter ihnen liegt wie ein böser, böser Traum.

In die ewige Heimat ging am Vortage des Herz-Mariäfestes, 22. Aug. 1919 P. Dominikus Schleweck C. S. Sp. ein, der erste Schüler der deutschen Ordensprovinz zu Kaiserswerth, der erste Obere des Missionshauses Broich. Fast schien es, als ob er wahr machen wollte die Worte des großen hl. Augustinus „Unruhig ist unser Herz, bis es ruhet in dir." Die nächste Echonummer wird dem Heimgegangenen ein längeres Gedenkblatt widmen; denn unsere Provinz hat in P. Schleweck einen ihrer eifrigsten Mitarbeiter verloren. V.



Unsere Toten

Wir empfehlen dem hl. Opfer unserer Missionare, dem Gebete unserer Klostergemeinden und aller unserer Leser nachfolgende Verstorbene

Nik. Pütz, Jos. Diehl, Morsbach. Maria Lüttgens, Chr. Jos. Kelber, Schleibach. Anna Schmutte, Paderborn. Sibylla Müller, Gevelsdorf. Domilia Jäck, Unterzell Wttbg. Alois Klinkenberg, Broich. P. Dominikus Schleweck C. S. Sp., Brudernovize Rochus Rödder C. S. Sp., Knechtsteden. Br. Markus Gaßmann C. S. Sp., Zabern. Frau Mäurer, Josef Görres, Linden. Paul Thelen Neusen. Förderer Heinr. Nohr, Winkeln. Karl Witthauer, Lola Rinderknecht, Maria Hasert, Käthchen Watteler und Heinrich Röttgen, Köln. Anna Ophelters und Wwe Peters, Viersen. R. I. P.



Aus unsern Missionen



Apostolisches Vikariat Bagamoyo

II. St Johann Bapt., Bahi.

a. Vorgeschichte der Mission

Schon seit 1909 trug man sich mit dem Gedanken einer Neugründung in der Nähe der Zentraleisenbahn, im südlichen Usandawi. Man hoffte dadurch das Bekehrungswerk bei den Wagogo auf breitere Grundlagen zu stellen und den Nachbarstationen Usandawi und Irangi günstigere Lebensbedingungen zu bieten. Wegen der allzuweiten Entfernung, die nur eine Versorgung durch Träger ermöglichte, waren die genannten Missionen nicht wenig in ihrer Entwicklung gehemmt. Im Februar 1910 unternahmen die den Lesern bekannten PP. Nägel und Lemble eine erste Erkundungsreise. Viel Hoffnung auf eine aussichtsreiche Gestaltung der Dinge war nicht vorhanden, doch die Möglichkeit einer Gründung wurde fortan im Auge behalten. Eine zweite Reise im darauffolgenden Jahre ergab die dringende Notwendigkeit unverzüglichen Handelns. Unvorhergesehene Umstände ließen aber Kibakwe im Grenzgebiet von Uhehe und Ugogo zuerst entstehen. Zur selben Zeit errichteten die Benediktiner im Süden des Ugogolandes eine Nebenstation, was eine gewaltige Bewegung in anglikanischen Missionskreisen zur Folge hatte. Nun gab es kein Zögern mehr. Ilonga sollte, wie früher für Vidunda und Kibakwe, auch für die neue Gründung die Katecheten stellen. Drei Patres brachen am Feste Peter und Paul in verschiedener Richtung auf, um die Katechetenposten festzusetzen. Nach vierzehn Tagen waren fünfundzwanzig Schulen mit vierzehn Katecheten gegründet.

Jetzt trat man an den Bau der Mission selbst heran. Lange schwankte man zwischen Bahi und Kintinku und konnte zu keinem Entschluß kommen. Am 9. Juli schrieb P. Ludwig in sieghaft-froher Stimmung: „Es lebe St Johann Baptist von Bahi. In Bahi müssen wir bleiben. Wißt ihr warum? Erstens: Bahi allein ist der Mittelpunkt, von dem aus man am leichtesten die meisten Zweigstellen besuchen kann. Zweitens: Bahi bietet ein vortreffliches Wasser, das beste weitum im Lande. Drittens: Wegen seiner Höhenlage kommt Bahi allein für die Errichtung einer Mision in Betracht. Schade nur, daß das Volk im Islam versunken ist. Zwar ist Kintinku gleichsam ein Sammelbecken frischer, gesunder Völker. Aber seiner niedern Lage wegen hat es im halben Jahr kein Wasser aufzuweisen."

b. „Dornen und Disteln soll sie dir tragen." — Erbauliches und Unerbauliches von Land und Leuten

Die Ngogolandschaft, worin Bahi liegt, ist wahrlich kein irdisches Paradies, kein reizvolles Eden, und die Wahl des Hl. Johannes des



Im Schatten eines Palmenblattes

Täufers zum Patron der neuen Gemeinde — vox clamantis in deserto: die Stimme des Rufenden in der Wüste — ist eine überaus glückliche und bezeichnende. Während mehr denn sechs Monaten sieht

Ugogo einer rechten Wüstenei verzweifelt ähnlich, und der Reisende, der in den Monaten Mai bis Oktober das Land durchquert, wird kein gutes Andenken mit nach Hause nehmen. Die Felder sind ausgetrocknet, öde und wüst, die Bäume ohne Laub; die Bäche nichts anderes als mit Sand gefüllte Pfützen. Einige steinichte Hügelketten, und zahlreiche Baobab (Affenbrotbaum) ragen aus der mit Dorngestrüpp übersäten Ebene hervor. Stundenweit kann man gehen, ohne etwas Grünem zu begegnen, ausgenommen einigen dicken Stauden, die der Landschaft aber auch nicht zur Zierde gereichen. Am Tage fegen heftige Wirbelwinde, am Abend förmliche Stürme über das Land dahin, dann wird der Sand aufgeschüttelt und das welke Laub der Bäume tanzt im Wind. In größeren Abständen weist der Busch lichte Stellen auf; es sind die meist recht unansehnlichen Dörfer der Wagogo.

Die Wagogo, wie alle andern Stämme im Westen des Vikariats, wohnen in großen Hütten, „Tembe“ genannt. Dieselben sind ziemlich niedrig, lang und mit Erde bedeckt. Diese Hütten schließen dann einen recht- oder viereckigen Hof ein, der Ochsen und Kühen als Stall dient. Die Kälber, Ziegen und Hämmel, sind in den Hütten selbst untergebracht. Dort leben sie im buntesten Nebeneinander zusammen mit mehreren Wagogofamilien. Mensch und Tier scheint nur eine große Familie zu bilden. In diesen Behausungen wird man körperliche oder sittliche Reinheit vergeblich suchen.

Da in der Regel während sechs Monaten nicht ein einziger Tropfen Regen fällt, ist das Wasser im Land sehr selten. Die Wagogo graben dann im Sand der ausgetrockneten Bäche Brunnen, die sie nach dem Maße des Fortschreitens der trockenen Jahreszeit tiefer und tiefer legen müssen. Jeden Tag kommt der Ugogoneger mit einem Seil und einer Kalabasse, um die oben notwendige Wassermenge für seine Herden zu gewinnen. Für sich selber braucht er nie dieses Wasser; er trinkt die Milch seiner Kühe.

Und die Moral der Wagogo? — Alles, was nicht Kuh, Esel oder Ziege heißt, interessiert sie überhaupt nicht. Ihr einziges Ideal ist, möglichst viele Kühe zu erlangen, um eine große Anzahl Frauen nehmen zu können. Die Beschneidung ist überall Sitte. Kleidersorgen haben die Wagogo auch keine. Die Kinder gehen bis zu einem weit vorgeschrittenen Alter vollständig nackt, die Erwachsenen tragen ein über die Schultern geworfenes Tuch, das sie notdürftig bedeckt, wenn es nicht im Winde flattert. Ein fahrendes Nomadenvölkchen! Sind nach drei oder vier Jahren die Felder abgenützt und finden die Herden keine Nahrung mehr, dann brechen sie die Hütten ab und bauen sie in einer Entfernung von zwei oder drei Tagereisen wieder auf.



Fröliche Uru-Knaben (Ost-Afika)

c. „Es muß doch Frühling werden"

Aus all dem Gesagten ersieht man, wie schwierig die Bekehrungsarbeit bei den Wagogo sich anläßt. Die Mission macht nur langsam Fortschritte. Nach fünf Jahren opfervollsten Mühens haben wir nur sieben christliche Familien und im ganzen fünfzig Christen. Nun möchten aber die Missionare ihr liebes Ugogo nicht in allweg grau in grau gemalt wissen. Wenn im Oktober der Saft in den Bäumen steigt und Baum und Strauch zu blühen beginnen, gleicht das Land einem ungeheuren, duftenden Blumenstrauß. Das ist das Zeichen der nun einsetzenden Regenzeit. Die Felder bringen reiche Ernte, die Bäche füllen sich mit Wasser, Milch, Butter und Honig sind im Überfluß vorhanden. „Das Land, das von Milch und Honig fließt."

Von den Wagogo selber kann man bisheran nicht viel Gutes berichten. Doch, um der Wahrheit die Ehre zu geben, muß man sagen, daß die Missionare, angenehm enttäuscht, schon mehr Erfolge erzielt haben, als sie sich jemals zu versprechen getrauten. Die Leute kommen zu uns; sie übergeben uns ihre Kinder für die Schule; einige Schulen weisen sogar einen ziemlich regelmäßigen Besuch auf. Auch viele Erwachsene lassen sich unterrichten. Die gute Saat beginnt aufzugehen. Der Bischof hat schon wiederholt Bahi besucht; immer konnte er einigen die hl. Taufe oder Firmung spenden. Vielleicht

können wir später wieder einmal Erfreuliches von der jungen Mission melden. Unter Opfern haben die Patres gepflanzt und die zarte Pflanzung umhegt; Gott gebe himmliches Gedeihen!

III. St Petrus Claver: Kibakwe

Operarii pauci! Der Arbeiter waren viel zu wenige. Br. Thaddäus (ein alter Knechtstedener) starb am 8. April 1915 in Morogoro an den Folgen der Kriegsleiden im Militärdienst. Der Obere schaut in seiner Einsamkeit voll Sehnsucht nach neuen Mitarbeitern aus. So machten wir statt Fortschritte große Rückschritte. Die Mission zählt 180 Christen, von denen gut die Hälfte von Ilonga herübergekommen sind. Im Jahre 1913 waren auf 35 Katechetenposten 2000 Schulkinder; heute sind es noch 25 Katecheten und 1500 Schüler. Dazu kommen noch 1000 Taufbewerber. Die Tätigkeit unter den Wahehe und Wagogo erfordert ein gutes Maß von Klugheit und Geduld. Alle Gedanken und Wünsche gehen nur auf Vermehrung der Viehbestände und der Frauen. Die Vielweiberei ist bei den weniger begüterten Leuten an der Tagesordnung. Nach dem Kriege, wenn erst das nötige Personal zur Verfügung steht, muß die Arbeit wieder aufgenommen werden.



Der Festtag naht (Rombo O. A.)

IV. Hl. Kreuz: Lugoba

In der vom Krieg leidlich verschonten Station nimmt alles seinen regelmäßigen Fortgang. Einstweilen gelang es nur, die Jugend in der Schule zu beeinflussen. Die Erwachsenenseelsorge wird ungemein erschwert durch das verderbliche Treiben der Zauberer. Eine geheime Gesellschaft beherrscht das ganze Volk, erläßt verpflichtende Gesetze, die im einzelnen das menschlische Leben von der Geburt bis zum Tode regeln. Ohne recht zu wissen, woher diese Bestimmungen erfließen, halten alle Erwachsenen daran fest. Wer es nicht tut, gilt als geächtet und muß entweder das Land verlassen oder einem baldigen Tode entgegensehen. Die Leute setzen in die Zauberer blindes Vertrauen: die ärztliche Kunst liegt ganz in ihren Händen. Gewisse Kinder, sogenannte „Unglückskinder," lassen sie bald verschwinden. Ist jemand gestorben, so fahnden sie nach dem angeblichen „Täter," der den Tod verschuldet haben soll. Der Arme, der das Opfer solcher dunklen Künste wird, muß eine bedeutende Summe bezahlen.

Wann wird diesem Volke das Licht des wahren Glaubens aufgehen? Es werden noch viele Opfer gefordert werden, bis einigermaßen christliches Leben in dieser Gegend erblüht. Lugoba zählt heute 981 Christen, 105 christliche Familien, 28 Schulen, 1520 Schulkinder.

V. St Franz Xaver: Mandera

Zuerst gilt es, ein Wort des Gedenkens zwei Verstorbenen zu widmen, die Mandera nie vergessen kann: P. Dietlin und Br. Alexander. P. Dietlin verbrachte zweiundzwanzig Jahre in der Mission, er liebte sie — fast möchte man sagen — bis zum Übermaß. Seine Christen waren seine Kinder. Welchen Kummer bereitete es ihm, als in den Jahren der Hungersnot einige seiner Schäflein in andere, bessergestellte Missionen übersiedelten! Da schrieb er Brief um Brief an seine Mitbrüder, um ihnen seine Christen anzuempfehlen. Die Christen ihrerseits vergalten Liebe mit rührender Gegenliebe; sie nannten ihn nur »mzee wetu, unser alter Vater." Es brauchte fast einen förmlichen Befehl des hochw. H. Bischofs, um den Pater zur Europareise zu bestimmen, die doch zur gebieterischen Notwendigkeit geworden war. Kaum in Europa angelangt, schrieb er: „Die Ärzte finden mich bei guter Gesundheit, wollen Sie mir doch bitte gestatten, in meine Mission zurückzukehren." Da überraschte ihn der Krieg in der Heimat, im Mai 1916 starb der heimwehkranke Afrikaner fern dem Lande einer Sehnsucht.

Br. Alexander war im Jahre 1881 mit P. Strebler nach Mandera gekommen, hatte die Mission gründen helfen und dort den

größten Teil seines Missionslebens verbracht. Die Aufsicht über die Knaben und die Sorge für den Garten lag ihm ob. Er war nach 50 Jahren afrikanischen Missionslebens noch eben so treu und pünktlich in seinen Übungen, wie ein junger Profeßbruder. Im Oktober 1915 starb er eines gottseligen Todes. Das Andenken dieser beiden Toten wird in Mandera unvergeßlich sein.

Auch hier hatte im Gefolge des Krieges eine Erschlaffung der Gemüter in religiöser Beziehung Platz gegriffen. Viele der Erwachsenen waren, als Träger von der Regierung angeworben, den heimatlichen Sitten mehr oder weniger entfremdet worden. Auch die Frauentugenden in der Familie erblühten nicht im alten Glanz. Bei den Armen gesellte sich zu diesen Umständen noch die große Teuerung, die ihnen die Anschaffung von Kleiderstoffen fast unmöglich machte. An Sonntagen finden viele Christen in der allzukleinen Kapelle keinen Platz; deshalb ist bereits alles fertiggestellt für den Bau einer neuen Kirche. So wird denn mit Gottes Gnade der steinerne und unsichtbare Tempel Manderas bald wieder in verjüngter Schönheit erstehen.

VI. Unbefl. Empfängnis: Morogoro

Dieselben Schicksale wie anderswo brachten starke Erschütterung in den Missionsbetrieb. Besonders an den Neugründungen waren die Verluste zahlreich und recht bedauerlich. Doch bleibt eine gute Kerntruppe von Christen übrig. Die Außenposten, die der nötigen Überwachung entbehrten, haben auch beträchtlich gelitten. Es bleibt aber die Hoffnung und die rüstige Arbeit am Wiederaufbau.

VII. St Augustin: Tnnunguo

Der Obere der Mission, P. Jaeckel, weilt noch immer fern von seiner Herde. Als Vertreter kommt P. Superior von Matombo herüber, um die getreuen Schäflein zu weiden. Dasselbe Bild wie überall, wo die Prüfung des Krieges ihre Opfer gefordert.

VIII. U. L. Frau vom Siege: Usandawi

Bis Mitte April 1916 stand die Mission in voller Blüte. Über 3000 Schüler wurden auf 38 Katechetenposten unterrichtet. Ende April, als die Feindseligkeiten das Land erreichten, P. Lemble nach Indien gehen mußte, und die Herde den Hirten verlor, wurde Wohnhaus, Kapelle, Vorratsräume geplündert. Die deutschen Offiziere hatten die hl. Gefäße in Sicherheit bringen lassen. Nun begann auch der Greuel der Verwüstung an heiliger Stätte. Die zahlreichen Muselmänner entfalteten unter den Christen eine rege Tätigkeit und hatten auch großen Erfolg. Viele gingen heidnische Ehen ein, andere kehrten zum Heidentum zurück, lösten ihre christliche Ehe usw.

Nun beginnen die verirrten Schäflein allmählich wieder heimzukehren. Bis auf etliche fünfzig haben sie alle heimgefunden zum guten „Hirten und Bischof ihrer Seelen."

Rückblick

Betrübend war in allen Berichten der Hinweis auf die nachteiligen Folgen des nunmehr abgeschlossenen Weltkrieges. Gefallene, Vermißte, Gefangene, Kranke und Verwundete stehen in jeder Missionschronik. Ein „Soll," kein „Haben" bucht der Missionsfreund. Dazu kommt nun der Ausfall an Personal, wenn vielleicht die deutschen Arbeitskräfte zurückgezogen werden. Die ganze, lastende Schwere der Missionskrisis spricht mit lauter Stimme aus diesen trockenen Aufzeichnungen. Freunde der Heimat, noch bleibt uns eine Waffe und heilge Wehr: das innige, himmelstürmende Gebet: «Salva vos, perimus: Herr hilf uns, sonst gehen wir zu Grunde!" Gott ist unsere Zuflucht und Stärke. Und wenn die Berge versinken ins Meer, wir fürchten uns nicht. Der Kelch ist bitter; wir wollen ihn trinken, bis ein Engel kommt und die ringenden Kämpfer stärkt und den Weg zum Lichte weist.

Fern im Süd — Bilder aus unserer Mission am Amazonenstrom

Nach den amtlichen Berichten zusammengestellt von P. P. Büffel C. S. Sp.

2. Wachsen und Werden (Forts .u. Schluß.)

Mittelpunkt unserer Tätigkeit ringsum im Lande ist Bocca do Teffe, gleichsam das Hauptquartier. Die Stadtgemeinde Teffe ist einstweilen nur Wohnsitz des „Pfarrers." Zur Zeit ist man mit dem Bau einer Schule beschäftigt, die hoffenlich bald unter Dach und Fach kommen wird. Ferner haben wir ein altes Haus erworben, das die Regierung in ein Gefängnis verwandelt hatte. Mit Hilfe von Geldern, die für Krankenhauszwecke gestiftet worden waren, gelang es uns, das alte, zerfallene Gebäude instand zusetzen. Es soll eine Art Armenapotheke bieten, eine Heimstätte der Liebe und Güte, wo unser P. Superior als einziger Arzt im Lande, den Massenstrom des Elends, der Krankheit und Armut, aufnimmt und sammelt.

Armen Waisenkindern ersetzt das kleine Waisenhaus in Bocca do Teffe die Heimat und Mutter. Leider mußten wir die bislang stets erreichte Zahl 90 bedeutend verringern, da es an den allernotwendigsten Mitteln gebrach. Blutenden Herzens sahen wir die stattliche Zahl der früheren Jahre auf vierzig — sage und schreibe 40 — heruntergleiten. Das Leben der Kinder teilt sich zwischen Studium und Arbeit. Seitdem der eingeborne Leiter P. Alencar

sich des Waisenhauses angenommen, nahm das Werk einen ungeahnten Aufschwung. — Das alte Vorurteil, als ob man bei uns lediglich fromm beten und schwer arbeiten lernte, ist längst gewichen; heute steht unser Ideal unter dem leuchtenden Dreigestirn: Gebet, Arbeit und Studium.

Noch manches bleibt zu tun übrig. Die große Unwissenheit, der man allerorts begegnet, muß möglichst bald gehoben werden



Zum Kapitel: Afrikanische Schönheitsbegriffe

durch verstärkte Werbearbeit und Aufklärung über die christliche Religion. Erschreckend sind die Formen, in denen oft diese religiöse Gleichgültigkeit einem entgegentritt. An den Hauptpunkten rings um die Hauptpfarre müßten Katecheten die Vorarbeiten leisten für die Predigt des Misssonars. Einstweilen scheitern all diese Pläne an dem Mangel an Arbeitskräften und Geldmitteln. Der Krieg hat

auch hier manche Hoffnungen, die aufzukeimen begannen, erstickt.

Unsere Seelsorgserfolge ergeben zahlenmäßig folgendes Bild: 5112 Taufen; 2154 Firmungen; 758 Eheschließungen; 23697 Beichten; 22878 hl. Kommunionen.

Wenn in den kommenden Jahren unter der segnenden Hand des Friedensengels das Wort Gottes in diesem Verhältnis seinen Lauf nehmen wird, können die Missionäre am Amazonenstrom auf eine reiche, goldene Ernte hoffen.

3. Teffe: Auf- und Ausbau

Die Präfektur umfaßt zwei kanonisch errichtete Pfarreien älteren Datums: Teffe und Fonte-Boa, und zwei Quasipfarreien, die zugleich mit der Übernahme des Missionsgebietes ins Leben gerufen wurden.

Die Teffe-Pfarrei wurde im Jahre 1768 von dem Hochwürdigen P. Fritz aus dem Orden der unbeschuten Karmeliter gegründet und der Schutzheiligen des Karmels, der heiligen Theresia, geweiht. Nicht lange nachher wurde dieselbe von den Jesuiten übernommen, die auf diesem Posten treue, unverdrossene Arbeit leisteten, bis die berüchtigten Pombalgesetze dem segensreichen Wirken ein jähes Ziel setzten. Opferfreudige Weltpriester sprangen in die Bresche und bebauten diesen dornenvollen Weinberg Gottes bis zur Ankunft unserer Patres.

Die einst so blühende Christengemeinde bot einen unsagbar traurigen Anblick dar. Aber die nun einsetzende Neubelebung toter Wüsteneien, die alles hingebende Treue der ersten Apostel, verwandelte diese Stätten sittlicher Verwahrlosung und religiöser Gleichgültigkeit in stetig wachsende, üppig blühende Pflanzstätten der Tugend und edlen Gesittung. Ein erhebendes Sinnbild der aufstrebenden neuen Christenheit erstand in der Gestalt einer schmucken, dem „Lieben Jesus" geweihten Kapelle, dank der Wohltätigkeit eines hohen Offiziers, der dem ersten Missionsobern mit bewundernswertem Edelsinn zur Seite stand. Wer hätte ein solch rasches Fortschreiten für möglich gehalten? — Die Herzen wurden allmählich für das Reich Gottes zurückgewonnen — Es dauerte nicht lange mehr, da wurde nach Beschluß des Gemeinderates auf dem Marktplatz ein Standbild des göttlichen Herzens Jesu errichtet.

Die Herz-Jesu-Andacht hat den Missionären geholfen, dieses an und für sich harte, wenig ergiebige Erdreich träger, kalter Menschenseelen zu lockern und dem göttlichen Samen bessere Wachstumsmöglichkeiten zu schaffen. Häufiger Unterricht, fromme Bruderschaften und Vereinigungen, der kirchlichen Andachten duftender Blütenkranz: nichts ist unversucht gelassen worden, um das religiöse Gemein-

beleben zu heben und aus den Niederungen herauszuführen. Heute ist das Gebetsapostolat so gut wie eingebürgert. Das Herz-Jesufest mit voraufgehendem Triduum ist alljährlich der Anlaß zu begeisterten Huldigungen vor dem König der Herzen. Die ganze, unmittelbar empfundene Liebe des Volkes kommt bei dieser Gelegenheit zum rührendsten Ausdruck. Denjenigen aber, die dem Heiland den Weg in die Herzen bereiten helfen, den Hirten der Herde, fließt das Herz über von Dank gegen Gott, der den Sieg verliehen durch Jesum Christum.

4. Die andern Seelsorgstellen: Für Menschenmühen Gottes Segen allerwegen.

Die Teffe-Nachbarn, angespornt durch das Beispiel ihrer Landsleute, erbauten in Nogueira eine Kapelle an Stelle der in Trümmer gesunkenen alten Kirche. Zwei Jahre später, 1916, gab sich auch Caicara an die Kirchenbauarbeit. Das kleine Kirchlein, vor langer Zeit in Angriff genommen, hatte lange auf die weiterführende Hand warten müssen. Nun schien es, als ob seinem sehnenden Traum Erfüllung werden sollte. Aber auch dies mal erlahmten die rüstig beginnenden Kräfte, heute noch ist der so dringend benötigte Bau unvollendet; doch kann er vorab für den Gottesdienst in Gebrauch genommen werden.

Uariny ist im Bunde der Kirchengründer der Dritte, hat aber in bedauernswerter Anlehnung an den letztgenanten Genossen die im Rohbau fertiggestellte Kapelle ohne Bedachung stehen lassen. Die guten Leute scheinen nicht zu wissen, daß nur dem ausharrenden, alles zum siegreichen Ende durchführenden Unternehmer, die Krone winkt. Hoffen wir, daß St. Petrus, der Patron der Gemeinde auch diesem schwachen, verzagenden Willen Kraft und Ausdauer verleiht, damit auch Uariny ein würdiges Gotteshaus erhalte.

Fonte-Boa, die zweite Pfarre, ist ein echtes und rechtes Schmerzenskind für die Seelsorger, die es seit zehn Jahren betreuen. Es lohnt allen Schweiß und harte Mühe mit Undank und mancherlei lähmendem Verdruß. Der Grund all dieser Mißerfolge ist die unselige Politik, die die Geister scheidet und oft heftig auf einander platzen läßt. Der leidige Parteihader ertötet schon die Anfänge des Guten im ersten Entstehen. Unfertig, ein Bild trostloser Zerrissenheit, mühsamen Emporblühens, wie der auch nur zur guten Hälfte gediehene Bau der Kirche, so stellt sich uns das Bild des Gemeindelebens dar. Wie oft flehen die geprüften Missionare zum alles neu schaffenden Gottesgeist, daß er herniedersteige und erneuere das Angesicht dieses Erdstrichs. „Dann wird blühen die Einöde wie eine Wiesenau“ (Js.) Wann? — — Möge in nicht allzu ferner Zeit auch

da Gottes Segen der menschlichen Schwachheit zu Hilfe kommen und den Arbeitern den verdienten Lohn zuteil werden lassen.

5. Keimende Saat.

Die erste der nicht kanonisch errichteten Pfarrstellen ist San-Filippe. Ein buntes Völkergemisch, Stadt- und Landvolk lustig durcheinandergewürfelt, gibt dem Ort sein Gepräge. Hier hat ein einheimischer Priester, Msgr Fernandez Pavora, tüchtige Vorarbeit geleistet und den nachfolgenden Ordensleuten die Wege geebnet. Die etwas sehr im Eiltempo erstandene Kirche wurde von den zwei Patres ausgebaut. Schule und Wohnhaus folgten bald. Nun kann die tiefergreifende Seelsorgsarbeit beginnen.

San-Filippe ist eine Brutstätte aller freimaurischen Pläne, ein Mittelpunkt der Logenbrüder. Ungefähr alle führenden Mitglieder in Amt und Würde gehören der edlen Sippe an; die Leuchten des Landes sind auch hier Zier des „unsichtbaren Tempels," irrlichtern im Lande herum und verderben die Seelen, stürzen alle Mauern und Schranken ein und machen dem Priester viele Sorgen. Doch steckt im gemeinen Volke ein guter Kern; die braven Leutchen pflegen eine aufrichtige, herzliche Frömmigkeit. Die Rosenkranzbruderschaft und das Gebetsapostolat sind unsere Wohl- und Wundertäter. Die ausgestreute Saat beginnt langsam zu reifen; es mehren sich die Keime und Ansätze zu Besserem. Der Missionar hat sich im Lande dank der unbeugsamen Haltung im Parteigezänk, der alle und alles gewinnenden herzlichen Güte, eine geachtete Stellung errungen.

U. L. Frau von Carauary ist die zweite Hilfspfarre. Hier ist alles im Werden. Die Bevölkerung ist zu wenig seßhaft, als daß man hätte Fertiges schaffen können. Die Kapelle ist einstweilen nur eine armselige Hütte, die kaum dreißig Personen umfassen kann. Da bleibt noch vieles, vieles zu tun. Aber der Eifer des Pfarrers, der sechs Jahre das Land bereist hat, und der gute Wille seiner Schäflein lassen für die Zukunft Gutes erhoffen.

Bocca do Teffe, nennen wir's mal „Kaplanpfründe," schließt den Reigen der Amazonasposten. Das blühende Leben in der Gemeinde ruft auch da nach einem geräumigen Gotteshaus. Die einzelnen Stände und Altersstufen haben zahlreiche Mitglieder in der St. Josefs-Bruderschaft für die Kinder, dem Rosenkranzverein für die Frauen und der Hl. Geist-Bruderschaft für die Männer. Alles wurde bereits versucht, um die Gelder für eine würdigere Kirche flüssig zu machen: Sammlungen, Lotterien, u.a. An den Hochfesten des Kirchenjahres, Weihnachten, Ostern und Pfingsten, strömen die Christen in hellen Scharen zur Kirche. Der Bau wird in Bälde begonnen



Wenn das Grautier streiken will

werden. Dann werden wohl zu den alten Bekennern des Glaubens viele neue stoßen.

Ausblick

Die Mission am Amazonenstrom, auf wiederholtes Drängen

des Hl. Vaters, von unsern Vätern übernommen, forderte viele und harte Opfer von den neuen Seelsorgern. Der Todesengel raffte oft die besten, mutigsten Apostel mitten im Drang der Arbeit hinweg. Den Zurückbleibenden war das Herz zum Brechen schwer. Aber die Prüfungen brachten auch Gottes Gnade und Segen; es scheint, als ob die verklärten Heilandsjünger vom Himmel aus die Geschichte der Mission mitbestimmen. Durch Kreuz und Leid führt auch für Amazonas Hirten und Herde der Königsweg zur Herrlichkeit. Das Heilandswort ist auch für diese Opfermission gesprochen: „Fürchte dich nicht, du kleine Herde, denn es hat eurem Vater gefallen, euch das Reich zu geben." (Luk. XII 32.)



Aus Kirche und Welt



Die Väter vom Hl. Geist verlassen Spanisch-Guinea

Bekanntlich hatten unsere Patres auch in Bata, dem spanischen Teil Guineas, eine Mission. Schon seit langem hatte man eine Aufgabe dieses kleinen Werkes in Erwägung gezogen. Heute ist sie vollendete Tatsache. Nach einem Briefe des Hochw. P. Ferré ist die Übergabe an die spanischen Missionare, Söhne des Unbefleckten Herzens von Fernando-Poo, vollzogen. Auch ein Schritt zur Vereinheitlichung im Missionsbetrieb.

Französische Stimme über die Bedeutung Kameruns

Die schöne Kolonie mit den herrlichen Missionen der Pallotiner, wird in ihrer Bedeutung von den jetzigen Inhabern richtig eingeschätzt. In der Märznummer der Zeitschrift: »Afrique française« liest man: „Es ist für unsere ostafrikanischen Besitzungen von Wichtigkeit, daß Kamerun, das das Eingangstor bildet, sich in günstigen Verhältnissen entwickelt. Wer Kamerun besitzt, beherrscht Französisch-Ostafrika. Über Duala führt an dieser Küste der kürzeste Weg in das Innere Afrikas. Die neuerdings gelungene Wiederbelebung des Fochod über Garua beweist, daß unsere militärischen Gebiete und Nordkamerun ein einziges Ganze bilden. Durch Jaunde, Dhume und Nola nähert sich die Landschaft des mittlern Kongo dem Hafen von Duala. Über Mulundu und Nesse gelangt man rasch nach Brazzaville. Kaum eine Tagesfahrt beträgt der Weg zwischen Duala und Libreville, der Hauptstadt Gabuns, dessen nördliche Stationen in lückenloser Fühlung mit Ebolowa sind."

Zwei Neugründungen in Nigeria: Port-Hartcourt und Emeke

Zur Ergänzung der Artikelfolge über die Nigermission (Echo 19. 3, 4, 5, u. 6) bringen wir die Meldung zweier Neugründungen Ziemlich im Westen, an einer der Mündungen des Niger, liegt Port-Hartcourt, wo die größten Dampfer landen können. Eine Eisenbahnlinie verbindet die Stadt mit Inner-Nigeria. Hauptsächlich wegen der zahlreichen Kohlengruben und Kalksteinbrüchen in Enugu-Ngwo. So gewinnt Port-Hartcourt von Tag zu Tag an Bedeutung. Die Mission zählt dort bereits 300 Christen. In der Nähe von Enugu

Ngwo liegt Emeke, Mittelpunkt eines Gebietes von mehr als einer Million Seelen. Von allen Seiten kommen flehende Hilferufe: Schickt uns Katecheten. Messis multa. Die Ernte ist groß.

Msgr Shanahan in Adamaua

Die Apostolische Präfektur Adamaua (Nord-Kamerun) war kurz vor dem Kriege (28. April 1914) von den deutschen Mitgliedern der Herz-Jesu Priester übernommen worden. Diese mußten, wie die Pallottiner, im Kriege das Land verlassen. Von Dezember 1918 bis März 1919 unternahm der Nachbarpräfekt eine längere Reise in das Gebiet. Ossing, die erste Station, liegt 500 km von Onitscha entfernt. Er kehrte über Duala zurück. Der Bericht, den der Bischof an die Propaganda in Rom richtete, bringt erhebende und tröstliche Einzelheiten. Die Gesamtzahl der Katholiken beträgt 80, die zumeist aus Kamerun herübergekommen sind, der Katechumenen 3 bis 400. Diese armen Leute, wenig zahlreich, zerstreut, ihrer Hirten beraubt, sind gleichwohl zum größten Teil dem Glauben treu geblieben. Man kann sich die Freude der Christen denken, als sie wieder einen Missionar in ihrer Mitte sahen, der sie tröstete und ihnen eine bessere Zukunft in Aussicht stellte.

Eine neue Missionsschule in der Schweiz

In dem urkatholichen Walliserkanton haben die Väter unserer Genossenschaft den Versuch einer Gründung eines Missionskollegs gemacht. Alle Anzeichen lassen einen Erfolg erhoffen. Die Schüler sollten ihre Studien im Kolleg St. Moritz machen. Die Grippe hat bisher eine Sammlung der Schüler nicht zustande kommen lassen. Der Sitz des neuen Unternehmens ist Comeraz.

Br. Polykarpus Dohmen †; ein Bild rheinischer Missionsliebe

Als wir des Todes von Pater Balthasar gedachten, taten wir auch des Bruders Erwähnung, der nach drei Tagen dem Pater nachfolgte. Es muß ja stets der treue Diener die Wege seines Meisters gehen. Wieviel praktisches Christentum, starke Tugend, im Leben eines Missionsbruders Platz hat, kann man aus der kurzen Schilderung ersehen, die als Erinnerungsblatt dem lieben Heimgegangenen gewidmet sein soll. Bruder Polykarpus war geboren zu Mariadorf (Bez. Aachen) am 10. Juni 1880. Bevor er in die Genossenschaft eintrat, hatte er schon wichtige Arbeiten als Maurermeister geleitet. Ein Unglücksfall, der ihm beinahe das Leben gekostet hätte, gab Anlaß zum Versprechen, die Schritte zum Kloster zu lenken. Am 30. Mai 1900 trat er als Bruderpostulant in Knechtsteden ein, machte sein Noviziat und erhielt nach der Profeß einen Ruf in die Kilima-Ndscharo Mission. Dort war er wiederholt in Kilema, Kiboscho und Kilomeni, um bauliche Arbeiten auszuführen. Ueberall, wo er war, hinterließ er das Andenken eines ernsten, musterhaften Ordensmannes. Trotz eines rheumatischen Leidens, das ihn nie ganz verließ, fehlte er nie bei den religiösen Uebungen, und seine Krankheit hat seinem Arbeitseifer kaum je Eintrag getan. Nirgends drängte er sich vor; um seine Meinung befragt, äußerte er sich in bescheidener Weise; nie unternahm er größere Arbeiten ohne Rat und Zustimmung seiner Obern eingeholt zu haben. Die Mission hatte für den Wiederaufbau der zerstörten Stationen die größten Hoffnungen auf ihn gesetzt.

Von Natur neigte Bruder Polykarpus sehr zum Stillschweigen und zur Abtötung. Er war kein Freund langer, unnützer Gespräche und liebte die Zurückgezogenheit. Die Schwarzen hatte er ins Herz geschlossen; viel Mühe machten ihm ihre Fehler und ihr Leichtsinn. Er konnte dieselben ernst tadeln,

ohne sich deshalb sonderlich aufzuregen. Nie hat er einen Neger geschlagen; aber sobald die Arbeit es zuließ, begab er sich in die Kapelle, um für die Schwarzen zu beten. Im letzten Jahre sprach er viel von seinem nahen Tode. Da er an den großen Exerzitien nicht teilnehmen konnte, bat er um die Erlaubnis, dieselben auf der Nachbarstation zu machen, um sich auf die große Reise in die Ewigkeit vorzubereiten. Seine starke Gesundheit ließ keineswegs ein so nahes Ende befürchten. Die Entbehrungen und Härten des Missionslebens, besonders die schwer empfundene Vereinsamung, das Abgeschnittensein von der Heimat, waren nicht geeignet, den wackern Arbeiter gegen die Verheerungen der Grippeepidemie zu schützen. Im Drange angestrengter Berufsarbeit ward der getreue Knecht hinweggerafft. Nun ist er im Himmel ein Fürbitter und Schutzengel der Waparemission.



Für Mußestunden



Liebe um Liebe

Von Elisabeth Hoffmann (Schluß)

In einem Zimmer zu ebener Erde lag der Tote aufgebahrt. Der Geheimrat führte die Damen zu ihm und zog sich dann zurück.

Mit einem friedlichen Gesichtsausdruck lag der Tote da, die hünenhafte Gestalt schien im Tode noch gewachsen.

Eine Weile überließ Gertrud sich ihrem Schmerz, dann aber siegten ihr starker Glaube und ihr starker Wille über ihre schmerzlichen Gefühle. Sie würde ja nicht auf ewig von Walter getrennt sein, er war ihr nur in die wahre, bessere Heimat vorausgegangen. Und der jetzt so blasse, stumme Mund hatte als letztes Wort gesprochen: „Für dich, meine Gertrud!" Das gab ihr die Versicherung, daß sein Geist, seine Liebe ihr stets zur Seite sein werde, bis sie dereinst in der ewigen Heimat mit ihm vereinigt werden würde. Dieses letzte Wort klang in ihrer Seele nach und weckte zugleich einen mutigen Entschluß in ihr. Sich zu Tante Margret wendend, bat sie: „Bitte, laß mich eine Weile allein mit ihm, liebe Tante."

Prüfend sah die Tante sie an. Aber Gertrud schien so gefaßt und ihr Gesicht so entschlossen, daß Widerspruch vergebens gewesen wäre. So ging sie denn leise hinaus.

Als Gertrud mit ihrem geliebten Toten allein war, kniete sie an seinem Lager nieder. Dann seine erkalteten Hände in ihre lebenswarmen nehmend, sprach sie, ernst, als wenn der Verstorbene sie hören könte:

Es war uns nicht vergönnt, Hand in Hand durchs Leben zu gehen, du hast dein junges Leben der Liebe geopfert. Aber ich will nicht kleiner sein als du, aus Gegenliebe will ich mein Leben der Liebe weih'n."

Dann hielt sie noch lange stumme Zwiesprache mit dem Toten, wobei ihr Gesicht einen immer getrösteteren Ausdruck annahm. Endlich erhob sie sich mit den Worten von den Knien:

„Du sollst mit mir zufrieden sein, Liebster!"

Danach schnitt sie dem Toten eine seiner blonden Locken ab, die sie in ihrem Medaillon barg, drückte einen Kuß auf die kalte, weiße Stirn, gab ihm Weihwasser und ging dann völlig ruhig zur Tante, mit der sie, — es war inzwischen Morgen geworden, — zurückreiste. — — — —

Vier Wochen später. Wieder sitzen die beiden Damen beim Abendtee, diesmal aber, ohne auf Jemand warten zu müssen.

Gertrud hatte sich in diesen vier Wochen eingehend um den Stand ihres Vermögens, die Größe und Ausdehnung ihres Gutes gekümmert. Tante Margret wunderte sich sehr über dieses Interesse, und das erst recht nach dem kürzlichen Verlust, wagte aber keine Frage; denn die nun vierundzwanzigjährige Gertrud war in den letzten Wochen innerlich ernst und reif geworden. Vielleicht wollte sie sich mit dieser Beschäftigung auch nur von ihren schmerzlichen Gedanken ablenken. Darum ja nicht fragen, nicht dran rühren.

Unvermittelt aber ergriff Gertrud an diesem Abend selbst das Wort:

„Weißt du, Tante Margret, wie wir heut vor vier Wochen warteten?"

Ueberrascht sah die Tante auf, — der Ton der Stimme klang nicht sehr traurig. Ernst zwar, aber doch ruhig, fast froh, wie ihr scheinen wollte. Darum entgegnete sie auch ein wenig gereizt:

„Wie du das so ruhig sagen kannst, Gertrud! Bist du denn innerlich schon so fertig damit?"

Ein feuchter Glanz stieg in Gertruds Augen, als sie den vorwurfsvollen Blick der Tante erwiderte. Dann aber sagte sie fest:

„Ja, Tante. Innerlich habe ich mich schon in derselben Nacht, im Zwiegespräch mit dem toten Walter damit abgefunden. Ich habe ihm verversprochen, mich keiner tatenlosen Trauer hinzugeben, sondern meinen Schmerz durch eine Liebestat zu überwinden. Das ist mir gelungen, ich bin jetzt ganz ruhig geworden. Und heute habe ich auch meine äußeren Berechnungen abgeschlossen und gesehen, daß mein Plan sich verwirklichen läßt. Es geht prächtig, Tante."

Diese hatte ihr mit steigender Verwunderung zugehört und rückte nun unruhig auf ihrem Sessel hin und her. Hatte sie Gertrud unrecht getan? War der Verlust doch so tief gegangen, daß sie nur mit Hilfe einer „Liebestat," wie sie sagte, darüber hinwegkam? Aber welcher Art mochte die nur sein? Beklommen frug die Tante:

„Was geht prächtig? Ich verstehe dich nicht.'

„Die Aufteilung meines Gutes Albershof in zwanzig kleine Güter, liebe Tante. Und diese werden dann als Kriegerheimstätten vergeben."

Die Tante war vor Erstaunen sprachlos. Erst nach einer Weile brachte sie heraus:

„Wie kommst du auf eine solche Idee? Das ist ja vollendeter Wahnsinn!"

„Nicht doch, Tantchen. Das ist sehr gesunder Sinn. — Und wie ich auf die Idee komme? Nun, siehst du, ich habe Walter an dem stillen Abend gelobt: Liebe um Liebe! Meine Liebe soll nie einem andern Mann gehören, aber ich will mein Leben und mein Gut ganz in den Dienst der Nächstenliebe stellen. Ich bin die Letzte unseres Geschlechtes, Tante. Leibes-

erben für Albershof habe ich nicht und bekomme ich nicht. Was soll da das große Gut in einer, in meiner Hand?

„Da will ich für die vom sogenannten „Glück" Enterbten eine Erbtante bei Lebzeiten sein. Viele Tausende von diesen sehnen sich nach einem glücklichen Heimatboden, auf dem sie ein gesundes Familienglück bauen können. Ist es da nicht meine Christenpflicht, mit dem Boden, den ein unverdientes Glück mich ererben ließ, den Heimathunger einiger Weniger aus der großen Menge zu stillen? Der Bodenwucher ist das größte Unrecht, das es gibt; und wenn ich meinen Boden festhalten wollte, würde ich mich mitschuldig machen. Denn das wäre eine ungerechtfertigte Vorenthaltung eines Gutes, das doch eigentlich ebensowohl Allgemeingut sein sollte wie Licht und Luft und Wasser."

Staunend hörte die Tante zu und suchte einzuwenden:

„Du könntest doch ebensogut von dem Ertrage Gutes tun und dabei Herrin über dein altes, ererbtes Besitztum bleiben."

„Nein, Tante. Das ist nicht dasselbe. Das wäre Almosengeben. Ich will aber geben, was Recht und Pflicht ist, will glückliche Menschen auf eigenem Grund und Boden schaffen. Unseren tapferen Kriegern, die den Boden verteidigt haben, endlich ihr heiliges Recht zu geben, ist der beste Dank an sie. Zumal, wenn man das so ohne eigenen Schaden tun kann."

„Ueberspannte Ideen, Volksbeglückerin werden zu wollen," sagte die Tante gereizt. „Darf ich dann auch fragen, was du mit dem Schloß Albersruh vor hast? Willst du daraus nicht vielleicht eine Mietskaserne machen?"

Es schmerzte Gertrud, daß ihr Vorhaben die Tante so aufbrachte. Aber nun, bei dieser letzten Frage mußte sie doch lächeln und sie beeilte sich, zu antworten:

„Nein, nein, Tantchen. Beruhige dich. Das Schloß bleibt unser, wenigstens als Wohnsitz. Allerdings habe ich ihm daneben und darüber noch eine hohe Bestimmung zugedacht, die sicher auch du billigst."

„Da bin ich doch neugierig!"

„Was meinst du, liebe Tante, was später, ich meine nach unserm Tod, aus Albersruh werden soll?"

„Nun, ich denke, darüber zu bestimmen ist noch lange Zeit. Wenn du einmal in die Lage kommst, ein Testament zu machen, wird es auch nach deinem Willen vollzogen werden."

„Das schon, Tantchen. Aber ich ziehe es vor, meine eigene Testamentsvollstreckerin zu sein. Albersruh soll eine Stiftung werden, die schon jetzt teilweise, später einmal ganz, Erholungszwecken dienen wird, da wir hier so herrliche Luft haben."

„Was? — Eine Art Fremdenpension willst du eröffnen?" rief die Tante entsetzt.

„Nein, nein, Tantchen, keine im gewöhnlichen Sinn des Wortes. Sondern etwas viel Vornehmeres, Würdigeres. Es soll ein unentgeltliches Genesungsheim werden für erholungsbedürftige Priester, in erster Linie für Missionäre. Ich habe deswegen schon an einige Missionshäuser geschrieben und in ein paar Wochen sollen unsere ersten Gäste kommen: Zwei Patres, die

in Afrika von den Engländern gefangen genommen und interniert wurden und sehr heruntergekommen sind. — Wie gefällt dir dieser Plan, Tante? Weißt du, dann kommt auch unsere alte, liebe Schloßkapelle wieder zu Ehren."

„Ja, Trudel," nickte die Tante beifällig, „den letzten Plan lobe ich. — Aber, Kind, wie hast du diese schnellen Lösungen gefunden?"

Feucht schimmerten Gertruds Augen und bewegt klang ihre Stimme, als sie entgenete:

„Walters Geist hat mir beigestanden. Und, Tante, du weißt: Liebe macht erfinderisch!"

„Ja, Kind. Aber du bist noch jung — wenn nun auch noch einmal eine andere Liebe an dich herankäme?"

Aber Gertrud wehrte sich überzeugt:

„Nein, liebe Tante. Wo das Herz ganz erfüllt ist von großer, heiliger Nächstenliebe, da findet eine kleine und immerhin mehr oder weniger selbstsüchtige Männerliebe keinen Platz mehr.

Kinderecke

Der kleine Missionar

von M. v. Ekensteen

Alle Leute im Dorfe und weitum in der Runde kannten des Schäfers kleinen, kraushaarigen Peter. Nicht als ob er ganz besonders lustig gewesen wäre oder gar ein Schlingel, der den Bauern die Aepfel von den Bäumen stahl und das Federvieh verjagte.

O nein; ein braves, prächtiges Bürschlein war das Peterchen, freundlich und zutunlich gegen jedermann, ein braver, fleißiger Schüler und die ganze Freude des Schäfers Hartlieb und seiner arbeitsamen Frau. Alle hatten den kleinen Peter gerne, trotzdem — oder weil er anders geartet war, als es sonst die Dorfjugend ist. Wer ihm begegnete, der strich wohl sanft über sein weißblondes Kraushaar, oder tätschelte ihm die Wangen und freute sich über sein kluges, ernstes Gesichtchen mit den dunklen, fragenden Augen. Jedem rief er sein „Grüß Gott!" zu, ganz laut und froh. Das klang wie ein Amselruf so hell.

Der Mutter half er im Hause, so gut es mit seinen kleinen Händchen ging, geschäftig war er in der Schule, im Hausgärtchen zupfte er das Unkraut aus den Beeten, besorte die Gänge beim Bäcker und im Kramladen, und wenn die Mutter ihn dann frei gab, lief er so schnell wie ein Wiesel querfeldein zum Vater, der in der Umgegend die Schafherden hütete.

Das war des kleinen Peters seligste Zeit. Im Grase lag er und lauschte dem Vater. Hei, was der nicht alles zu erzählen wußte! Von Wanderschaft und Heeresdienst, von Land und Leuten, von Kriegsnot und dem Segen der Arbeit. Da lebte etwas in der Kinderseele des kleinen Burschen auf und Fragen reihten sich an Fragen, so tiefgründige oft, daß der Vater den Kopf schüttelte und nicht begreifen konnte, woher sein Bub die Gedanken nahm.

Am glücklichsten war allemal der kleine Peter, wenn der Vater den

Schäferkarren auf den großen Aeckern bei dem Kloster der frommen Patres aufgerichtet hatte. Da konnte er das Riesengebäude mit den landschaftlichen Nebenbauten bestaunen, nach dem hohen Spitzturm der schönen Kirche blicken, auf den Stundenschlag der Uhr lauschen, die so laut die fliehende Zeit ins Land rief.

Dann fragte er immer wieder: „Vater, wie heißen die Herren Pfarrer im Kloster?"

„Nicht Pfarrer, Pittchen, mein Jung! Hab' Dir's doch schon gesagt! Patres sind's und Missionare heißen sie."

Dann war es ein Weilchen still. Schlau, der große, zottige Schäferhund, trieb die Herde wieder zusammen, Vater Hartlieb schnalzte mit der Zunge und der kleine Träumer sah nach den hohen Klostermauern.

„Vater."

„Ja Peterchen, was willst Du jetzt schon wieder wissen?"

„Warum heißen die Patres Missionare?"

„Weil sie weit fort gehen in die Mission."

„Was machen, Vater?"

„Gar viel und gar Großes, mein Büblein! Vor Allem die armen Heiden bekehren, damit sie den lieben Gott kennen lernen."

Dann wieder eine lange Pause in der Unterhaltung. Ein heller Klang von der Turmuhr, das Aufblöken junger Schäflein und des Schäfers aufmunternder Zuruf, der wie das Schmeichelwort einer Mutter klang. Und dann wieder die helle Kinderstimme: „Vater, gelt, so schwarze Heiden wie auf dem Bild, das mir einer von den Pfarrern — Patres — Missionaren einmal geschenkt hat, mitdem Verslein drauf:

„Wo die dunklen Palmen rauschen,
Predigt ernst der Missionar — — — — — "

„Ja, Peterchen."

„Gibts nur schwarze Heiden, Vater?"

Nach einigem Besinnen meinte der Vater: „Du fragst gar viel, kleiner Bursch! Ich denk, schon, daß es auch weiße gibt."

Dann wieder Stille; aber die Gedanken arbeiteten weiter bei Peterchen, und auf den Ellbogen gestützt, forschte er mit großen Augen: „Wo sind denn die Heiden?"

„Ja, ich denk' schon, ein bissel überall."

„Auf meinem Bildchen aber steht doch „wo die dunklen Palmen rauschen?"

„Du fragst mir ja ein Loch im Kopf, du kleiner Bursch, du! Es wird schon so sein; die Palmen wachsen halt über dem großen Wasser! Da fahren die Herrn Patres in großen Schiffen, und Löwen gibts und Schlangen in den Ländern."

„Das ist fein, Vater! Die schießt man tot, und dann müssen die Heidenkinder brav beten lernen!"

„Ja, mein Jung, so ist's."

Und nach einer langen Pause: „Ja Vater, so ist's, und das ist fein!" — —

Nach einigen Tagen ging das Peterchen im Laufschritt zum Vater auf des Müllers Acker und brachte ihm wie alle Tage ein Bündelchen Wäsche und Proviant von der Mutter. Aber heute legte er sich nicht ins Gras. Mit

glänzenden Augen und glühenden Wangen sagte er: „Vater, heute geh ich auch einmal in die Mission."

„Was tust Du?"

„Zu Zieglers Michael geh' ich; der kann auch noch nicht beten."

Schäfer Hartlieb lachte laut auf. „Peterle, du drolliger Bub. Was hast du nicht alles im Krauskopf!"

Aber der Kleine ließ sich nicht beirren.

„Der Herr Lehrer hat's heut gesagt, der Michel wäre ein wahrer Heid' und alleweile ungewaschen wie ein Neger!"

„Und nun will mein Peterchen ihn bekehren?"

„Vater, ich weiß schon, wie ich's mach! Da schau nur her!"

Und in ein großes Stück Papier gewickelt, zog er aus der tiefen Hosentasche ein Stück Heidelbeerkuchen, das ihm die Köchin des Arztes geschenkt hatte, und rief strahlend vor Freude: „Das schenk' ich ihm! Und keine Schlangen und Löwen gibt's hier, da fürcht' ich mich nicht! Grad durch den Wald geh' ich, da ist der Weg kürzer."

Lustig sprang er fort und kopfschüttelnd sah der Schäfer dem lieben Blondkopf nach, der auszog als kleiner Missionar, um Zieglers Michel das Beten zu lehren. —

Als aber Peterchen mit seinen nackten Füßchen über den moosigen, weichen Waldboden lief, begegnete ihm Pater Willram vom nahen Kloster; der hielt in der Wanderung inne und sah freundlich lächelnd nach dem Büblein, das sich über seine herabhängende Rechte gebeugt hatte, sie in kindlicher Ehrfurcht zu küssen, wie es die Mutter ihn gelehrt hatte.

„Wohin so eilig, Peterchen?" fragte der greise Pater freundlich, und der Kleine war prompt mit der Antwort: „Zu Zieglers Michel, Herr Pater Missionar."

Etwas erstaunt klang die weitere Frage des Gottesmannes, der den kleinen ungewaschenen Michel wohl auch kannte:

„So, so, Peterchen! Ist der dein Freund?"

Peter lachte und sah treuherzig in die freundlichen Augen des Paters: „Nein, nein, aber der braucht auch einen Missionar, der ihm so lang das Beten vorsagt, bis er's kann!"

„Ei, sieh mal Einer! Und das willst Du besorgen?"

Ueber das Gesicht des Paters ging ein Leuchten; halb Freude, halb Rührung lag in seinen Augen, als er dem kleinen, eifrigen Burschen über das krause Haar strich, und er suchte ihm aus seinem Notizbuch zwei der allerschönsten Bildchen aus, wo Heidenkinder mit frommem Händefalten auf des Missionars belehrende Worte lauschten, und während der kleine Peter selig sein „Vergelts Gott!" rief, meinte er lächelnd: „Mach nur deine Sache gut, mein kleiner Missionar!" Tief im Herzen aber dachte er, wie gut doch ihre Sache stand, so traurig auch die Kriegsverhältnisse die Mission bedrohten, wenn schon in den Kinderseelen der Eifer wach würde, tätig mitzuwirken, um Gutes zu erzielen. — —

Andern Tages staunte der Dorfschullehrer nicht wenig, als Zieglers Michel sein Betverslein tadellos hersagte; als aber Michel berichtete, wer es ihn gelehrt hatte und von dem Lohn in Gestalt eines Blaubeerkuchens berichtete, da ging

dasselbe Leuchten wie bei Pater Willram über seine Züge, und er strich dem strahlend dreinschauenden Peterchen über die Wange und sagte: „Brav hast Du es gemacht, fahr' nur so fort, dann bist Du ja mein kleiner Hilfslehrer!"

Das stille Schäferkind mit den träumenden Augen war aber sehr verwundert, als nun die Leute, wenn er sein „Grüß Gott!" rief, ihm freundlich lächelnd mit den Worten dankten: „Güß Gott, kleiner Missionar!"

Selbst der Herr Pfarrer nannte ihn so, und keiner war im Dorfe, der nicht überzeugt war, daß einst aus dem kleinen Missionar ein großer werden würde.

Auch ich zweifle nicht daran.

Und Du, lieber Leser?



Bücher und Blätter



Die christliche Frau. Gebete und Unterweisungen. 6. verm. Aufl. 560 S. Butzon & Bercker, Kevelaer. Halbl. Mk 3.—

Eines der besten Gebetbücher, die Mütter gebrauchen sollten. Temming hat überhaupt bislang stets nur ganz Gutes, keine Dutzendware geschenkt, und das ist bei dem Vielen, das erscheint, eine bemerkenswerte Leistung. Standeslehren, gediegene Andachten, eine ganze Mutteraskese bietet der seelenkundige Verfasser.

Ganz auf die jetzigen Verhältnisse eingestellt ist desselben:

Aus Kriegszeit zu neuem Leben! Kriegswunden, Friedensaufgaben. 192 S. Mk 2.50 und höher ebd.

Lauter Trost, aufrüttelnde Mahnung. Kein Zeitbedürfnis wird vergessen: Kranke, Gefangene, Kinder, Familie. Die Weihe ans hl. Herz Jesu; letztere wird kurz erläutert in dem vom Herz-Jesu-Herold (Aachen) herausgegebenen Büchlein: Feierliche Familienweihe an das hlgst. Herz Jesu. Bei Missionen können alle drei genannten Bücher beste Dienste tun. P. B.

Hoffe! Bilder des Trostes. Den Kranken gewidmet von P. Cremer S. J. 6.—10. Tsd. kart. Mk 1.—. Paulinus-Druckerei, Trier.

Wir lasen im Lazarett allabendlich zur Maiandacht ein Beispiel aus diesem lebenswahren „Hoffe"-büchlein, die Kranken redeten lange davon. Es hat Tränen getrocknet, Herzen für die Gnadenannahme bereitet. Ein herzliches „Glück auf" sei ihm auf den Weg mitgegeben. P. B.

Die Sehnsucht haben v. P. G. Timpe P. S. M. Kriegsbilder. Schnell'sche Verlagshandlung, Warendorf i. W. Mk 3.25

Die früher anzeigten Kriegsbilder Timpes fanden beste Aufnahme. Da hatte ein seelenfeiner Seelsorger das blutende Weh von Tausenden in den Zeilen nachzittern lassen. Dies Buch kommt ein wenig zu spät, aber solche Schilderungen sind Labsal, man lese nur diese Weihnachtsfeier im Felde. Manchmal vielleicht werden doch der „Empfindsamkeit" zu große Zugeständnisse gemacht. „Von Verwundeten und Toten" hat Timpe in diesem Buche nicht mehr erreicht. P. B.

Stimmen der Kirche über die Thronerhebung. Verl. d. Waisenanst. (Schulbrüder), Waldernbach-Nassau (früher Oberginingen Lothr.)

Heilandsquellen. Ein Beicht und Kommunionbuch. Für erwachsene Christen im modernen Leben. Von P. Cölestin Muff, O. S. B. 704 S. In Einb. zu Mk 1.90 und höher. Einsiedeln, Köln, Benziger & Co. A. G.

Hin zu Christus. Ein Volksgebetbuch für die Neuzeit von Prof. Dr H. Lindemann. Mit Lichtdruck-Titelbild, Kreuzwegbildern nach Prof. M. von Feuerstein, 320 S. Geb. Mk —.90. Einsiedeln, Köln, Benziger & Co.

Krieg und Weltanschauung. Ein Warn- und Weckruf von Dr F. Mack, Redakteur und Generalsekretär des Lux. kath. Volksvereins. 56 S. Mk —.25. Einsiedeln, Köln, Benziger & Co.

Kreuz und Leben. Ein Missionsandenken. Von Alois Roik, Pfarrer. 64 S. Mk —.25. Einsiedeln, Köln, Benziger & Co.

Freiwillige vor! Eucharistischer Weckruf an die kath. Jugend, besonders an die Mitglieder der eucharistischen Sektionen von P. Irenäus Schönherr O. F. M. Mk —.85. Wilh. Bader, Rottenburg a. N.

Maria vom guten Rat und die vier letzten Dinge. Nach Dyonisius dem Karthäuser. Geschichten, 31 Betrachtungen und Gebete von Pfarrer Franz Ser. Rosmann. Geb. Mk —.90. Alphonsus-Buchhandl Münster i. W.

Der 700jährige Baum des heiligen Vaters Dominikus 1216—1916. Jubiläumsschrift von P. Manne M. Rings, O. Pr. 8° 84 S. Preis kart. Mk —.50. A. Laumann, Dülmen i. W.

Erziehungswerte im Rosenkranz. Rosenkranzgedanken über Jugenderziehung und Selbsterziehung v. P. Mannes M. Rings, O. Pr. 8° 222 S. Brosch. Mk 3.—. A. Laumann, Dülmen i. W.

Der Hoffnung Immergrün oder **Fröhlicher Optimismus.** Von P. Mannes M. Rings, O. Pr. 8° 280 S. Brosch. Mk 3.—. A. Laumann Dülmen i. W.

Erklärung der hl. Messe von Pfarrer Lechleitner für Schule und Christenlehre 20 S. 24° Mk —.17, 50 Stück Mk 7.65, Verl. Felizian Rauch, Innsbruck.

Die geistliche Kommunion. Ein leichter, sicherer und angenehmer Weg zur Vollkommenheit und zum Himmel. Von Msgr Dr Klimsch, Dechant in Wolfsberg (Sendbotenbroschüren II. 6.) 38 S. 24° brosch. Mk —.34, 50 St. Mk 15.30. Verlag Felizian. Rauch, Innsbruck.

Auf zum Tabernakel. Von Jos. Hättenschwiller S. J. Ein Trostbüchlein für unsere trüben Tage. 112 S. 24° mit Titelbild Pr. Mk —.85, 50 St. Mk 38.25. Verlag Felizian Rauch, Innsbruck.

Die Mutter der Völker. Von P. Kapistran Dr Romeis. (64 S. geheftet Mk —.50. Hermann Rauch, Wisbaden.

Der Katholik der Tat. Ein Betrachtungsbuch für gebildete Katholiken. Von G. Paláu S. J. Aus dem Spanischen verdeutscht von Professor Dr Eberhard Vogel. Mit einem Vorwort von Dr Norbert Peters, Professor der Theologie. Paderborn, Bonifatius-Druckerei. (XXIV u. 224 S. kl. 8° geh. Mk 1.50, geb. Mk 2.—

Nach Art der Nachfolge Christi bietet das Büchlein Kerngedanken, die zum Nachdenken anregen und im Leben Verwendung finden sollen. -n.

Und ihr seid traurig? Den Leidträgern des Weltkrieges zum Troste. Mit einem Vorwort von Dr J. Klug. Paderborn, Ferdinand Schöning. (VIII u. 164 S. 8° Geb. Mk 2.20

Die Heiligung der Kinderwelt. Anleitung zur Abhaltung von Exerzitien für Kinder (besonders vor der Schulentlassung), von Dr Herm. Sträter. 8° 286 S. brosch. Mk 2.50, geb. Mk 3.—. (10₀/° Teuerungszuschlag) A. Laumann, Dülmen i. W.

Die katholischen Missionen. Illustrierte Monatsschrift. (August-September) 1919. Freiburg im Breisgau, Herdersche Verlagshandlung.

Es war nicht unsere Schuld, wenn diese vornehme, von echt katholischem Geiste erfüllte Zeitschrift nicht öfter in den Spalten der bescheideneren Weggenossin empfohlen wurde. Raummangel machte den Abdruck des Inhaltes unmöglich, heute aber, beim Rückblick auf den verflossenen Jahrgang zur angenehmen Pflicht. Sicher und zielbewußt geht diese führende Zeitschrift ihre Bahn und weist Wege in der Missionsbewegung. Nr. 11/12 enthält:

Rückblick und Ausblick. (A. Väth S.J.) Der deutsche Glaubensbote in der Südsee. (G. Lehmacher S. J.) Lage der kath. Kirche in Weißrußland. (C. Drüding S. J.) Kampf um die Sahara. (G. Schurhammer S. J.) ferner Nachrichten, Missionsrundschau, Missionswesen in der Heimat.

Ein reicher Inhalt in gewählter Form. P. B.

Die Bergstadt. Monatsblätter, herausgegeben v. Paul Keller. Bergstadtverlag Wilh. Gottl. Korn, Breslau. Monatl. ein Heft, Preis vierteljährlich Mk 4.—, Einzelnummer Mk 1.50. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen u. Postanstalten. 7. Jahrg. Heft 12 September 1919

„Von frommen und frohen Schildern" hebt das letzte Heft des 7. Jahrganges an. Carola Buschmann spinnt die fein ersonnene Künstlermär zu Goldfäden schmuckster Erzählweise aus. Dr H. Rausse, ein Kenner der Grimmelshausen, Robinson- und Quijoteliteratur, plaudert anregend über Robinson. Die Poesie in „deutschen Brunnenanlagen" deckt Fr. Mielert, der bekannte Reiseschilderer, auf. Hilde Walde begegnet hier zum ersten Mal und gewinnt den Leser. Je ein Gedicht von Storm und Scheffel stehen glücklich vertont im Hefte. Die im Glanze der Ehrungen sich sonnende M. Herbert und der heimgegangene J. Seeber werden sachlich gewürdigt. In der Hamannschen Bücherstube klingt und singt es von mancherlei Gezweig. „Herbst" und „Heide," die Bildereinlagen, passen so recht zur Herbstnummer.

Der Burgemeister kündet einen neuen Keller-Roman an: „Vaterland" und revanchiert sich greifbar an allen Bergstadtbewohnern durch eine abermalige Erhöhung des Bezugspreises. Wer zahlte ihn nicht gerne? P. B.

Wie kann dem beklagenswerten Priestermangel abgeholfen werden? Von P. Daniel Gruber O.F.M. 36 S. 24° Preis Mk —.17, 50 Stück Mk 7.65. Verlag Felizian Rauch, Innsbruck.

Die Gaben der katholischen Kirche an das deutsche Volk. Apologetische Gedanken von P Mannes M. Rings O.Pr. 8° 151 S. Mk 2.25. A. Laumann, Dulmen i. W.

Die Glocke in Geschichte, Sage, Volksglaube, Volksgebrauch und Dichtung. Von Rektor Johannes Pesch. Kl. 8° 192 S. kart. Mk 1.80. A. Laumann, Dülmen i. W.

Mahruf an Eltern und deren Vertreter über Erziehung der Kinder zur Keuschheit. Von Heinrich Kaminski 8° 198 S. geb. Mk 2.50. A. Laumann, Dülmen i. W.

Signale zum inneren Leben. Von M. Kreuser, Religionslehrer. 8° 216 S. Geb. Mk 1.50. A. Laumann, Dülmen i. W.

Die Glocken vom Hochwald. Von Reimmichl (Seb. Rieger). 360 S. Geb. Mk 3.—. Tyrolia, Innsbruck.

Briefkasten

J. E. Neustadt (O.-Schl.). Für Mitteilung herzlichen Dank. Gott lohne das Vertrauen!

Hochw. Prof. E., Finthen. Nochmals „Vergelts Gott." Die Schuld ist reichlich gedeckt. O. p. i. P. B.

Für die Schriftleitung verantwortlich: P. Peter Büffel C. S. Sp., Missionshaus Knechtsteden. Druck u. Verl.: Missionshaus Knechtsteden, Stat. Dormagen (Rhpr.)
Postscheckkonto Cöln 3543







